Die
Ritter vom Pique-Aß
und
die Königin des grünen Tisches.

Roman

von

Albert Blanquet.

Deutsch von L. v. Alvensleben.

1. Band.

Brünn.
Verlag von Fr. Karafiat.

Aus Georg Gastl's Buchdruckerei in Brünn.

Prolog.

I.

Don Juan.

Zwei Männer begegneten sich in den Gängen des ersten Logenranges der Oper.

„Nun?" fragte der Aeltere, ein Greis mit schneeweißem Haare.

„Ich glaube, es wird diese Nacht geschehen," erwiderte der Andere, ein junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren.

„Diese Nacht?"

„Diesen Morgen vielmehr, denn um 4 Uhr holte man mich, aber es war nur falscher Lärm."

„Sie fürchten nicht, daß ein Anderer Ihnen zuvorkommt?"

„Dank der Theilnahme, welche sie mir, wie man vermuthet, einflößt, und die ich wirklich für sie empfinde, bin ich überzeugt, daß man sich an keinen Andern wenden wird."

„Sie muß in der That kaum zwanzig Francs bei sich haben."

„Man wird mich hier suchen, hier, denn ich thue keinen Schritt, ohne den Thürhütern zu sagen, wohin ich gehe."

„Gut."

Der junge Mann sah den Greis mit einem Ausdrucke besorgter Neugier an, dieser aber zuckte nicht mit den Wimpern.

„Vollziehen Sie meine Befehle,“ sagte er, „die wichtigsten Interessen, bedenken Sie das wohl, die wichtigsten Interessen hängen mit dieser Frau zusammen.“

„Eines mehr oder weniger.“

„So dürfen Sie sie nicht betrachten, sie besitzt einen höheren Geist und ich lege das höchste Gewicht darauf, daß sie uns gewonnen werde.“

„Ich habe mich erkundigt, sie hat zum Liebhaber einen gewissen Grafen von Fereira, einen Portugiesen.

„Ich kenne ihn.“

„Ah!“

„Es ist nicht nutzlos, daß Sie ihn auch kennen lernen, mein lieber Berthold, denn ich habe auf ihn ebenfalls meinen Plan.“

„Was ist er für ein Mensch?“

„Don Juan von Fereira wird in Ihren Augen große Proportionen annehmen, hüten Sie sich davor, ihn zu bewundern. Sein Leben ist bis zum heutigen Tage ein lebendiger Roman.“

„O! dann sprechen Sie schnell.“

„Er hat in der Fremdenlegion in Afrika gedient und in Folge der Eroberung der ersten Kriege Algeriens war er schon bis zu dem Range des Capitäns avancirt, als ein Streit mit einem General bei einem Diner in Marseille ihn zwang, seinen Abschied zu nehmen. Er wollte den fordern, den die Gesetze der militärischen Hierarchie für ihn heiligten. Indeß bekam der Minister Wind von der Forderung und drohte dem Grafen, ihn aus Frankreich verweisen zu lassen, wenn er seinem Verlangen nachgäbe; aber Fereira hatte nicht minder mächtige Freunde wie der Mar-

schall, und binnen kurzer Zeit erlangte er seine Naturalisation. Als Franzose wurde das Duell unvermeidlich und der General getöDtet.

„Das fängt in der That gut an."

„Fereira war gezwungen, zu entfliehen und ging nach Portugal, wohin ihm sein wohlverdienter Ruf der Tapferkeit vorausflog, denn er hatte ihn auf den Schlachtfeldern bewiesen, und durch das Gericht seines Duells machte er in der höheren Gesellschaft das größte Aufsehen. Dadurch zog er auch die Blicke der Sennora Leonora auf sich, der Tochter des Marquis Silveira Castel Branco, einer der reichsten Erbinnen des Königreiches. Das junge Mädchen war vielleicht nicht außerordentlich verliebt, aber von einem französischen Officier geschickt behandelt und bearbeitet, mußte es bald erliegen. Ein Priester legitimirte um schweres Geld die Verbindung und die beiden Liebenden reisten nach Frankreich ab, indem sie hofften, den Zorn des Marquis Silveira Castel Branco, des stolzesten Hidalgo's von Portugal, bald zu beschwichtigen."

„In Frankreich?"

„Sie verbargen sich in Saint Malo unter dem Vorwande, die Seebäder zu gebrauchen; aber die Tochter correspondirte mit der Mutter, so daß eines Abends in dem Augenblicke, als der Graf nach Hause zurückkehrte, an der Ecke einer Straße der Marquis ihn anredete. Dieser war ein fürchterlicher Mensch; er ließ nicht mit sich scherzen und befahl seinem Schwiegersohne, ihm an das Ufer des Meeres zu folgen. Don Juan erkannte bald, welchen Ausgang diese Unterredung haben werde, und benachrichtigte seine Frau durch einige Zeilen, daß er gezwungen wäre, nach Paris zu reisen und nicht einmal so viel Zeit hätte, sie zum Abschied zu umarmen. Er reiste mit seinem Schwieger-

vater nach Spanien und an den Ufern der Bidassoa begann er mit Douaniers als Zeugen ein erbittertes Duell. Don Juan wurde verwundet, aber er tödtete —"

„Er tödtete den Comthur, wie der Don Juan Molières den spanischen?"

„Richtig. Er ließ durch einen Arzt in Bordeaux mit der größten Sorgfalt seinen Schwiegervater einbalsamiren und schickte ihn nach Lissabon; darauf schlug er den Rückweg nach Saint Malo ein."

„Ei, dieser Brasilianer, der als Franzose naturalisirt wurde, ist ein stolzer Mann!" sagte Berthold mit dem Ausdrucke eines Kenners.

„Don Juan war verwundet. Er konnte nicht bis Saint Malo gelangen und war gezwungen, während des Weges in Pleneuf, einige Stunden von der Stadt entfernt, in der seine Frau wohnte, Halt zu machen. Vom Geld entblöst, reiste er allein, so daß er in einer Fischerfamilie aufgenommen wurde, die ihn mit der größten Sorgfalt pflegte."

„Und wohin er seine Frau kommen ließ?"

„Ei, ja doch! Es war in diesem Hause, in welchem eine patriarchalische Einfachheit herrschte, eine junge Frau mit ihrem kränklichen Vater. Der Mann dieser Frau war seit zwei Monaten zum Fischfang bei Neufundland auf der See. Als Don Juan, der auf der Schwelle des Hauses ohnmächtig niedergesunken war, die Augen wieder öffnete, war sein erster Gedanke, Donna Leonora benachrichtigen zu lassen; aber die Frau des Fischers war von einer ungewöhnlichen Schönheit."

„Ich begreife. Wird denn dieser Typus nie aus der Welt verschwinden? Welches auch das Land, welches auch die Zeit sei, — werden wir doch stets unter einer neuen

Gestalt diesen Vampyr erblicken, der nach Liebe und Blut dürstet, und ausgerüstet mit seiner verhängnißvollen Macht, dem Gehirn eines Dichters entsprang.

„Ei, Fereira ist kein Dummkopf, sondern ein sehr anständiger Mann, die Gefälligkeit selbst, führt ein großes Leben, ist sehr rechtschaffen, kurz, ein wahrer Edelmann!"

„Ja, ein liebenswürdiger Taugenichts, wie man in unserer blasirten und verderbten Welt die nennt, welche es verstehen, ihren Cynismus für Verwegenheit geltend zu machen."

„Sie ein Moralist, Berthold?" rief der Greis staunend.

„Ein Moralist, der an seinem Jahrhundert und den erbärmlichen Menschen, die dasselbe hervorbringt, verzweifelt."

„Ei, zum Teufel, wessen ist denn dieser liebe Graf schuldig? Die Gelegenheit macht den Dieb, und es wäre wirklich Dummheit gewesen —"

„Eine schlechte Handlung nicht zu begehen, wenn die Gelegenheit dazu sich bietet?" ergänzte der junge Mann mit wahrem Unwillen die Rede.

„Don Juan ist das Musterbild der Ehemänner; er kehrte zu seiner Frau zurück, sobald er hergestellt war."

„Siehe! Aber Sie haben Ihre Geschichte nicht beendigt. Als der Comthur — nein, als der Marquis todt war, hat seine Witwe verziehen?"

„Vollständig. Aber es besteht ein Testament des Herrn von Castel Branco, der seine Tochter enterbt, wenn aus dieser ohne seiner Zustimmung geschlossenen Ehe nicht ein Kind geboren wird."

„Ich wette Zehn gegen Eins, daß Don Juan bald Vater sein wird."

„Es ist schon geschehen. Eben heute."

„Parbleu!"

„Unglücklicher Weise ist es ein kleines Mädchen und noch obendrein sehr schwächlich. — Sie hat kaum den Hauch des Lebens und dieser hängt nur an einem Faden."

„Das ist der Anfang eines Drama, ganz wie in Ambigu," sagte Berthold.

Die Glocke ertönte in diesem Augenblicke in dem Foyer und die beiden Bekannten kehrten Jeder nach seiner Seite zu ihren Sitzen zurück.

Der Vorhang war indeß noch nicht seit fünf Minuten vor dem zweiten Acte der Favorite in die Höhe gegangen, als der Controleur des Orchesters mit leiser Stimme den Doctor Berthold bat, sich eiligst nach der Rue Martel zu begeben.

Indem der junge Arzt, um sich zu entfernen, an den Zuschauern vorüberging, richtete er die Augen auf den Balkon und begegnete dem Blicke des Greises.

In diesem Blicke lag eine solche Starrheit, ein solcher Ausdruck unbedingten gebieterischen Willens, daß Berthold ungeachtet seines lebhaften Wunsches, den geheimen Befehlen zu gehorchen, die er von diesem Manne empfangen hatte, sich eines Bebens nicht erwehren konnte. — —

Am nächsten Tage — einem der rauhesten Morgen des Monats Jänner im Jahre 1841 — hielt ein wapengeschmückter Wagen auf dem Platze der Petits-Pères an dem Eingange jener Art von Sackgasse, die damals zu dem Bureau der Mairie führte.

Ein elegant gekleideter Mann, dessen Gesicht beinahe ganz durch den hohen Kragen seines Pelzüberrockes verborgen wurde, stieg aus dem Wagen. Er reichte mit allen Zeichen der größten Sorgfalt den Arm einer Frau, die

nach ihm auf das Trottoir herabstieg, wobei sie, gehüllt in einen reichen Cashmirshawl, ein Päckchen trug, welches die Umrisse eines neugebornen Kindes zu haben schien.

Zwei andere Männer stiegen ebenfalls aus dem Wagen und folgten dem Manne und der Frau, welche die Hauptpersonen eines so ungewöhnlichen Ereignisses waren, das stattfinden sollte.

Man begreift, daß es sich hier um die Erklärung der Geburt eines Kindes in dem Bureau des Civiletats handelte.

Die enge Gasse, welche zu der Mairie führte, lief an den Mauern der Kirche der Petits-Pères hin, und der Wind, der sich in diesem Gange fing, machte denselben eisig kalt; der Mann im Pelze wandte sich daher auch zu der Trägerin des Kindes und sagte:

„Sehen Sie sich vor, meine liebe Madame Renand, es ist hier sehr kalt.“

„Ohne Besorgniß, Herr Graf, ich stehe für Alles,“ sagte die Frau voll Zuversicht.

„Ach,“ nahm der Erstere wieder das Wort, „wann werden wir denn endlich die Geburtsbestätigung in der Wohnung vornehmen! Es ist wahrlich eine Barbarei, die Kinder bei solchem Wetter auf die Mairie tragen zu müssen!“

„Das wird geschehen, Herr Graf; man spricht schon seit zu langer Zeit davon, als daß es nicht früher oder später wirklich geschehen müßte.“

„Die Gesundheit dieses Kindes ist ohnehin schon gefährdet, so daß dieser Ausgang es vollends tödten kann, nicht wahr?“

„O, so weit ist es zum Glück noch nicht, obgleich der Doctor — Ach, die Niederkunft der Frau Gräfin war fürchterlich!“ sagte die Dame, welche, wie man sieht, keine andere war, als die Hebamme.

In diesem Augenblicke traten die vier Personen ein in den Saal der Geburtsanzeigen. Die Ueberfüllung, die darin herrschte, machte, daß die beiden Zeugen des Grafen — denn man wird errathen, daß die Herren diese untergeordnete Rolle bei diesem ersten Acte des menschlichen Lebens spielen sollten — wieder hinausgingen.

Minder empfindlich gegen die Kälte als der Vater des Kindes, der Mann im Pelze, zündeten sie sich jeder eine Cigarre an und gingen dann auf dem Hofe umher, von Dingen mit einander plaudernd, die wahrscheinlich der wichtigen Sendung, welche sie erfüllen sollten, fremd waren. Ein Mann von hohem Wuchs und vortheilhaftem Aeußern, stark ausgeprägten Zügen und jenem strahlenden Auge, welches von Geist und zuweilen von Schönheit funkelt, redete sie an.

Er hatte sich, wie alle die auf dem Hofe Hin- und Hergehenden, durch jenes große Stück Zeug geschützt, welches man so unpassend ein cache-nez nennt; aber seine bläulichen Lippen hielten eine unberührte Cigarre. Als er die beiden Zeugen des Grafen erblickte, näherte er sich ihnen, um sie um das zu bitten, was die Spanier, welche die ersten Raucher sind, die candela nennen. Zwei brennende Cigarren wurden ihm augenblicklich hingehalten.

„Ei, Sie sind es, mein lieber Dichter?" rief einer der beiden Zeugen freudig aus.

„Méran!" antwortete der Neuangekommene, indem er die Hand drückte, die ihm der Freund bot.

„Mein Lieber," entgegnete der Zeuge, „gestatten Sie mir zunächst, Ihnen zu Ihrem ungeheuren Erfolge Glück zu wünschen. Ich komme aus Portugal über Rom, Neapel und Konstantinopel, so daß Sie meine etwas verspäteten

Glückwünsche begreifen werden. Das wird Ihr schönstes Buch sein."

„Man spricht also in den Harems davon?"

„Noch nicht; aber ich komme von Marseille und dort ist nur die Rede von Mathilde; in Lyon, Mathilde; in Paris wieder und immer wieder Mathilde! Ha! Sie sind auf Ihrem wahren Gebiete!"

„Ist das Ihre Ansicht, Méran?"

„Ja."

„Nun wohl, mein Freund, Sie täuschen sich, wie ich glaube."

„Wie so das?"

„Es gibt noch etwas anderes zu thun, als sich mit den Leiden einer jungen Frau der vornehmen Welt zu beschäftigen, sowie mit den häuslichen Zwistigkeiten gewisser vornehmen Pariser Ehen."

„Was dann?"

„Ich träume von etwas Besserem. Ich will größere Schmerzen studiren; ich will die finstersten Abgründe erforschen und die Menge derselben ist unerschöpflich."

„Ein neuer Roman? Welchen Titel wird er haben?"

„Mein lieber Méran, Sie sind ein charmanter Mensch, ich liebe und schätze Sie außerordentlich, wie Sie wissen, und Sie können kühn von mir jeden Dienst verlangen; aber fragen Sie mich nie nach dem Titel eines Werkes, das noch nicht erschienen ist."

„O, ich hoffe doch, Sie werden nicht fürchten, daß ich Ihnen in das Gehege komme?"

„Davon bin ich hundert Stunden weit entfernt, aber Sie wissen nicht, was ein ausgeschwatzter Titel ist. Die Vögel, die in der Luft fliegen, hören ihn, und das ist schon zu viel. Verzeihen Sie mir daher meine Zurückhaltung.

Aber wenn Sie mir einen hübschen Frauennamen liefern könnten, so würden Sie mein Tagewerk ausgefüllt haben."

„Ein Frauenname? — Das ist eine leichte Sache!"

„Das glauben Sie wohl: Man sieht, daß Sie nicht den ganzen Tag an der entsetzlichen Arbeit angekettet sind, die man das literarische Leben nennt. Der Name eines Helden eine Kleinigkeit? Sie Weltmann, der Sie sind! Ich würde fünfhundert Francs hier augenblicklich und vom Herzen gern dem oder der geben, welche in meiner Gegenwart den Namen ausspricht, den ich suche."

„So — aber wahrlich, das ist ein Einfall!" rief Herr von Méran. — „Kommen Sie mit uns und Sie werden dort Ihre Sache finden."

„Wo denn?"

„In dem Geburtsbureau der Mairie, wo dieser Herr und ich erwartet werden."

„Bah, Kalendernamen oder der alten Geschichte, französirt durch die Uebersetzer der Universität oder der Gesellschaft Jesu."

„Kommen Sie nur immer mit; überdies werden Sie sich erwärmen."

„Sagen Sie mir zunächst, was Sie dort wollen."

„Dazu haben wir volle Zeit, denn ich sehe noch Niemanden aus dem Bureau kommen. Es scheint, als ob die Herren Beamten sich Zeit ließen. Wir sollen als Zeugen für die Geburt eines Kindes dienen, welches dem Grafen Fereira geboren wurde."

„Ich glaube, ihn ein wenig zu kennen," erwiderte der, welchen Herr von Méran mit dem Titel eines Poeten begrüßt hatte. „Ich sah ihn auf der portugiesischen Gesandtschaft an dem Abende eines großen Balles. Ist er nicht ein Brasilianer oder ein Portugiese, der in Frankreich

naturalisirt wurde, nachdem er eine kurze Zeit in unserer Armee diente?"

„Richtig."

„Auf sein Gesicht besinne ich mich nicht recht, wie die guten Weiber sagen, obgleich er sehr schön ist. Ich glaube, mich an seine Geschichte zu erinnern und würde mich glücklich schätzen, ihn kennen zu lernen. Sie werden mich ihm vorstellen, Méran; er muß Stoff zu einer wichtigen Studie bieten."

„Nun, so lassen Sie uns eintreten; es ist Zeit."

„Seien Sie aber besonders vorsichtig, mein lieber Poet."

„Ohne Besorgniß, sage ich Ihnen."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Graf keineswegs ein Lugarto ist, sondern ein wirklich liebenswürdiger Mensch."

„Ein vollkommener Edelmann! Zugestanden!"

Die beiden Freunde, gefolgt von dem anderen Zeugen, der während dieser ganzen Unterredung das vollständigste Schweigen bewahrt hatte, traten in den Saal der Mairie, welcher zur Eintragung der neugebornen Kinder bestimmt war. In dem Augenblicke, als sie in das gefüllte Bureau eindrangen, dessen Atmosphäre kaum athmungsfähig war, Dank einem gewaltigen Ofen von Fayence, in welchem eine reiche Menge des Staatsholzes verbrannt wurde, und besonders wegen der Ausdünstungen der versammelten Menschen, der Beamten, der Zeugen, der Kinder und der Ammen, bildeten sich zwei Gruppen, welche hinausgingen. Sie waren expedirt und es blieben nur noch zwei Kinder übrig.

Der Beamte benützte die kleine Bewegung, die auf seinem Gebiete entstand, um sich einen Augenblick die Hand

an dem Ofen zu wärmen und nachzusehen, ob eine kleine Lücke blieb, groß genug, um ein neues Scheit Holz hineinzustecken; über diesen Punct wurde er indeß bald durch den Aufwärter beruhigt, der die Erhitzung des Ofens mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit zu betreiben schien.

Während dessen hatte Herr v. Méran den schon bemerkten Schriftsteller dem Grafen von Fereira vorgestellt, der sich beinahe augenblicklich entschuldigte, daß er ihm nicht die ganze verdiente Aufmerksamkeit gewähren könnte, weil er sich mit seinem Kinde beschäftigen müßte, welches die Hebamme soeben mit Hilfe einer jener sinnreichen Flaschen beschwichtigt hatte, die dem Namen Darbo einen europäischen Ruf gewannen.

Der Beamte, der die Geburt einzutragen hatte, war beinahe ein Greis, mit kahler Stirn und einem runzlichen Gesicht, gelb gefärbt durch die fürchterliche Macht der Aufreibung, welche die Bureaus besitzen, und welche wie in einem ehernen Mörser alle Bestrebungen und allen geistigen Aufschwung zermalmt. Es war einer jener geraden und zuweilen sogar zierlichen Naturen, wie man sie häufig in gewissen Verwaltungszweigen findet, welche täglich dieselben Geschäfte bieten, welche voll Gewissenhaftigkeit dem Rechte, der Ordnung und der Pflicht folgen und nicht die geringste Abweichung von der Ausübung ihrer Functionen zugeben, welche auf der Gewohnheit und der strengen Beobachtung des Gesetzes beruhen.

„An wem ist die Reihe?“ fragte der Beamte, als er seinen Platz wieder eingenommen hatte.

„An uns“, erwiderte ein ziemlich elend gekleideter Mensch, der gegen die Schranke vortrat, welche die Register des Civiletats von dem Publikum trennte, und dem eine Frau folgte, die ein Kind trug.

„Und Ihr anderer Zeuge?“ fragte der Beamte.

„Ei“, sagte der Mensch verwundert, „wo ist denn Protat? Ach, da ist er.“

Bei diesem Namen richtete der Graf de Fereira mit leisem Stirnrunzeln die Augen auf einen Menschen, der nicht besser gekleidet war, wie der erstere, und in einer finsteren Ecke des Saales schlief.

„Tritt doch vor!“ rief der Zeuge, indem er sah, wie der Schläfer erwachte.

Der, welcher Protat genannt worden war, stand mühsam auf und stützte sich auf die Schranke, wobei er ein Gesicht zeigte, das beinahe bäuerisch war und auf dem alle fürchterlichen Spuren der Unwissenheit zu lesen waren. Der Graf hatte wahrscheinlich Grund, um es zu vermeiden, von diesem Menschen erblickt zu werden, denn er wendete sich ab und beschäftigte sich mehr als je mit seinem Kinde.

„Wie sind die Namen der Eltern und welchen Namen geben Sie dem Kinde?“ fragte der Beamte mit der Ruhe eines Automaten.

„Sehen Sie, Herr Groslay, Alles ist hier darin aufgeschrieben,“ sagte die Hebamme, während sie mehre Papiere über die Schranken hinreichte.

„Gut, das Trauzeugniß der Eltern, sehr gut — wir werden das sogleich sehen. Zunächst welches ist das Geschlecht des Kindes?“

Die Hebamme, welche sich plötzlich mit dem kleinen Geschöpf beschäftigen mußte, das gewaltig schrie, hörte die Frage nicht.

„Das Geschlecht? — Schnell!“ sagte der Beamte, indem er die beiden Zeugen mit den Augen befragte.

Diese sahen sich mit einfältigem Staunen an.

„Ach, ich habe es!" rief Protat, „nun wohl, ja, es ist davon."

„Von was?"

„Nun, eine Person von dem Geschlecht."

„Also ein Mädchen?" fragte Herr Groslay mit einer engelgleichen Geduld.

„Pardi! daß sie von dem Geschlecht ist, nicht wahr, Sauvageot?" sagte Protat, indem er die Zustimmung seines Gefährten einholte, eines achtungswerthen Auvergnaten und Mitgliedes der Corporation der Kohlenträger.

„Gut!" sagte der Beamte. „Es ist nur, weil die Zeugen wissen müssen, was sie unterschreiben. — Und wir nennen das Kind? — Was? — Was ist das für ein Name?" fügte er hinzu, indem er lebhaft die Brille auf die Stirn schob, ohne Zweifel, um besser auf dem Papier lesen zu können.

„Ein sehr hübscher Name", sagte die Hebamme, die von jetzt an ihre ganze Aufmerksamkeit auf die begonnenen Formalitäten richtete.

„Den erkenne ich nicht an", erwiderte der Beamte kalt.

„Wie!" sagten die drei Betheiligten. „Weshalb denn nicht?"

„Laßt sehen, ob ich mich auch nicht täusche. Richtig, nennen Sie ihn, um mich zu überzeugen."

„Marienblume."

„Marienblume!" wiederholte der rechtschaffene Herr Groslay achselzuckend. — „Aber Sie wissen doch, meine kleine Frau, daß Sie nicht zum ersten Male Kinder herbringen; Sie müssen daher auch den Teufel wohl wissen, daß der Name nicht zu denen gehört, die man auf der Mairie annimmt."

„Er steht freilich nicht im Kalender, das ist wahr, denn auf der Stelle steht Himmelfahrt; aber das ist dasselbe."

„O durchaus nicht.“

„Bah, was thut denn das?“ sagte Protat lächelnd, „wenn ich es nun so will.“

„Aber das ist unmöglich!“ rief das Stückchen Municipalität und ergriff ein kleines Buch, um es zu Rathe zu ziehen. — „Hier ist das Dictionär der Namen, die wir annehmen dürfen — Marienblume ist nicht darunter — er ist nicht darunter! — Davon war ich überzeugt.“

„Aber, Herr Groslay, in der Bretagne, wo die Eltern her sind, wird dieser Name, wie es scheint, sehr häufig gegeben.“

„In der Bretagne! — Aber wir sind hier in Paris! Und Blume der — Nein! Ich kann den Namen nicht annehmen,“ erwiderte der brave Mann, dem die Sache beinahe ein Aergerniß war.

In diesem Augenblicke näherte der Schriftsteller sich der Schranke und redete den Beamten sehr höflich an.

„Erlauben Sie, mein Herr,“ sagte er, „ich glaube wohl, daß Sie sich irren können.“

„Nein, mein Herr, hier ist mein Repertoir und hier das Gesetz,“ erwiderte Herr Groslay.

„Das Gesetz, mein Herr?“

„Ja, mein Herr, das Gesetz vom 11. Germinal Jahr eilf, welches verbietet, den Kindern andere Vornamen zu geben, als die, welche entweder aus den verschiedenen anerkannten Kalendern, oder aus den Namen der alten Geschichte genommen sind.“

„Gut, aus den bekannten Kalendernamen. — Nun wohl, mein Herr, die Spanier, welche vortreffliche Katholiken sind und deren Kalender anerkannt ist —“

„Nicht in Frankreich, mein Herr,“ erwiderte lebhaft der Beamte.

„Ich bitte, lassen Sie mich ausreden — die Spanier geben zuweilen ihren Kindern Namen, welche eine große Analogie mit dem anmuthigen Namen haben, der Ihnen gesagt wurde; z. B. unsere liebe Frau der sieben Schmerzen, welches abgekürzt Dolores heißt; ferner unsere liebe Frau vom Rosenkranz, welches ebenfalls durch Rosalia abgekürzt wird; — also —"

„Verzeihung, mein Herr," unterbrach ihn der Beamte; „aber das ist eine Sache, die sich nicht bestreiten läßt. Ich stütze mich auf meine Instructionen und weiche davon nicht ab. Ueberdies habe ich nicht die Zeit, mich mit dem Allen zu unterhalten. Der Name Marienblume ist außerordentlich hübsch, das will ich nicht bestreiten; aber er steht nicht in meinem Catalog und — Nun, Madame," fügte er hinzu, indem er sich an die Hebamme wandte, „wofür entscheiden wir uns?"

„Es ist entschieden, Herr Groslay."

„Es ist so gut, als ob der Herr Maire und der Herr Präfect der Seine dabei gewesen wären."

„Nun, so nennen Sie sie Marie auf dem Papier; — man wird ihr in dem Hause einen andern Namen geben."

„O, das steht Ihnen frei, das steht Ihnen frei!" entgegnete der rechtschaffene Schreiber, indem er die Feder ergriff und zu kritzeln begann.

„Sind die hartnäckig, die braven Herren!" sagte Protat zu seinem Gefährten. — „Ich frage Dich, Sauvageot, was wird das ausmachen können, ob er Deinen Namen oder einen andern auf sein gestempeltes Papier kritzelt?"

„Das ist nun 'mal so!" erwiderte der Auvergnat mit der Resignation eines Patentirten.

„Die Namen der Eltern," fuhr der Beamte fort, indem er die Notiz zu Rathe zog, — „der Vater Johann

Kerléis — die Mutter Margarethe Tingry." — Dieser Name war kaum ausgesprochen, als der Graf da Fereira den Kopf erhob und sich so schnell umwendete, daß er die Aufmerksamkeit der andern Personen erregte.

„Ei, sieh da, der Herr Graf!" rief Protat.

Der Graf war diesmal in die Unmöglichkeit versetzt, zurückzuweichen oder sich den Blicken dieses Menschen zu entziehen, und faßte daher den Entschluß, ihm entgegen zu gehen.

„Das ist also das Kind der Frau Margareth?" fragte er.

„Ja, Herr Graf, ein kleines Mädchen, gestern geboren. Und es scheint, daß Sie aus derselben Ursache hier sind."

„Ja, mein Freund —" antwortete Graf da Fereira, indem er das Tuch bei Seite schob, welches das Gesicht des Kindes bedeckte und dasselbe mit Neid betrachtete, — „unglücklicherweise sieht meine Tochter nicht so gesund aus."

„Ei was, die kranken Kinder gedeihen oft am besten," erwiderte Protat sorglos. — „Und dann ist auch der Herr Graf so reich; es sind nicht die Aerzte, welche ihr fehlen werden, Ihrer Kleinen!"

„Nun, Ihre Namen und Vornamen?" sagte der Beamte, der mit dem Auvergnaten fertig war.

Protat würde noch länger mit dem Grafen geschwatzt haben; aber dieser gab ihm ein Zeichen, daß man sich an ihn wendete.

„Johann Anton Pascal Protat," erwiederte er auf die wiederholte Frage.

„Ihr Stand?"

„Ach, mein Stand — Thürhüter."

Und während der Act vollzogen wurde, wendete der Schriftsteller, der während dieser Zeit viel mit Herrn von

Méran und dessen Freunde gesprochen hatte, sich zu dem Grafen, der wieder zu ihnen trat.

„Herr Graf!" sagte er, „Herr von Méran theilte mir eben mit, daß Sie Ihr Kind Marie zu nennen wünschen, so wie das dieser braven Leute. — Gestatten Sie mir, Ihnen einen Rath zu ertheilen."

„Thun Sie das, mein Herr," erwiderte Don Juan; „was von einem Manne wie Sie kömmt, ist in jeder Beziehung achtungswerth."

„Nun wohl, es ist der, Ihre Tochter ebenfalls Marienblume zu nennen."

„Ha!" sagte der Graf, indem er leise erblaßte.

„Dieser Name enthält eine Poesie von seltenem Duft; etwas Reizendes, Naives, selbst Göttliches, dessen milden Ausdruck ich nicht genug bewundern kann. In diesem Namen erblicke ich die ganze Bretagne mit ihren schönen Weihaltären, bestreut mit jenen tausend eintägigen Diamanten, welche der Schöpfer über die Erde streut, gewürzt durch die frischen Wohlgerüche der Unschuld, welche zu dem ewigen Lebensquell aufsteigen, getragen von den Flügeln des Gebetes der schönen und guten gläubigen Seelen. Nennen Sie Ihr Kind Marienblume."

„Sie haben Recht, mein Herr", erwiderte der Graf, „der Name ist in der That reizend."

„Bewundernswürdig!"

„Ich nehme ihn an, und wenn die Gräfin erfährt, daß der Gedanke von Ihnen herrührt, so wird sie doppelt glücklich sein, davon bin ich überzeugt."

„Gebe Gott, daß er ihr Glück bringt", sagte der Schriftsteller mit Ueberzeugung.

In diesem Augenblicke waren die Formalitäten mit der kleinen Kerléis beendet und die Gruppe wollte den Saal

verlassen, als der Graf plötzlich dem Thürhüter entgegentrat, der ihn mit einem gewissen Augenblinzeln begrüßte.

„Protat, sage nicht, daß Du mich gesehen hast“, flüsterte er mit leiser Stimme, indem er ihm schnell einen Louisd'or in die Hand gleiten ließ.

„Es genügt, Herr Graf“, erwiderte der Mann, dessen Augen funkelten, denn er sah durch dieses strahlende Goldstück eine Reihe von Flaschen aller Gestalten und von dem verschiedenartigsten Inhalte vor sich aufsteigen.

„An Ihnen ist die Reihe, mein Herr“, sagte der Beamte, indem er den Grafen da Fereira aufrief.

Als die Formalitäten vorüber waren, wendete sich der Schriftsteller an den würdigen Herrn Groslay.

„Mein Herr“, sagte er, „wäre es wohl unbescheiden, wenn ich Sie nach der Wohnung der Eltern des Kindes fragte, das Sie vor diesem eintrugen?“

„Nichts ist leichter, mein Herr; Rue Martel Nr. 7.“

„Ich danke, mein Herr.“

„Was wollen Sie thun?“ fragte Herr von Méran, nachdem er dem Grafen da Fereira die Hand gedrückt hatte, der in seinen Wagen stieg, begleitet von der Hebamme, welche das Kind trug.

„Kommen Sie mit mir und Sie werden es erfahren,“ erwiderte der Schriftsteller, indem er ihn mit sich fortzog.

„Ich folge Ihnen, Méran!“ rief der zweite Zeuge, der auf dem Hofe der Mairie stehen geblieben war, um mit einem großen Greise zu sprechen, welchen ein fremder Orden schmückte und der das ehrwürdigste Aeußere zeigte, obgleich sein Gesicht unter dem breiten Rande seines Hutes etwas eigenthümlich Verhängnißvolles zu haben schien.

„Sie glauben, Berthold“, sagte der Greis, „daß die Geburt dieses Kindes uns jede Hoffnung rauben wird?“

„Ja, das ist meine Ueberzeugung.“

„Das ist schlimm, denn der Graf ist eine entschlossene Natur, ein Freigeist, eine gewandte Hand; er würde uns die größten Dienste geleistet haben.“

„Uebrigens gebe ich ihn noch nicht ganz auf. Das Glück ist launenhaft.“

„Gut! Gehen Sie schnell wieder zu ihm und besonders erhalten Sie mich in Kenntniß von Allem.“

„Diesen Abend im Whist werde ich Ihnen die Geschichte seiner Liebschaften mit der Bretagnerin erzählen.“

Eine halbe Stunde darauf sah Méran, der auf dem Trottoir der Rue Martel auf und nieder ging, den Schriftsteller mit sorgenschwerer Stirn sich nahen.

„Nun?“ fragte er ihn.

„Hören Sie, was ich bei der Madame Kerléis wollte. Durch den Anblick ihres Zeugen errieth ich, daß sie nicht glücklich ist. Nun rief ich aber vorhin, wie Sie sich erinnern werden, aus: Ich würde von Herzen gern Dem fünfhundert Francs geben, der mir den Namen lieferte, den ich suche! Aber man verweigerte ihn mir.“

„Für wen waren die fünfhundert Francs?“

„Für die Armen.“

„Also wird Ihre Heldin —“

„Sich Marienblume nennen.“

„Und der Titel des Werkes?“

„Sie geben mir Ihr Wort, davon gegen Niemand zu sprechen.“

„Gewiß nicht.“

„Nun wohl! — Es ist —“ und der Schriftsteller flüsterte in das Ohr seines Freundes einige Worte mit so leiser Stimme, daß dessen Ohr sie kaum vernehmen konnte.

Indeß hatte der Schriftsteller vollkommen Recht, als er sagte, daß der Titel eines Buches mit der größten Sorgfalt geheim gehalten werden muß. In der That hörten wahrscheinlich die Vögel, die über ihren Häuptern hinflogen, den Titel, denn kurze Zeit darauf wußte alle Welt, daß der Verfasser des Romans Mathilde an einer umfangreichen socialen Studie arbeite, welche den Titel haben sollte: Die Geheimnisse von Paris.

II.

Die Gesellschaft des Pique-Aß.

Drei Wochen nach den einfachen Ereignissen, welche wir erzählten, ging eine Frau, in einen großen schwarzen Shawl gehüllt, der beinahe ganz eine Seidenrobe von derselben Farbe verdeckte, und deren Kopf mit jener Art von Atlaskapuze verhüllt war, wie man sie bei dem Ausgange von einem Balle trägt, raschen Schrittes die Rue de Clichy hinauf. Sie blieb indeß häufig stehen und schien sich keineswegs um die unverschämten Worte oder die kecken Anreden zu kümmern, welche die Vorübergehenden sich gegen sie gestatteten, verwundert darüber, in dieser Straße, die um Mitternacht beinahe verödet ist, einer Frau zu begegnen, die der höheren Gesellschaft anzugehören schien.

Wenn diese Frau häufig stehen blieb, so kam es daher, weil die Straße steil anlief, und vielleicht auch, weil sie leidend war. — So viel ist indeß gewiß, daß sie, zu der Rue de Milan gelangt, völlig stehen blieb. Diesmal aber geschah es ohne Zweifel mit irgend einem bestimmten Gedanken, denn ein Schatten, schwarz wie sie selbst, tauchte plötzlich aus der Vertiefung eines Thorweges auf und trat schnell zu ihr.

„Sie hier, Florine?“ sagte die Erstere. „Ich hatte Furcht, Sie nicht zu finden.“

„Ich hatte es Ihnen ja versprochen! Gehen wir! Es ist spät.“

Die Erstere stützte sich auf den Arm ihrer Begleiterin. Beide stiegen den Berg hinan, der nach Batignolles führt. Einige Schritte vor der Barrière verkürzten sie ihren Gang.

„Ich fürchte mich, Florine; ich fürchte mich!“

„Bah! Das ist das einzige Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen.“

„Es ist wahr! Vorwärts.“

„Haben Sie Ihre Maske?“

„Ja.“

„Nun gut; hier können wir sie vornehmen; es kommen nicht genug Menschen vorüber, um sich deshalb zu wundern.“

Die beiden Frauen zogen darauf jede eine Maske aus der Tasche und nahmen sie vor das Gesicht.

Einige Minuten darauf zog eine von ihnen an dem Klingelgriffe eines Hauses der Rue d'Antin, welches zwei Schritte von der Barrière Clichy entfernt lag und auf den äußern Boulevard führte, dem Zollgebäude gegenüber.

Die Thür öffnete und schloß sich sogleich geräuschlos wieder hinter den beiden Frauen, als wenn sie durch eine geheime Feder bewegt würde; aber eine Hand hielt eine der beiden Besucherinnen auf und sogleich fiel der Strahl einer Laterne auf ihr Gesicht.

„Nun — die Hand?“ sagte der Mann mit der Laterne.

Die Besucherin streckte ihre mit einem weißen Handschuh bekleidete Hand gegen den eigenthümlichen Thürhüter aus, der ohne Zweifel durch seine Inspection befriedigt wurde und zu der Zweiten vortrat, welche während dieser kleinen Formalität Muße gehabt hatte, sich ihrerseits zu der Prüfung vorzubereiten.

„Passirt!“ sagte der Cerberus, indem er den Deckel seiner Blendlaterne zuklappte.

Die, welche mit dem Namen Florine benannt worden war, zog ihre Begleiterin in den Hintergrund des Ganges dieses finsteren Hauses, wie eine Person, welche die Gelegenheiten kennt, öffnete eine Thür, die mit Wollstoff bekleidet war, und sie befanden sich in einer Art von Vorhalle, die schwach beleuchtet war und eine mit Teppichen belegte Treppe zeigte. Sie stiegen dann hinauf und gelangten zu dem ersten Stockwerk, wo auf dem Treppenabsatze eine Sammtbank stand.

„Noch ist es Zeit! Lassen Sie uns gehen!“ sagte die erste Frau, welche diese ganze Heimlichkeit instinctmäßig erschreckte und die wie erschöpft auf die Bank niedersank.

„Aber wovor fürchten Sie sich denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ei, meine Liebe, seien Sie kein Kind. Mit den zehn Louisd'or, die Sie noch haben, können Sie zehntausend Francs gewinnen.“

„Ja“, sagte sich aufrichtend Die, welche aller Wahrscheinlichkeit nach diesem ganzen Wesen fremd war, „ja, ich muß um jeden Preis Geld haben!“

„Vortrefflich!“

Florine streckte hierauf die Hand gegen die Eichenthür aus, welche vor ihr lag, und that mit ihrem kleinen, dürren, aber kräftigen Finger zwei Schläge dagegen, denen sie nach einer kurzen Pause zwei andere rasch aufeinander folgen ließ.

Sogleich öffnete sich eine kleine Klappe in der großen Thür und Florine streckte ihre mit einem weißen Handschuh bekleidete Hand hindurch.

„Ich bin nicht allein“, fügte sie dabei hinzu.

Ihre Gefährtin steckte ebenfalls ihre behandschuhte Hand, die sie geschlossen hielt, durch die Oeffnung; eine von Außen unsichtbare Person bog die Finger auseinander.

Diese Hand enthielt offenbar einen mächtigen Talisman, denn die Eichenthür drehte sich plötzlich auf ihren Angeln und gewährte den beiden maskirten Frauen den Eintritt.

Blendendes Licht beleuchtete das erste Gemach, in welchem eine Dienerin herbeieilte und den Gästen ihre Kopfbekleidungen, Shawl und Pelz abnahm; die Maske jedoch behielten sie vor.

Wie wir erwähnten, war die Erste dieser beiden Frauenzimmer, viel größer wie die Andere, mit einer schwarzen Atlasrobe bekleidet; was aber der Shawl bisher verborgen hatte, war ein Leibchen, besetzt mit Schmelz und Bändern und so tief ausgeschnitten, daß es, obgleich besetzt mit schwarzen Spitzen, die reichsten Schultern und den bewundernswürdigsten Körper erblicken oder wenigstens errathen ließ.

„Sie sind auf diese Weise ausgezeichnet schön!“ rief unwillkürlich Florine aus, indem sie den Arm ihrer Freundin ergriff, um sie in einen anstoßenden Salon zu führen, in welchem strahlendes Licht massenhaft auf das reichste Meublement fiel.

In diesem Salon war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, und der Eintritt dieser Frau, deren schwarzes Haar so vortrefflich zu ihren Kleidern paßte, deren Schönheit man ungeachtet der Maske errathen konnte und die mit den Schritten einer Königin hervortrat, erregte ein gewisses Aufsehen.

Indeß dürfte es Zeit sein, den Leser damit bekannt zu machen, in welches Haus wir es für passend erachteten, ihn in Begleitung dieser beiden Frauen einzuführen.

Man weiß, daß die officiellen Spielhäuser am 31. December 1837 um Mitternacht geschlossen wurden; wenn aber diese Maßregel, welche durch das öffentliche Gewissen gefordert wurde, jene Höhlen verschwinden machte, die durch die Nummern 36, 113, 127 und 154 des Palais Royal, des Cercle des Etrangers und Frascati der Rue Richelieu — des Paphos der Ecke der Rue du Temple — in den Prachtgemächern, welche gegenwärtig für die Modemagazine des armen Jacob benützt werden, berüchtigt geworden sind — so entstanden dafür eine Menge geheimer Spielhöllen, welche die Polizei, ungeachtet ihrer thätigen Wachsamkeit, nur mit Mühe zu entdecken und zu verhindern im Stande war.

In dem Augenblicke, als das Jahr 1838 begann, trat eine mächtige Verbrüderung, die schon ganz darauf vorbereitet war, ihre Functionen anzutreten und die sociale Wunde heimlich wieder zu öffnen, welche bis dahin dem Tageslichte preisgegeben war, in das Leben.

Diese Verbrüderung, welche durch einige jener Industriellen hohen Ranges geleitet wurde, die freien Eintritt in alle großen Häuser hatten, war mit einer vollständigen Ordnung und einer sinnreichen Methode organisirt. Die mehr als kleinlichen Vorsichtsmaßregeln, mit denen sich eine neue Verbindung umgab, deuteten an, daß ein fester Wille den Vorsitz führte, und daß Die, welche diese Verbindung leiteten, die Hoffnung hatten, sie großartige Verhältnisse annehmen zu sehen, nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft.

Nur sechsundzwanzig Mitglieder bildeten diese Gesellschaft. Die Grundlage beruhte auf einer vollständigen Solidarität, deren erste Wirkung war, daß alle Mitglieder sich gegenseitig in Händen hatten, daß folglich einem Ver-

rathe der Untergang dessen folgte, Der sich desselben schuldig machte. Gewählt mit der ängstlichsten Sorgfalt, bildeten diese Mitglieder einen wahren Kern von Intelligenz, der bei einem edlen Zwecke vielleicht große Dinge bewirkt haben würde, dessen ganze Thätigkeit aber, ausschließlich darauf gerichtet, sich durch alle möglichen Mittel Geld zu verschaffen, nichts weiter gewährte, als die äußere Existenz des Vergnügens und des Genußes.

Zwanzig Männer und sechs Frauen, unter sich nur durch die sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets bezeichnet — die Frauen durch die Vocale — hatten über Paris ein weites Netz geworfen, in dessen verschlungenen Maschen sich all die Beute fing, welche der Zufall, und noch besser als der Zufall, eine geschickt geleitete Jagd in seine Nähe brachte. Jede Nation war in dieser Gesellschaft vertreten, und da stets in dem Schlamme der höheren Gesellschaft ausgezeichnete Geister zu finden sind, welche durch ihre Leidenschaften von der Bahn des Rechtes und des Guten abweichen, ließen die neuen Ankömmlinge sich leicht durch diese Landsleute fangen, die von der größten Liebenswürdigkeit waren und die angesehensten Verbindungen hatten.

Diese Verbrüderung nannte sich die Gesellschaft vom Pique-Aß, und wenn sie sich später so von ihrem ursprünglichen Ziele entfernte, daß die Polizei gezwungen war, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen, so übte sie doch zu der Zeit, wo unsere leider nur zu wahre Geschichte beginnt, einen ungeheuren Einfluß, welcher noch verdreifacht wurde durch das Geheimniß, mit dem sie sich umgab, sowie durch die beträchtlichen Capitale, die sie geschickt anzuwenden wußte.

Man begreift, daß es eine höhere Direction für die Unternehmungen dieser geheimen Bank geben mußte. Ein

Comité, dessen Ausschuß aus vier Mitgliedern, drei Männern und einer Frau, bestand, war selbst wieder der unbegrenzten Macht eines Präsidenten unterworfen.

Dieser Präsident hieß der Patriarch und wurde bezeichnet durch den Buchstaben Z. Die Frau, welche zu dem Comité gehörte, hieß die Alte und wurde bezeichnet mit dem Vocal A.

Seit ihrer Begründung hatte die Gesellschaft ihr Mutterhaus, welches das Whist hieß, in Batignolles, Rue d'Antin, und fünf Filiale in den verschiedenen Vierteln der Hauptstadt. Diese Anstalten, welche mit einer bewundernswerthen Uebereinstimmung geleitet wurden, boten je nach den Localitäten die höchste Bequemlichkeit und Eleganz. Man soupirte hier gratis und auf eine ausgezeichnete Weise, und abgesehen von den Vorsichtsmaßregeln, welche bei der Zulassung angewendet wurden, hätte man glauben können, sich in den besten und aristokratischesten Häusern zu befinden.

Uebrigens fanden ziemlich sichere Bürgschaften gegen das Eindringen Fremder statt, und nach dem Beispiele der berüchtigten Häuser des West-End in London, konnten in Folge der Vorrichtungen die Spielgeräthe leicht durch Feuer vertilgt werden, während man es versuchte, die Thüren gewaltsam zu öffnen.

Es waren geschickte Schritte der Verführung gethan worden, um gewisse Beamte zu bestechen, allein die Macht der Verbindung scheiterte an der Gewissenhaftigkeit der Pflicht.

Die Zeiten waren vorüber, wo die autorisirten Spielpächter jeden Morgen eine geheimnißvolle Rolle von fünfzig Napoleonsd'or auf den Kamin Ludwigs XVIII. legen ließen, ein Umstand, der stets die Ueberraschung des greisen Königs verursachte, denn er ahnte nie, woher ihm dieser Goldregen kam. Vielleicht empfand er auch nie, wie die Geschichte der

kleinen Gemächer hinzufügt, die geringste Neugierde, dies zu wissen.

Nachdem wir dies angegeben haben und andere Umstände dem Laufe der Geschichte überlassen, fahren wir fort:

Wir sagten, daß der Eintritt der Gefährtin Florine's in dem Kreise ein sichtliches Aufsehen erregte; eine große Menge von Augen und Lorgnetten richteten sich auf die glänzende und geheimnißvolle Schönheit, und ohne das Auffallende in ihrer Toilette würde sich Jeder überzeugt gehalten haben, er hätte eine der Damen der großen Welt vor sich, welche zuweilen in dergleichen Versammlungen sich einschleichen, getrieben durch den Dämon des Spieles oder durch das Verlangen, genug Geld zu gewinnen, um sich auf eine beinahe rechtschaffene Weise einen Gegenstand des Schmuckes oder der Toilette zu verschaffen, den ein allzu geiziger Gemal ihnen verweigert.

„Es muß eine Spanierin sein", murmelten einige Stimmen in dem Tone des Enthusiasmus.

Die junge Frau zitterte beinahe, indeß nahm sie mit ziemlicher Zuversicht Platz an dem ersten Spieltische, wo ihr sogleich ein Armsessel geboten wurde. Sie beobachtete die Spielweise und blickte von Zeit zu Zeit über die Spieler ihr gegenüber hinweg, als hätte sie Muth bei ihrer Begleiterin suchen wollen, welche hinter den Spielern stand, diese um eine ganze Kopfeslänge überragend. Sie studirte mit großer Sorgfalt und wahrscheinlich in Folge der in Voraus empfangenen Lehren, den günstigen Moment, legte dann plötzlich einen Louisd'or auf den Tisch und sagte mit lauter Stimme von bezauberndem Wohlklang: „Ich setze zwanzig Francs."

„Sie ist eine Französin!" riefen Die, welche sie für eine Ausländerin gehalten hatten, bei diesen wenigen Worten, die ohne den geringsten Accent gesprochen wurden.

Der Bankier schlug die Karten um und einige Secunden darauf schob der Nachbar der Spielerin mit einer kleinen hölzernen Krücke einen Louisd'or vor sie hin.

Angeregt durch diesen geringen Gewinn, setzte sie zwei Louisd'or, und gewann wieder. Ihr Busen klopfte in einer Art wilder Freude und sie setzte ihre Paroli fort.

Aber das Spiel hat grausame Wechselfälle und Täuschungen und nach einer halben Stunde stand die schöne Unbekannte auf von dem Tische, ungeachtet ihr unmittelbar von mehreren der Herren angeboten wurde, mit ihnen Moitié zu machen.

Ihre Füße brachen, eine Art dichter Wolke breitete sich vor ihren Augen aus. Sie glaubte, sie müßte sterben und suchte mit den Augen nach ihrer Gefährtin, um von dieser Beistand zu erbitten oder sie aufzufordern, sie aus dem Hause fortzuführen, das sie sehr erschreckte. Doch Florine war verschwunden.

„Und keinen Sou im Hause!" dachte sie, indem sie eine Thräne auf das Atlasfutter ihrer Maske fallen fühlte.

Plötzlich aber bemerkte sie in einem Spiegel, der ihr gegenüber schräg in einer Ecke stand, das Gesicht eines Mannes, der in einem benachbarten Salon auf einem Fauteuil saß und sich mit einem Greise von imposantem Aussehen unterhielt.

„Er!" sagte sie, indem sie langsam dem Salon zuschritt und zugleich die Schläge ihres Herzens beschwichtigte; „ich bin gerettet!"

Als sie die Schwelle dieses Gemaches überschritten hatte, blieb sie einen Augenblick regungslos stehen, um die beiden Männer voll Besorgniß zu betrachten; aber sie besiegte ihre Aufregung und trat vor.

Als diese beiden Männer sahen, daß sie ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für diese wahrhaft ausgezeichnete Frau waren, standen sie auf und grüßten; sie aber war nur mit dem Jüngeren derselben beschäftigt und sah das gewisse Lächeln nicht, welches die Lippen des Greises verzog.

„Don Juan," sagte sie, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte, „ich muß mit Ihnen sprechen."

Der Greis entfernte sich und ließ in dem Salon die Frau und Don Juan zurück, welcher kein Anderer war, als der Graf da Fereira.

„Wie, Sie hier, Margarethe?" fragte der Graf verwundert.

„Ja. Ich wurde hergeleitet durch Florine, um hier das Glück zu versuchen!" sagte sie mit einer Art von Lustigkeit.

„Das Glück ist die Schwester der Natur und beide sind Kinder des Zufalles, Margarethe. Das Eine muß Sie ebenso behandelt haben, wie die Andere," erwiderte der Graf, indem er mit Bewunderung seine Augen auf die Frau richtete, die er gleichwohl durchaus nicht zum ersten Male erblickte.

„Don Juan, weshalb haben Sie mich verlassen!" — sagte sie mit erstícktem Schluchzen.

„Vorwürfe!"

„Nein — aber ein trauriger Rückblick in die Vergangenheit, die Sie mir schufen, die Vergangenheit einer Stunde, die mir jetzt den Schlaf und die Besinnung raubt und die mich wahnsinnig machen würde, wenn —"

„Wenn?"

„Wenn ich nicht Mutter wäre. — Dieser Gedanke verleiht mir die Kraft, zu dulden. Ach, gleichwohl war ich so glücklich dort in Pleneuf, am Ufer des Oceans, indem ich Alles von jenem ungeheuren Meere erwartete und forderte, welches so verschwenderisch gegen Die ist, die ihren

Ehrgeiz darauf beschränken, dessen Tiefen zu durchforschen. Weshalb kamen Sie, Don Juan, weshalb fielen Sie plötzlich mitten in mein einfaches Leben hinein, um die Chimären zu verwirklichen, welche bis dahin nur meine Träume allein erblickt hatten! — Sie redeten zu einem Kinde von siebzehn Jahren die Sprache der Verführung — Sie flößten seinem Herzen eine Oede ein. — Sie machten mich mit dem bekannt, was meine so friedliche Existenz nicht einmal ahnte; Sie haben bei mir die guten Neigungen der Einfachheit verderbt, die meine Kraft und meine Ruhe ausmachten! — Weshalb bin ich Ihnen nach Paris gefolgt? — Sie haben mich in einen Strudel gestürzt, gegen den ich nicht zu kämpfen vermochte! — Ach, der Luxus, der Luxus! Weshalb lehrten Sie mich, was der Luxus ist?"

„Hören Sie, Margarethe," erwiderte der Graf, „ich gestehe, daß ich viel gethan habe, um das friedliche Leben zu trüben, das Gott Ihnen verliehen zu haben schien. Aber halfen Sie dabei nicht ein wenig selbst mit? Sagten Sie mir nicht hundert Mal, Sie hätten sich zu etwas Besserem geboren gefühlt, als das Weib eines Fischers zu sein? — Gestanden Sie mir nicht, daß der geringe Unterricht in der Schule Ihres Dorfes, den Sie später durch die Kraft des Willens, welcher Sie characterisirt, vervollständigten, die Fächer Ihres Gehirns dem Ehrgeize öffnete, und daß Sie zuweilen unter dem Zusammenstoße widerstreitender Gedanken den Schwindel bekämen?"

„Das ist wahr," erwiderte die maskirte Frau mit einer schmerzlichen Ueberzeugung.

„Nun, dann klagen Sie nur sich selbst an. Ich war nichts weiter als der Gärtner, der die Pflanze pflegte und großzog, zu welcher schon vor seiner Ankunft der Same in den Boden gelegt war. Sie wollten Paris kennen lernen

und seit sieben Monaten sind Sie hier; was machten Sie während der vier Monate, da ich Sie nicht mehr sah?"

„Ja, Don Juan, ich verstehe Sie. In der That, so lange meine Gesundheit war, wie Sie sie in Pleneuf kannten, umgaben Sie mich mit Ihrem Eifer und Ihrer Sorgfalt; als aber das Kind, welches ich unter meinem Herzen trug, mich an mein Zimmer fesselte, da existirte die arme Margarethe nicht mehr für einen Mann, der gleich dem Geschöpf der Legende, dessen verhängnißvollen Namen er trägt, von der Liebe aller Weiber träumt —"

„O Margarethe, Sie täuschen sich!"

„Habe ich nicht Recht, Herr Graf?" fragte sie mit einer Stimme, der die Bitterkeit anzuhören war.

„Margarethe, Sie wollten nur Paris sehen und dann nach Pleneuf zurückkehren."

„Ja, sprechen Sie nicht mehr davon! Wenn ich daran denke, so möchte ich sterben! — Ich jetzt nach Pleneuf zurückkehren! Aber sehen Sie mich doch an; habe ich denn noch etwas von der Bäuerin, die Sie vor acht Monaten zum ersten Male sahen? — Kann ich dorthin zurückkehren mit diesem Seidengewand, ich, der Sie den Abscheu vor den einfachen Kleidern einflößten, in denen die guten Fischer der Küste der Bretagne mich gleichwohl so schön fanden? Ich wollte es gleichwohl und ich sagte Ihnen dies an dem Tage, an welchem der Zufall Sie auf den Hof der Messagerien führte. Ich kehrte zurück aus Pleneuf. Ich war bis zu dem Dorfe gegangen, ich wollte mich meinem Manne zu Füßen werfen, indem ich hoffte, daß er von seiner weiten Reise zurückgekehrt sei; ich wollte ihn um Verzeihung bitten, und ich kenne ihn, er ist gut, obgleich streng und furchtbar in Sachen der Ehre. Er hätte mir sicher die Arme geöffnet —"

„Glauben Sie das nicht“, unterbrach sie Don Juan mit einem Lächeln des Zweifels.

„O, ich erröthe darüber vor Scham! — In dem Augenblicke, als ich nach dem kleinen Hause stürzen wollte, das ich von fern an der Küste erblickte, kehrten die Weiber der Fischer von dem Meere zurück, beladen mit Fischen, schmutzig, kothbedeckt und gebeugt unter ihrer Last. — Ich empfand Abscheu vor dieser heiligen und reinen Ruhe der Arbeit. Ich entfloh und kehrte in großer Hast zurück nach dem Paris, das mich anzieht. Ach, hören Sie, Don Juan, ich fühle, daß meine Seele in das Verderben gerieth, doch Sie werden eines Tages dafür Gott verantwortlich sein! Sehen Sie sich vor!“

„Ei, Margarethe“, sagte lachend der Graf, „seien Sie doch vernünftig!“

„Don Juan, weshalb haben Sie mich verlassen? Ich hätte hier so leicht glücklich leben können! Ihre Liebe genügte mir.“

„Sie wissen, daß meine Heirath unter geheimnißvollen Umständen geschlossen wurde. Die Gräfin ist sehr eifersüchtig — ihre Familie besitzt ungeheure Reichthümer und würde es nicht gut aufnehmen, wenn ich ihr eine Nebenbuhlerin gäbe.“

„Sprechen Sie nicht so, Don Juan; Sie lügen. Sie sind der wenigst gewissenhafte Mann, den es hienieden geben kann, und ich bin überzeugt, daß die Gräfin Ihnen nie große Hindernisse in den Weg legte. — Hören Sie! Wollen Sie zu mir zurückkehren, so sollen Sie mit mir zufrieden sein, und ich schwöre Ihnen, mein Leben ganz zwischen Ihnen und meiner Tochter zu theilen, glücklich über diese beiden Neigungen, welche genügen, meine Existenz auszufüllen.“

„Haben Sie denn nicht die Absicht, dieses Kind zu einer Amme zu geben?“ fragte da Fereire mit eisiger Kälte.

„Ich habe daran gedacht, aber ich kann mich nicht dazu entschließen. Sie ist so niedlich, so schön, meine kleine Marienblume, und dennoch —“

„Dennoch —?“

„Es gibt Augenblicke, in denen sie mir Furcht einflößt. — Ja, Don Juan, eine entsetzliche Furcht, denn sie gleicht auf eine außerordentliche Weise — ihm! — ihrem Vater!“

„Was kann natürlicher sein?“

„O, wenn ich an diesen Ehrenmann denke, an den armen Kerléis, den ich so sehr beschimpfte! Ach, sehen Sie, ich möchte sterben, augenblicklich sterben, wenn es mir vorkommt, als stände er vor mir, dort, mit flammensprühenden Augen! — Ach, er ist eine kräftige Natur, aber ein entsetzlicher Mensch, und wenn er jemals erfährt — und er wird es gewiß erfahren — an dem Tage darf ich von dem Leben Abschied nehmen, denn ich würde verurtheilt werden.“

„Bah! Denken Sie nicht mehr daran und sprechen Sie — von Ihrer Tochter,“ entgegnete der Graf mit einer gewissen Aufmerksamkeit.

„Sie ist anbetungswürdig — blond, und ihre blauen Augen werden mein Trost sein.“

„Ich besuche Sie morgen, Margarethe,“ sagte der Graf, dessen Stirn sorgenvoll zu werden schien.

„Ja, kommen Sie; Sie sollen sie sehen. Sie ist rosig und frisch, wie ein Frühlingstag.“

„Ach! —“ seufzte da Fereira, dessen Wange eine entsetzliche Blässe überzog und der einen Blick des Neides nicht unterdrücken konnte.

„Vielleicht,“ fügte Margarethe mit traurigem Blicke hinzu, „vielleicht werde ich gezwungen sein, sie doch noch zu

einer Amme zu geben, denn in Paris ist ein Kind wohl ein großer Zwang. Ach, ich weiß nicht, ob ich dazu den Muth haben werde."

„Sie haben sie Marienblume genannt? Das ist ein sehr glücklicher Name!"

„Nicht wahr?"

„Wenn ich eine Tochter bekomme, werde ich sie auch so nennen," sagte der Graf.

„Sie werden wohl daran thun; das bringt ihr gewiß Glück."

Der Graf dachte einige Secunden nach. „Sagen Sie, Margarethe, Sie sind hergekommen, um zu spielen? Ich wette, daß Sie verloren haben."

„Alles, was ich bei mir hatte."

„Unterhält Sie das Spiel?"

„Sehr. Bis jetzt spielte ich bei Florine und bei Ihren Freunden, wenn Sie mich zu diesen führten, nur um geringe Summen mit einer Art von Gleichgiltigkeit; soeben verspielte ich mit der Schnelligkeit des Blitzes zehn Louisd'or, hundert Louisd'or auf einen Schlag, und ich empfand dabei eine unbeschreibliche Aufregung."

„Hundert Louisd'or!"

„Es war mein letzter Satz, und die Harke des Banquiers strich ihn ein. — Aber während dieser halben Stunde habe ich ganze Tage durchlebt, und dennoch —"

„Dennoch?" fragte der Graf, welcher, wie man sieht, diesen eigenthümlichen Character zu studiren schien, dessen letztes Wort, dessen wahre Gedanken er noch nicht zu erforschen vermocht hatte.

„Dennoch?" wiederholte er.

„Nichts," entgegnete sie mit trockenem Tone.

„Margarethe, Sie sind außerordentlich schön. — In Ihnen liegt der Keim zu Glück und Macht, wissen Sie das?"

„Florine hat es mir hundert Mal gesagt."

„Und außer ihr nicht auch ein Mann?"

„Es gibt für mich nur einen Mann, Don Juan, das wissen Sie wohl."

„Sie sind anbetungswürdig, Margarethe, und es ist wahrlich ärgerlich, daß ich gezwungen bin, Sie zu verlassen. Doch ein Vorschlag: Hier ist meine Börse; spielen Sie mit dem, was sie enthält, und morgen rechnen wir ab."

„Graf," entgegnete sie, „ich glaube, es wäre besser, nicht zu spielen und nach Hause zu gehen."

„Im Gegentheil. Vielleicht hole ich Sie übrigens auch hier ab. Warten Sie indeß nicht auf mich."

„Nun wohl, ich bleibe," erwiderte Margarethe, welche glaubte, daß dieser Mann, den sie so sehr geliebt hatte, zu ihr zurückkehren würde.

Der Graf ging und verschwand.

Aber diese Unterhaltung hatte einen Zeugen gehabt. Der Greis, mit dem da Fereira gesprochen hatte, war hinter dem Thürvorhange des nächsten Salons versteckt gewesen.

Sobald die Bretagnerin allein war und in dem Augenblicke, als sie nach einem Kampfe zwischen dem Verlangen, das Geld zu behalten und es zu den dringenden Ausgaben zu verwenden, die sie bewogen hatten, ihre letzten zehn Louisd'or an das Spiel zu setzen — in dem Augenblicke, als sie aufstand, getrieben durch den Dämon des Spieles, und nach der Seite des grünen Tisches schritt, trat der große Greis ihr entgegen.

„Verzeihen Sie, Madame," sagte er mit ernster Stimme; „einige Minuten der Aufmerksamkeit, wenn Sie die Güte haben wollen, mir dieselbe zu gewähren."

„Sprechen Sie, mein Herr," erwiderte Margarethe, indem sie mit Staunen den Mann betrachtete, dessen bleiches, weißes Gesicht das Leben nur durch das außerordentliche Feuer seiner schwarzen tiefliegenden Augen verrieth.

„Sie sind schön, Dame, sehr schön. Sie besitzen Ehrgeiz und Alles, was Sie dazu berechtigt, Nichts, um ihn zu befriedigen. — Wollen Sie Diener, Wagen, ein Hotel, Gold, ein fürstliches Vermögen haben?"

„Sie sind außerordentlich kurz, mein Herr."

„Thaten und wenig Worte. — Wollen Sie das Alles?"

„Sie werden, wie ich vermuthe, mir Zeit lassen, darüber nachzudenken?"

„Drei Tage."

„Und — wenn ich es annähme, was wären dann Ihre Bedingungen?"

„Nichts — für mich selbst."

„Nun wohl, in drei Tagen also," erwiderte Margarethe nach einem längeren Schweigen.

Der Greis ergriff ihre Hand und küßte sie.

Margarethe erbebte am ganzen Körper; es schien ihr, als hätten zwei Lippen von Eis sich auf ihre Hand gelegt.

Sie eilte an den Spieltisch, nachdem sie einen Blick des Entsetzens auf den Mann gerichtet hatte, und fragte sich in ihrer thörichten Unbefangenheit, ob er auch wirklich ein Mensch sei.

Der Greis hatte sich dem Banquier genähert und flüsterte ihm, ohne daß ein Anderer ihn hörte, in das Ohr: „Machen Sie, daß diese Frau beständig gewinnt."

III.

Das Kind eines Reichen.

Der Graf und die Gräfin da Fereire bewohnten in der Rue du Faubourg Poissonnière eine Wohnung im ersten Stock und man hätte erwarten können, bei ihnen mehr Luxus und Pracht zu finden; ihre Wohnung glänzte aber nur durch große Eleganz und durch eine Gesuchtheit, welche mehr guten Geschmack als Reichthum verrieth.

Das Hauswesen, welches durch die schwachen persönlichen Hilfsmittel des Grafen, besonders aber durch die Freigebigkeit der Witwe des Marquis de Silveira Castel Branco, erhalten wurde, stand zuverlässig nicht auf der Höhe, auf die sie Anspruch machen durften; aber die neue Zukunft, welche die Geburt des Kindes weissagte, das drei Wochen zuvor auf der Mairie des dritten Arrondissements eingetragen wurde, hatte die Hoffnung zurückgeführt in dieses Haus.

Indem der Graf das Spielhaus in Batignolles verließ, nahm er einen Miethwagen, der nicht weit von der Barrière hielt, und fuhr in aller Hast nach Hause. Statt den Wagen fortzuschicken, wie der Kutscher es erwartete, befahl der Graf ihm, halten zu bleiben. Er war so von Gedanken erfüllt, daß er einen zweiten Wagen nicht bemerkte, welcher ebenfalls vor seiner Thüre stand.

Sein einziger Bediente schlief in dem Vorgemach und ging auf den Befehl des Grafen kurze Zeit darauf nach

den Boden des Daches hinauf, wo er sein Schlafgemach hatte. Während dessen trat Don Juan in das Zimmer seiner Gemalin.

Die Gräfin lag in ihrem Bette, stützte sich aber mit dem Ellenbogen auf das Kopfkissen und sah mit glühendem starren Blick nach der Decke des Zimmers, an welcher, gemäßigt durch einen Schirm, das Licht einer Krystall-Lampe funkelte. Ueber den Tisch geneigt, der durch die Lampe beschienen wurde, schrieb ein Mann.

Einige Schritte von dem Bett der Gräfin entfernt, stand eine Wiege, neben welcher die Amme versuchte, gegen den Schlaf zu kämpfen, der ihre Augenlider herabzog.

„Es ist der Doctor", sagte mit leiser Stimme die Gräfin zu ihrem Gemal.

„Es geht also schlimm?" fragte Don Juan.

„Die arme Kleine hat eine Krise gehabt und ich schickte eiligst zu Herrn Laroche."

Der Graf betrachtete sein Kind mit sorgenvollem Blicke und ging dann zu dem Doctor, der in diesem Moment sein Recept beendigte.

„Guten Abend, Herr Graf", sagte dieser, indem er ihm die Hand reichte.

„Nun?" fragte der Vater in fieberhafter Angst.

„Als der Bediente mich holte, vermuthete ich, was das Kind brauchen würde, und fuhr bei der Apotheke vorüber, um keine Minute zu verlieren; aber das genügt noch nicht. Morgen mit Tagesanbruch müssen Sie diese Medicin bereiten lassen und sie der Kleinen von zehn Uhr an eingeben, wie ich es vorgeschrieben habe."

„Und die Gräfin?"

„Mit der Gräfin geht es, Gott sei Dank, besser."

„Aber sie kann nicht schlafen."

„Das rührt von ihrer Ueberreizung her, von den Besorgnissen, die sie empfindet; ich hoffe aber, daß sie den beruhigenden Trank genommen hat, den ich ihr verschrieb, und daß sie darauf diese Nacht schlafen wird.“

„O nein, Doctor!“ rief Don Juan, indem er eine Flasche auf dem Kamin stehen sah.

„Mein Freund“, sagte die Gräfin mit sanfter Stimme, „ich will nicht schlafen, so lange mein Kind in Gefahr ist.“

„Es muß indeß sein“, sagte Herr Laroche. „In diesem Augenblicke, und bis morgen, ist die Kleine außer Gefahr; die Wirkung der Arznei, die sie nahm, ist entscheidend. Ich bürge Ihnen für wenigstens drei Stunden der Ruhe. Benützen Sie diese für sich selbst; folgen Sie meinem Rathe. Sie stehen noch nicht am Ende Ihrer Schmerzen und bedürfen Ihrer ganzen Kräfte, um über dies Kind zu wachen. Bedenken Sie, wie groß Ihr Kummer sein würde, wenn Sie selbst das Gefühl von dem Zustande der Kleinen verlören.“

„Ich würde darüber sterben, Herr Doctor.“

„Nun wohl, seien Sie vernünftig und trinken Sie dies sogleich“, sagte der Gelehrte, indem er die Flasche ergriff, sie entkorkte und den Inhalt in eine feine Tasse von chinesischem Porzellan goß.

„Später“ erwiderte die Gräfin, „zunächst habe ich mit Don Juan zu sprechen.“

„Nun wohl, so geloben Sie es mir, ehe ich gehe.“

„In einer Stunde, das verspreche ich Ihnen, Doctor werde ich Ihren Trank nehmen.“

Der Graf begleitete den Arzt bis zu der Thür und die Amme leuchtete ihnen, in dem Vorzimmer aber schickte Don Juan die Magd zurück.

„Doctor“, sagte er zu dem Arzte, „was meinen Sie?“

„Mein Herr Graf, ich bin sehr besorgt, das will ich Ihnen nicht verhehlen.“

„Sagen Sie mir die ganze Wahrheit! Sie wissen, daß ich kräftig bin und daß es mir an Muth nicht mangelt.“

„Nun wohl“, sagte Herr Laroche zögernd und indem er die Hand des Vaters ergriff.

„Zu Ende! Zu Ende!“

„Entweder ich täusche mich sehr, oder Ihr Kind wird die Nacht nicht überleben.“

Der Graf erbebte und wurde blässer.

„Ich danke Ihnen, Doctor, ich bin vorbereitet“, sagte er mit einer Art von Trotz.

„Doch die Arznei, welche die Kleine nahm, ist zuweilen sehr wirksam; Ihr Kind kann morgen vielleicht gerettet sein.“

„Gebe Gott! Aber ich sehe leider an Ihrer Haltung, daß diese Hoffnung sehr schwach ist.“

„Gott ist groß!“ erwiderte der Doctor, indem er noch einmal die Hand des Grafen drückte.

Ein bitteres Lächeln und ein Kopfschütteln, welches beinahe einer Drohung glich, waren die einzige Antwort dieses Menschen, für den auf dem Haupte des sterbenden Kindes die Hoffnung eines Vermögens von beinahe einer Million Einkünfte beruhte.

Als er in das Zimmer zurückkehrte, war die Gräfin aufgestanden und folgte, mit einem Nachtgewande bekleidet, mit ängstlich besorgten Blicken den schwachen, leisen Athemzügen ihrer Tochter.

Die Amme schlief.

Der Graf war geräuschlos eingetreten und näherte sich ebenso dem Nachttische, auf welchem der Doctor den Trank hatte stehen lassen. Er richtete die Augen auf die Flasche und sah, daß die Gräfin ihn noch nicht getrunken

hatte; er warf daher in die weißliche Flüssigkeit eine Pastille von der Größe einer Erbse und der Dicke einer Oblate, die er ohne Zweifel schon zwischen den Fingern bereit hielt und die sich augenblicklich in der Flüssigkeit auflöste.

„Leonora,“ sagte er, indem er mit einer Art von Zärtlichkeit seine Frau von der Wiege emporhob, „legen Sie sich wieder nieder, ich bitte Sie herzlich, besonders aber nehmen Sie den Trank, der Ihnen all Ihre Kraft zurückgeben wird.“

„Ja, mein Freund, Sie haben Recht,“ erwiderte die Gräfin, indem sie sich auf den Rand des Bettes setzte, die Tasse ergriff und den Inhalt mit einem Zuge leerte.

War es denn ein tödtliches Getränk, welches die Frau genossen hatte? Denn indem der Graf ihr mit den Augen folgte, bedeckte plötzlich kalter Schweiß seine Stirn und sein Herz zog sich schmerzlich und wie krampfhaft zusammen.

„Es ist sehr bitter!“ sagte die Gräfin, und machte dabei ein Gesicht des Widerwillens.

Der Graf setzte sich auf einen Armstuhl am Fußende des Bettes und die Gräfin legte sich wieder nieder.

„Ach, Don Juan, wie thöricht ich doch bin, ich vergaß — ein Brief meiner Mutter!“ rief sie dann plötzlich und griff unter ihr Kopfkissen.

Sie zog ein ziemlich umfangreiches Packet hervor, dessen großes Wappensiegel gebrochen war.

„Ha!“ rief da Fereira voller Freuden, „ich errathe an Ihrem Aussehen, daß der Brief gute Nachrichten enthält.“

„Sie werden ja sehen,“ sagte Leonora lächelnd; „es ist die Antwort auf die Anzeige meiner glücklichen Niederkunft.“

Der Graf zog nicht ohne eine lebhafte Regung der Freude die Papiere aus dem Couvert und konnte sich nicht enthalten, Leonoren seine Zufriedenheit auszusprechen, indem

er zunächst zwei Tratten, jede von fünfundzwanzig tausend Francs, auf das Haus Rothschild fand.

„Endlich," sagte er, „können wir dieses Nest verlassen."

„Ach, Don Juan, eine reizende Wohnung und innerhalb deren Mauern unser Kind zur Welt kam."

„Bah! Kann man sich etwa an diese Wohnungen gefesselt fühlen, in denen hundert Andere vor uns geboren oder gestorben sind?"

„Lesen Sie den Brief meiner Mutter, mein Freund," sagte Leonora. Während er las, folgte die Gräfin auf dem ausdrucksvollen und ausgezeichnet schönen Gesichte ihres Gatten dem Gange seiner Gedanken, und ein Lächeln schmerzlicher Trauer verzog mehrmals die reizenden Winkel ihres Mundes.

Die Gräfin war eine jener schönen Brunetten, welche die Sonne der sandigen Gegend, die der Tajo durchströmt, gebräunt hatte, als sollte sie den Stoß aller Leidenschaften aushalten können.

Man begriff, wenn man die Entschlossenheit ihres Blickes sah, daß der Wille ihrer Eltern vor dem ersten Ausbruche ihres Herzens hatte erliegen müssen.

Noch stand sie in diesem Augenblicke unter dem Zauber der Liebe, und hatte daher nicht hinreichend alle Charactereigenschaften des Mannes würdigen können, welchen sie zu ihrem Gatten wählte.

Sie fühlte sich stolz auf ihn, weil er schön, muthig und edel war; sie hatte alle Ursache, zu glauben, daß er stets das letzte Wort ihrer Existenz sein würde, so lange nicht eine noch zu entstehende Ursache das Gebäude zu Grunde richtete, welches mit großem Verstande dieser Mann aufgerichtet hatte, der in verliebten Listen ebenso erfahren war, als das Urbild, dessen Taufnamen er trug.

„Sie sehen, mein Freund, daß meine Mutter vollkommen verzeiht und daß sie nach Paris kommen wird, um mit uns zu leben. Sind Sie nicht glücklich darüber?“

„Ja und nein,“ erwiderte der Graf.

„Weshalb nein?“

„Nun, weil Ihre Mutter Witwe und noch wahrhaft reizend ist.“

„Sie fürchten, daß sie sich wieder verheirathet?“

„Sie ist kaum sechsunddreißig Jahre alt, und in diesem Alter ist der Witwenstand lästig für eine Frau, die so an Huldigungen gewöhnt ist, wie die Marquise.“

„Meine Mutter ist alt. In unserem Lande wird man zu früh Frau, um lange seine Jugend zu bewahren.“

„Sie ist von leichtfertiger Gemüthsart und ihr ungeheures Vermögen wird hier der Gegenstand lebhafter Begierden sein.“

„Nicht mehr, als in Lissabon, Don Juan, das dürfen Sie glauben. Uebrigens liebt meine Mutter mich leidenschaftlich und wie ich sie kenne, wird sie unser Kind noch mehr lieben. Es thut mir leid, Sie Besorgnisse aussprechen zu hören, die durch den entsetzlichen Durst nach Reichthum, welcher Sie verzehrt, veranlaßt werden.“

„Ja, es ist wahr, Leonora, ich wünsche den Reichthum; bisher aber geschah es nur, um Sie zur ersten aller Frauen zu machen; jetzt wünsche ich für meine Tochter, für die Kinder, welche wir noch bekommen können, reich zu sein.“

„Beruhigen Sie sich; von meiner Mutter rührt unser ganzes Vermögen her, aber ich bin davon überzeugt, sie wird uns nie enterben; selbst nicht, wenn sie sich wieder verheirathen sollte — wenigstens nicht so lange, wie wir Kinder haben.“

Bei diesen Worten verfinsterte eine Wolke die Stirn Fereira's und er konnte einen Blick wilder Wuth, den er auf die Wiege seiner Tochter richtete, nicht unterdrücken.

Zum Glück erlag seine Frau schon der einschläfernden Wirkung des Trankes, den sie genossen hatte, und schloß die Augen. Der Graf stand auf, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und schien darauf zu warten, daß sie vollständig entschlafen sei.

„Ach, ich schlafe ein, Don Juan", sagte sie, „welch ein süßer Schlaf! Das thut wohl!"

Don Juan schien mit der ganzen Gewalt seines Willens die Betäubung der geistigen Fähigkeiten seiner Frau zu beschleunigen, und er hatte die Befriedigung, sie bald in den tiefsten Schlaf versunken zu sehen. Darauf wandte er sich zu der Amme, die ebenfalls schlief, nud näherte sich ihr vorsichtig; dann ergriff er eine ihrer Hände und schüttelte sie heftig.

Die Bäuerin rührte sich nicht.

Ebenso, wie ihre Herrin, schien sie regungslos unter dem Gewichte einer vollständigen Betäubung zu liegen.

„So lange wir Kinder haben", murmelte der Graf, indem er die Augenbrauen runzelte, „und hier wird das erste sterben —"

Er that drei Schritte auf die Wiege zu und betrachtete seine Tochter voll Aufmerksamkeit. Er schien auf dem anbetungswürdigen kleinen Gesichtchen den Spuren des Leidens zu folgen, von denen das Kind verzehrt wurde; das schwächliche Aussehen des armen Geschöpfes fand ohne Zweifel keine Gnade vor dem furchtbaren Ehrgeize, der sein habgieriges Herz verzehrte, denn er rief mit einer drohenden Bewegung:

„Vorwärts! Es muß sein! — Wenn die Marquise käme und sie fände sie todt —“

Hastig verließ er das Zimmer. Er begab sich auf sein Gemach und goß sich ein großes Glas spanischen Wein ein, um eine Art von Schwäche zu bekämpfen, von der er sich ergriffen fühlte; dann öffnete er ein kleines geheimes Fach und nahm einen Schlüssel heraus, den er sorgfältig betrachtete.

„Ja, so soll es sein,“ sagte er, indem er ihn in die Tasche steckte.

Darauf öffnete er einen Kleiderschrank, nahm von einem Haken desselben einen jener großen spanischen Mäntel, deren Mode wir mit so großem Unrecht aufgegeben haben, und schlug wieder den Weg nach dem Zimmer der Gräfin ein.

Die beiden Frauen schliefen noch immer.

Als letzte Vorsichtsmaßregel erneuerte der Graf seine Vorsicht, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Schlaf der Beiden gleich fest sei, wie früher, schritt er nach der Wiege zu.

Plötzlich wich er voll Entsetzen zurück.

Kein Hauch, keine Bewegung verrieth das Leben bei seiner Tochter.

Er näherte sich mit verstörten Blicken, mit gesträubtem Haar, und berührte sie voll Furcht.

Die arme Kleine war beinahe kalt; sie konnte seit etwa einer halben Stunde gestorben sein.

„Ha!“ rief er, „es ist Zeit!“

Plötzlich blieb er stehen, als sähe er über die Handlung hinaus, die er beabsichtigte; aber der mächtige Wille, mit dem seine Seele nach den großen Reichthümern der Familie Castel Branco strebte, war so stark, daß er jedes Gefühl der Reue entschlossen in die Tiefe seines Herzens zurück-

drängte. Uebrigens forderte der Tod dieses Kindes gebieterisch das, was er bisher als eine zwar mögliche, doch gewagte und von Schwierigkeiten umgebene Aufgabe betrachtet hatte. Es war die größte Gefahr eingetreten und die Hindernisse verschwanden dadurch.

„Um so schlimmer," murmelte er, die Achseln zuckend; „um so schlimmer!"

Und er wagte es, sich, ohne Schrecken und ohne sich Gewissensbisse zu machen, der kleinen Leiche zu bemächtigen, die der Tod schon heiligte; er hüllte sie in die Falten seines langen Mantels und entfernte sich schnell.

Er weckte seinen Thürhüter, ließ sich das Thor öffnen, und nachdem er erklärt hatte, in einer halben Stunde zurückzukehren, sprang er in den Wagen, dem Kutscher die Adresse zurufend.

„Was die Pferde laufen wollen," sagte er, als er in dem Wagen saß, durch das herabgelassene Fenster; „Du wirst gut bezahlt werden."

Weniger als fünf Minuten darauf hielt der Wagen an der Nr. 7 der Rue Martel und der Graf sprang hastig heraus.

Man zögerte, ihm zu öffnen, denn es war ungefähr vier Uhr Morgens; endlich aber wurde die Schnur gezogen.

Der Graf kannte das Haus und wollte den Fuß eben auf die erste Stufe der Treppe setzen, als plötzlich am oberen Ende dieser Treppe ein Licht erschien, welches von einer herabkommenden Frau getragen wurde.

„Ei sieh! Es ist Herr Don Juan!" sagte die Frau verwundert und indem sie sich beeilte, herabzukommen.

„Das ist es also!" sagte eine Stimme hinter dem Grafen; „ich dachte es mir wohl, aber ich kenne das schon!"

Es war nicht möglich, vorbeizukommen, und der Graf faßte daher den Entschluß, mit den Thürhütern zu sprechen, die ihn so von vorn und von hinten bedrängten.

„Ja, ich bin es, Madame Protat; schon sehr früh, wie Sie sehen“, sagte er. „Aber ich habe die Zeit nicht zu wählen, denn ich stehe auf dem Puncte, abzureisen und will Madame Margarethe Lebewohl sagen.“

„Sie ist ausgegangen“, sagte der Thürhüter.

„O!“ rief der Graf, indem er sich stellte, als würde er dadurch unangenehm überrascht.

Madame Protat setzte hinzu:

„Ich habe soeben ihrer Kleinen das Saugfläschchen gegeben, wie sie mir empfohlen hat, es von Stunde zu Stunde zu thun.“

„Das ist sehr gut, meine liebe Dame, und ich werde Ihre Pünctlichkeit bezeugen; aber wenn sie auch nicht zu Hause ist, so gehe ich doch hinauf, um auf sie zu warten, denn sie kann jetzt ohne Zweifel nicht mehr lange bleiben.“

„Sie ist auf dem Ball!“ sagte Protat, indem er versuchte, seiner Physiognomie einen boshaften Ausdruck zu geben.

„Sie ist jung“, entgegnete der Graf, „und das ist die Zeit, sich zu unterhalten.“

„Wem sagen Sie das, Herr Don Juan“, sagte mit einem Seufzer der Thürhüter. „Wollen Sie den Schlüssel?“

„Ja“, entgegnete rasch Fereira, welcher es vorzog, den Schlüssel aus den Händen des Thürhüters zu empfangen, statt sich dessen zu bedienen, welchen er mitgebracht hatte.

„Ich will Ihnen leuchten“, fügte die Frau des Thürhüters hinzu, indem sie zwei Stufen hinaufging.

„Nein, liebe Madame Protat, geben Sie mir Ihr Licht und gehen Sie wieder schlafen.“

„Ach, mir fällt eben ein“, entgegnete die Frau, „daß Madame Margarethe, so oft sie ausging, immer dort oben auf den Kamin einen Brief hinlegt, im Falle Sie während ihrer Abwesenheit kommen sollten.“

„So!“ sagte der Graf verwundert.

„Ja, Madame scheint Sie wüthend zu lieben!“ sagte die brave Frau mit Ueberzeugung, indem sie einen Seufzer ausstieß, welcher, wie es schien, verkündete, daß der Himmel ihrer bescheidenen Ehe mit trüben Wolken bedeckt sei.

Don Juan stieg die Treppe hinauf und sagte, indem er den Schlüssel in das Schloß eines Zimmers im zweiten Stocke steckte:

„Nach so langer Zeit! — Sollte sie mich denn wirklich lieben?“

Er trat ein und schloß ein Fenster des Speisezimmers, welches auf eine Terrasse führte und durch das ein kalter Wind hereindrang; dann öffnete er das Schlafzimmer, in welchem er das zu finden überzeugt war, was er suchte.

Er legte den Mantel mit dessen verhängnißvollem Inhalt auf das Bett Margarethens, dessen Decke sorgfältig zurückgeschlagen war.

Dann näherte er sich einer kleinen Wiege von Palissanderholz, die nahe bei dem Kamine stand, in welchem ein schönes Holzfeuer brannte, umgeben mit einem Gitter von vergoldetem Kupfer.

Indem er die Vorhänge der Wiege zurückzog, perlte kalter Schweiß auf seiner Stirn und seine Hand zitterte wie Espenlaub; plötzlich aber taumelte er mit einem unterdrückten Schrei zurück. Er glaubte das Spielwerk einer Hallucination zu sein.

Die Wiege war leer.

Er konnte nicht daran zweifeln, gleichwohl senkte er seine fieberhaft zitternden Hände nochmals in die Falten und zog sie zum zweiten Male leer zurück.

„Nichts!“ sagte er mit Entsetzen, „und dennoch — ja, es ist gewiß — die Stelle ist noch ganz warm!“

Er dachte, aus irgend einem Grunde hätte die Thürhüterin es für passend gehalten, die Luft für das Kind zu ändern und es deshalb vielleicht in den Salon getragen.

Er trat daher zu der Thür dieses Gemaches, drehte den Griff und zog ihn an sich. Aber die Thür bewegte sich nicht, und obgleich sie nicht verschlossen war, fühlte der Graf einen ziemlich lebhaften Widerstand.

Er setzte die Kerze auf den Kamin und kehrte zurück zu der Thür, deren Griff er jetzt mit beiden Händen faßte.

Die Thür öffnete sich.

Don Juan hörte in der Dunkelheit des Gemaches gehen, ergriff hastig wieder die Kerze und trat entschlossen ein.

„Wer da!“ fragte er mit der Stimme eines Mannes, der in seiner Wohnung ist.

Ein finsterer Schatten erhob sich vor ihm.

Es war ein Verlarvter, der unter seinem rechten Arme ein Päckchen von unerkennbarer Gestalt trug.

„Wer sind Sie?“ rief der Graf, indem er mit einer Hand nach der Maske des Fremden griff, während er mit der andern seine Kerze erhob.

„Still!“ entgegnete der Unbekannte, indem er die Mündung einer Pistole zeigte.

„Ha! Ein Dieb!“ sagte der Graf, der seine ganze Ruhe wieder gewann und keineswegs durch den gebräunten Ring am Ende dieser lärmenden Waffe eingeschüchtert zu werden schien.

Aber der Unbekannte wollte fliehen, und indem er sich dazu umwendete, erkannte Don Juan die Art des Raubes, den er schon vollbracht hatte.

„Sie wollen das Kind stehlen?“ rief er, vom höchsten Zorn erfaßt.

Der Unbekannte verrieth ungeachtet seiner Maske eine Regung des Zögerns und des Schreckens durch den Blick seiner Augen; Fereira benutzte dies, warf sich auf ihn, und es gelang ihm, wenn auch nicht ohne Mühe, ihm die Pistole zu entreißen.

„Laß das Kind da,“ sagte er, „oder ich tödte Dich wie einen Hund!“

„Sie würden das nicht wagen,“ entgegnete der Unbekannte, der auch seinerseits wieder Zuversicht gewann.

„Und weshalb nicht?“

„Weil das Lärm machen würde und weil Sie in diesem Augenblick in Verzweiflung wären, sich eine böse Sache über den Hals zu ziehen.“

„Die Stimme ist mir bekannt,“ dachte Don Juan, indem er abermals die Hand nach der Maske ausstreckte, eine Bewegung, die durch den Arm des Unbekannten zurückgewiesen wurde.

„Graf da Fereira,“ sagte dieser, „ich kenne Sie, wie Sie sehen, und was noch mehr ist, ich glaube auch den Zweck Ihres Kommens zu errathen.“

„Ach, Sie verstellen Ihre Stimme, mein Herr,“ sagte der Graf vorsichtig, eine Gefahr witternd.

„Ich sah soeben durch diese Thür, wie Sie Ihre zitternden Hände nach der Wiege ausstreckten und ich begriff —“

„Sie haben —“

„Ihre Tochter ist sehr krank, Graf, nicht wahr, und Sie haben keine Hoffnung, sie zu retten?“

Don Juan fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er fühlte sich ergriffen von einer gewaltigen Wuth, und fragte sich, ob er diesen Menschen umbringen und so das unerwartete Hinderniß beseitigen sollte, das ihn eine kostbare Zeit verlieren ließ.

„Gestehen Sie, Graf Fereira," fuhr der Verlarvte fort, „gestehen Sie, daß auch Sie sich dieses Kindes bemächtigen wollten."

„Ha, ich kenne Sie, Morbleu, und —"

Und schnell wie der Blitz riß der Graf dem Unbekannten die Maske herunter.

„Berthold!" rief er, indem er den jungen Mann erkannte, der kurze Zeit vorher zugleich mit Herrn von Méran Zeuge bei der Geburtsanzeige seines Kindes gewesen war.

„Herr Graf," sagte der junge Mann ziemlich heiter, „Sie haben Lust nach diesem Kinde und ich ebenfalls; wir müssen uns entscheiden und zwar schnell, denn die Mutter kann zurückkehren."

„Berthold, sind Sie dahin gebracht —"

„Ich bin nicht reich, Graf; ich lebe von einem Tage zum andern, das mögen Sie immerhin erfahren, hierin aber handle ich für die Rechnung eines Andern."

„Man bezahlt Ihnen —?"

„Zehntausend Francs."

„Ich gebe Ihnen zwanzigtausend!" rief Fereira.

„Und was soll ich meinem Auftraggeber sagen?"

„Kommen Sie," entgegnete Fereira, indem er ihn in das Schlafzimmer zog.

Berthold folgte ihm unwillkürlich, aber ohne das Kind loszulassen, das er unter dem Arme trug, und das, auf diese Weise geschüttelt, zu schreien begann.

„Sehen Sie,“ fuhr der Graf fort, „hier ist das Kind Margarethens.“

Dabei enthüllte er seinen Mantel, ließ das todte Kind in die Wiege gleiten und zog die Vorhänge derselben wieder zu. Dann wendete er sich zu Dem, welcher sein Mitschuldiger wurde, und sagte:

„Verstehen Sie?“

„Bewunderswürdig!“ erwiderte Berthold. „Dabei herrscht aber nur ein Uebelstand.“

„Welcher?“

„Daß ich versprochen habe, das Kind zu rauben.“

„Zwanzigtausend Francs, Berthold!“

„Aber —“

„Fünfundzwanzig! — Ist es abgemacht?“

„So nehmen Sie es denn!“ rief der junge Mann, indem er rasch dem Grafen das Kind reichte; denn er wollte sich beeilen.

Aber das Kind schrie. Der Graf wandte ein gewaltsames Mittel an. Unterstützt von seinem Mitschuldigen, band er ein Tuch um den Mund des schwachen kleinen Geschöpfes und knüpfte es hinter dem Kopfe zu.

Darauf ging Berthold nach dem Speisezimmer und öffnete das Fenster.

„Wo wollen Sie denn da hin?“ fragte der Graf.

„Ich entfliehe, Pardieu! Ich wohne in dem Hause“, erwiderte der junge Mann, indem er sich auf die Terrasse schwang. Doch sogleich kehrte er wieder um und sagte:

„Bewundern Sie mein Vertrauen zu Ihnen; täuschen Sie mich aber nicht, oder sehen Sie sich vor! Halten Sie also das Geld für morgen bereit, Graf; ich werde Ihnen meinen ersten Besuch machen.“

„Rechnen Sie darauf“, sagte Fereira, indem er das Fenster hinter ihm zuschloß.

Der Graf kehrte zurück in das Gemach, erschöpft durch Anstrengung, bleich und kaum im Stande, sich auf den Füßen zu erhalten; aber eine gewaltige Kraft trieb ihn vorwärts; er hüllte sich in seinen Mantel, nahm mit Sorgfalt das Kind in die Falten desselben und verließ das Zimmer.

Er gebot den Gatten Protat, die noch nicht schlafen gegangen waren, die Thüre zu öffnen.

„Sie gehen schon wieder, Herr Don Juan?“ fragten Beide zugleich.

„Ja, ich habe keine Zeit, zu warten. Oeffnen Sie.“

Die Schnur erzitterte unter der Vorhalle und die Feder der Thür spielte. Der Graf wollte sogleich auf die Straße eilen, aber auf der Schwelle der Thür hielt er an, wie von Reue ergriffen. Es war indeß nur ein flüchtiger Gedanke. Er ließ die Thür des Hauses öffnen, legte seine Last in den Wagen und kehrte zurück zu dem Ehepaare Protat.

„Ich habe mir etwas überlegt“, sagte er sehr ernst.

„Und was denn, Herr Don Juan?“ fragte die Frau, die neugieriger war, wie ihr Mann.

„Es ist nicht nöthig, daß Sie der Madame Margarethe sagen, Sie hätten mich diese Nacht gesehen.“

„O!“ sagten Beide zugleich mit sichtlichem Staunen.

„Ich wünsche es“, erwiderte Fereira, indem er sie scharf ansah.

„Indeß —“, wagte Protat zu sagen, der sich bei einem Verbot ähnlicher Art schon sehr gut befunden hatte.

„Und hier etwas, um Sie an mein Verlangen zu erinnern“, fügte der Graf hinzu, indem er etwa zehn Louisd'or auf den Tisch der Loge legte.

„Ach, Herr Don Juan!“

„Vergessen Sie nicht!“

Und der Graf schloß die Thür hinter sich und drei Secunden darauf rollte der Wagen rasch in der Richtung nach seiner Wohnung davon.

„Was hat er denn nur da oben gemacht?“ fragte Madame Protat, indem sie ihren Mann ansah, der die schönen Goldstücke in der flachen Hand reihte und zählte.

„Madame Protat“, erwiderte der Mann, „Herr Don Juan ist, wie ich zu vermuthen beginne, ein großer Herr. Wir dürfen uns daher nicht einfallen lassen, ihm entgegen zu sein, denn wir würden dadurch zu viel verlieren! Zweihundertzwanzig Francs, um nicht zu sagen, daß er zehn Minuten dort oben zugebracht hat, das ist ein hübscher Pfennig Geld! Und wir sind vielleicht noch nicht am Ende!“

Wir lassen dieses würdige Ehepaar seine Vermuthungen anstellen und erwähnen nur, daß, während der Graf ihnen mit diesem herrschenden Metall den Mund verschloß, ein Mensch die Gelegenheit der geöffnet gebliebenen Thür benutzte, in das Haus schlüpfte und geräuschlos die Treppe hinaufstieg.

IV.

Die Rückkehr des Mannes.

Wir verließen die Thürhüter des Hauses in der Rue Martel, wie sie die Goldstücke des Portugiesen zählten und den Mann besonders so erfreut, daß er nicht daran dachte, sich wieder schlafen zu legen, so sehr sehnte er sich danach, den Tag anbrechen zu sehen.

„Ja,“ sagte seine Frau mit dem bittern Ausdrucke des Vorwurfes, „Du hast Eile, trinken zu gehen, wie immer, und unsere Wirthschaft wird nicht einen Sou von all diesem Golde zu sehen bekommen!“

„Dieses Geld, meine liebe Freundin, habe ich die Absicht, auf Zinsen zu legen.“

„In die Sparcasse?“

„Besser als das, wie Du sehen sollst. — Sauvageot hat die Absicht, seinen Handel zu vergrößern und eine Speculation in Steinkohlen vorzunehmen —“

„Ach was, Dein Sauvageot ist ein Trunkenbold, wie Du, und wird niemals etwas thun.“

„Möglich, aber er ist ein Feiner.“

„Ein Feiner? Das glaube ich, denn Du bist es immer, der bezahlt, wenn Ihr Euer Gelage haltet. Ich weiß übrigens nicht, mit welchem Gelde, denn es regnet hier keines. In was für einem Zustande bist Du am Abend vor der

Taufe der Kleinen der Madame Margarethe zu Hause gekommen?"

„An jenem Tage hatte Herr Don Juan mir einen Napoleon gegeben."

„O, Ihr habt also Geheimnisse mit einander?"

„Noch nicht, aber ich vermuthe, daß wir bald welche haben werden, und zwar nicht später, als diesen Morgen; denn, siehst Du, das ist nur ein Vorwand. Er hatte dort oben etwas zu thun, und es sollte mich nicht wundern, wenn Herr Berthold, der darunter wohnt, sich beklagte, daß er etwas gehört hätte, — was, das weiß ich nicht — aber ich muß es erfahren — es ist schon eine Stunde her, daß Du der Kleinen zu trinken gabst; laß uns also mit einander hinaufgehen —"

„Ei, laß doch das Alles, Protat," erwiderte die Frau; „ich weiß nicht, was Du hast, daß Du so neugierig bist! Was kümmert uns das? Herr Don Juan ist sozusagen der Mann der Madame Margarethe, das geht sie also an und nicht uns."

„Was für ein gutes Thier Du bist! Du ließest Dich wohl scheeren, ohne zu schreien? Aber bei mir ist das etwas anderes; ich muß die Sache wissen. Das kann einen oder den andern Tag nützen, und das Gedächtniß ist ein schönes Einkommen, wenn man welches hat — und ich habe es."

„Immer wieder Deine schlechten Gedanken!"

„Komm, laß uns Beide da hinaufklettern, oder ich gehe allein," erwiderte der Portier mit mürrischem Tone.

In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens, der vor der Thüre hielt, und bald darauf erfolgte ein ziemlich heftiger Klingelzug.

„Sacrebleu!" rief Protat.

„Ach, sie kommt nach Hause!“ sagte Madame Protat; „desto besser!“

„Ich gehe mit ihr hinauf, wenn Du nicht kommst; — also mache Dich bereit, ihr zu folgen,“ sagte der Mann mit drohendem Tone.

Ein zweiter Klingelzug ertönte und Protat gehorchte demselben, indem er die Schnur zog.

„Ich bin es, Madame Protat,“ erwiderte die helle Stimme Margarethens, die vor der Loge erschien, deren Thüre geöffnet war. „Gibt es nichts Neues? Sind Sie oben gewesen?“

„Ich wollte eben wieder gehen, Madame,“ erwiderte die Thürhüterin, indem sie eine Kerze nahm und Anstalt traf, ihr die Treppe hinaufzuleuchten.

„Warten Sie,“ sagte Margarethe, „ich bin Ihnen viel Geld schuldig und ich habe —“

„O, es lohnt nicht der Mühe, meine liebe Dame; später!“

„Hier sind einstweilen hundert Francs,“ erwiderte Margarethe, indem sie eine Banknote auf den Tisch legte. „Heute Abend werden wir abrechnen. Gehen wir hinauf.“

Protat schleuderte seiner Frau einen gebieterischen Blick zu und legte sich dann ruhig nieder.

Die Absätze einer jeden Etage dieses Hauses waren ziemlich lang und am äußersten Ende einer jeden zwei Thüren, die zu zwei getrennten Wohnungen führten. Die Thür Margarethens zeigte sich zuerst, so daß in den dahinterliegenden Theil das schwache Licht von der Kerze, welche Madame Protat trug, nicht drang.

In dem Augenblicke, als die Thürhüterin den Schlüssel in das Schloß steckte, trat plötzlich ein Mann aus der dichten Finsterniß hervor in den Lichtkreis.

„Margarethe!“ sagte er, indem er den Arm der unglücklichen Frau berührte, welche eine Bewegung des Schreckens machte und glaubte, die Treppe hinabzustürzen, auf deren oberster Stufe sie stehen geblieben war; aber eine kräftige Hand hielt sie.

Die Thürhüterin war nicht weniger erschrocken und blieb mit offenem Munde stehen, ohne eine Bewegung zu wagen.

Indeß hatte Margarethe den Mann mehr an der Stimme als an dem Gesichte erkannt, denn seine Züge wurden zum großen Theile durch den breiten Rand eines Hutes bedeckt, wie die bretagnischen Bauern ihn tragen.

„Du!“ sagte Margarethe nach einem beredten Schweigen und mit dem Ausdrucke noch größeren Schreckens.

„Ich habe mit Dir zu sprechen,“ sagte der Mann mit ruhiger Stimme und einem beinahe feierlichen Tone, welcher das Herz der beiden Weiber erstarren machte.

Margarethe gab der Madame Protat ein Zeichen, die Thür zu öffnen, nahm ihr das Licht aus der Hand und dankte ihr.

„Ich werde Sie rufen, — wenn ich etwas brauche,“ sagte sie maschinenmäßig und indem sie fortwährend den Mann mit entsetztem Blicke betrachtete.

Die Thürhüterin eilte rasch die Treppe hinab, ohne den Kopf zu drehen, und Margarethe führte den sonderbaren Besucher ein in ihre Wohnung. Sie war dabei eine Beute der fürchterlichsten Ahnungen, beinahe wahnsinnig und doch beherrscht durch den Blick des Mannes, der aller Wahrscheinlichkeit nach das Recht hatte, zu gebieten.

In der That war dieser Mann Johann Kerléis, der Gatte Margarethens.

Er trug die Kleidung der bretagnischen Bauern; weite Beinkleider von grobem braunen Tuche, eine kleine Jacke mit zahlreichen Knöpfen, einen breiten Gürtel und lederne Kamaschen, welche das ganze Bein umschließen, ungefähr die Kleidung, welche die französischen Zuaven-Regimenter angenommen haben und die durch die Maskenbälle so populär geworden, aber auch so sehr entstellt ist.

Als er in das Speisezimmer eintrat, warf er seinen Hut auf einen Stuhl und zeigte einen starken Kopf, dessen Stirn beinahe ganz mit einem Walde graugemischter Haare bedeckt war, die auf zwei Augen herabfielen, welche tief in ihren Höhlen lagen und finstere Blitze schossen.

„Ich gehe nicht weiter,“ sagte er, als er sah, daß Margarethe eine andere Thür öffnen wollte. „Was ich Dir zu sagen habe, kann auch hier geschehen.“

Margarethe gehorchte, lehnte die Thür, die in ihr Schlafgemach führte, an und sank dann nieder auf einen Sessel.

Sie fühlte, daß ihre Beine ihr den Dienst versagten und unfähig waren, sie länger zu tragen. —

Johann Kerléis war, wie wir wissen, ein Bauer der Bretagne. Er hatte sich anfänglich als Schiffszimmermann auf einem Fahrzeuge des Staates eingeschifft, dann, in seine Heimat zurückgekehrt, verheirathet und darauf als vierter Besitzer eines eigenen Fahrzeuges eine Fahrt unternommen, um bei Neufundland auf den Stockfischfang auszugehen, jene hundertjährige und unerschöpfliche Quelle des Reichthums für so viele Fischer.

Oft, wenn er Margarethe auf einem Felsen sitzen sah, die Augen in den endlosen Raum hinausstarrend, oder dem Fluge der weißen Möven folgend, hatte er sich gesagt, daß er vielleicht sehr unbesonnen handelte, indem er sein Ge-

schick mit dem eines Weibes vereinigte, dessen Erziehung und natürliche Neigungen des Geistes dasselbe zu einer lebhafteren Existenz vorbereitet zu haben schienen.

Hundert Mal hatte er sich, indem er sie seine Mahlzeiten bereiten sah, gesagt, daß diese Feenhände nicht zu solchen groben Arbeiten geschaffen wären und daß eine Barbarei darin läge, sie zu denselben zu verurtheilen. Er betrieb daher auch nur mit um so größerem Eifer den Fischfang, und nach seiner ersten Reise, als sein Schiff bezahlt war, hatte er die Genugthuung, seiner Frau eine Magd geben zu können, aber mit der Magd zog die Trägheit ein in das Haus, denn Margarethe wich nicht mehr von dem Ufer des Meeres und begann jenes lange Gedicht hohler Träumereien, jener Flamme ohne Nahrung, jenes Sehnen ohne Ziel, jenes Ideal ohne Grenzen, welche durch die Betrachtung des Meeres nie geheilt werden. Da fing Kerléis an für sein Glück zu zittern.

Unglücklicherweise gab die Zukunft ihm Recht.

„Margarethe“, sagte ihr Mann, sobald sie neben dem Kamin des Speisezimmers saß, „vor acht Tagen kam ich nach Paris, um Dich zu suchen; der Zufall ließ mich Dich finden.“

Die junge Frau schien sich durch diese Worte zu beruhigen, die mit großer Gelassenheit gesprochen wurden, und den Zorn nicht verriethen, den sie bei ihrem Manne zu finden gefürchtet hatte, dessen reizbaren Character sie kannte.

„Ich verzweifelte daran“, fuhr er fort, „Dich aufzufinden in dieser verfluchten Stadt, in der man nur auf Laster oder Ungeheuer trifft. Da hörte ich gestern Abend, während ich mich auf einem Eckstein von meinen vergeblichen Nachsuchungen erholte, ein Fenster öffnen. Eine Frau

trat auf einen Balcon und schien das Aussehen des Himmels zu prüfen. Ich hatte Dich so oft während der Nacht gesehen, wie Du auf das Toben der Wogen lauschtest, daß ich mich nicht täuschen konnte; Du warst es, Margarethe! Einige Zeit darauf, etwa eine halbe Stunde, trat eine ganz schwarz gekleidete Frau auf die Straße und schritt schnell dahin. Anfänglich dachte ich nicht, daß Du es wärest, ich erkannte Dich daher auch erst, als Du um die Ecke der Straße bogst. Nun folgte ich Dir, aber ohne zu wissen, weshalb, wagte ich es nicht, Dich anzureden. Uebrigens zweifelte ich auch noch und ging nur wie unwillkürlich vorwärts, dreißig Schritt weit, über tausend Pläne sinnend und indem ich mich zu überreden suchte, daß Du es nicht wärest. Endlich tratest Du in ein Haus, ich weiß nicht mehr in welcher Straße, und als ich es schließlich wagte, den Portier zu fragen, ob er Dich kenne, erfuhr ich, daß das Haus einen Durchgang hatte, welcher oft von den Bewohnern des Stadtviertels eingeschlagen wurde, um einen weiten Weg abzukürzen. Ich erinnerte mich nun an den Namen der Straße, wo Du mir erschienen warst, und kehrte zurück, um Dich hier zu erwarten."

Margarethe richtete einen Blick auf ihren Mann.

„Nun bist Du also hier!" sagte er, indem er laut athmete.

„Kerléis —"

„Laß mich Dir Alles sagen, Margarethe, dann magst Du sprechen."

Sie fing an, ängstlich zu zittern, denn sie begriff, daß sie vor einem unerbittlichen Richter die Stirn beugte.

„Ich habe Dich sehr geliebt, Margarethe; wenige Weiber unseres Landes dürfen sich rühmen, eine so mächtige Leidenschaft eingeflößt zu haben, wie die meinige, und Gott,

der in meiner Seele liest, weiß, daß ich mich mit einer Kugel an dem Halse in das Meer gestürzt, oder mir das Hirn zerschmettert haben würde, hättest Du es mir geboten. Ich fühlte mich glücklich, Dich mehr geschmückt zu sehen, als die Andern, und blieb taub bei den Mahnungen der Alten des Dorfes, welche mir sagten, ich sollte meine Thorheit bezwingen, denn sie könnte mir verderblich werden.

„Ich bitte Dich —!“

Margarethe machte eine Bewegung, aber er gebot ihr durch ein Zeichen Schweigen und fuhr fort:

„Endlich mußten wir zu dem Fischfang aufbrechen und nahmen eine gute Ladung mit, um die Reise nutzbringend zu machen; ich sagte Dir mit gepreßtem Herzen Lebewohl und meine Kameraden konnten mich während der ganzen Fahrt nicht ein einziges Mal lachen sehen. — Ach, ich fühlte, daß das Unglück auf mein Haus niederfallen würde! — Zuerst, Margarethe, wurden wir von einem Sturme befallen und unser Schiff ging unter.“

„Ach!“ rief sie, „ein solches Unglück —“

„Der Name, den es empfangen hatte,“ sagte er voll Bitterkeit, „konnte ihm kein Glück bringen! — Ich war sein Pathe gewesen! Welcher Name war von schönen goldenen Buchstaben auf seinem Spiegel geschrieben? — Weißt Du es? —“

Margarethe antwortete nicht und trocknete sich eine Thräne.

„Ich wurde durch den Schlag zu Grunde gerichtet, denn alle unsere Ersparnisse waren in Bänder, Schmucksachen und Modegeräthe verwandelt worden. — Doch das Alles ist nichts, — nichts gegen das, was meiner bei der Rückkehr wartete. Ich kam über Saint Malo nach Hause, auf einem englischen Schiffe, welches die Schiffbrüchigen

aufgenommen hatte; — Niemand stand daher am Ufer, um uns landen zu sehen; — ich fand auch Niemand in dem Hause — Niemand, als die Magd."

„Gnade!" sagte Margarethe mit erstickter Stimme und indem sie auf die Knie sank.

„Margarethe, ich bin nur ein armer Fischer, und das ist in der Welt sehr wenig, aber ich trotze Jedem, wer es auch sei, zu sagen, daß ich nicht ein Ehrenmann bin; gleichwohl kann ich Dir Deine Aussteuer nicht erstatten."

„Ach, kannst Du daran denken —?"

„Das ist ein Unrecht, welches ich Dir zufüge; aber dieses Unrecht läßt sich gut machen, denn ich habe zwei gesunde Arme, ich bin noch kräftig, und wenn Gott mir das Leben läßt —. Meine Kameraden haben Ersparnisse; sie können ein anderes Fahrzeug ausrüsten; ich werde bei ihnen Matrose, das ist schon abgemacht. Sprechen wir nicht weiter davon. Ich weiß wohl, daß ich nicht mit leeren Händen hätte kommen sollen, und daß ich von Dir nicht Rechenschaft für mein Gut hätte verlangen dürfen, ehe ich Dir das deinige zurückgeben konnte; aber zuweilen gibt es eine Gewalt, die uns vorwärts treibt; es ist vielleicht die Gottes und so bin ich hier."

„Großer Gott, was willst Du denn von mir?!" rief Margarethe, erschreckt durch die Leichenblässe, welche plötzlich das Gesicht ihres Mannes überzog.

„Das Gut, welches ich Ihnen anvertraute, Madame, ist tausend Mal kostbarer, als alle Schätze der Erde. Was haben Sie damit gemacht?"

„Gnade?"

„Antworten Sie! Was haben Sie mit meiner Ehre gemacht?"

„Ja, es ist wahr,“ erwiderte Margarethe schluchzend, „ich bin unwürdig, unwürdig Deiner!“

„Meiner unwürdig! — Ei, ich spreche nicht von Ihnen — Sie haben Ihren weißen Kranz in den Koth geworfen, Sie haben ihr Brautgewand besudelt, Sie sind nichtswürdig und elend geworden, ein verlornes Weib; doch was kümmert das mich? Das ist Ihre Sache. Aber meine Ehre gehört mir, ein fleckenloses Leben, ein redliches Herz, reine Hände, eine hochgetragene Stirn — glauben Sie, daß ich einer jener Ehemänner sein werde, wie man so viele in Euren Städten sieht, die sich aus ihrer Erniedrigung eine goldene Sänfte machen und die Ehre den elenden Lüsten ihres Lebens nachsetzen? Nein, bei Gott nicht! — Seien Sie nichtswürdig, wenn es Ihnen zusagt, ich aber habe nichts mehr, als meine Ehre; Sie warfen sie in den Koth, ich raffe sie auf und sie soll wieder glänzen, das schwöre ich Ihnen!“

Kerléis hatte diese Worte mit einer Kraft gesprochen, welche seinen scharf ausgeprägten Zügen eine wahre Beredtsamkeit verliehen.

„Du erfüllst mich mit Entsetzen! Was hast Du?“

„Er ist gekommen, der schöne, junge Mann, mit honigsüßen Lippen Paris und dessen Wunder zu rühmen! Er ließ Sie die Stimme des Versuchers vernehmen, und da er sah, daß Sie ohne Vertheidigung waren und ihm gefällig das Ohr liehen, goß er das Gift der Schande und der Nichtswürdigkeit hinein! — Aber das Alles erfordert eine Genugthuung, eine Züchtigung, eine Rache; und wenn ich nicht den Muth habe, mich an dem Weibe zu rächen, so schwöre ich Ihnen, daß ich noch nie vor einem Manne zitterte! — Sie werden mir den Namen Dessen sagen, der vor acht

Monaten mein Haus betrat und aus demselben ging, indem er die Schande darin zurückließ."

„Was willst Du thun?"

„Ha! Er ist interessant, nicht wahr, der schöne, junge Mann? Er hatte eine Wunde in der Brust, ohne Zweifel in Folge eines Duelles wegen eines Weibes, denn es gibt stets ein Weib bei solchen Verbrechen und bei allen strafbaren Handlungen des Mannes — und Sie hatten für ihn alle Zärtlichkeit, alle — ach, Madame, brechen wir ab, denn ich fühle, daß das Blutfieber mich ergreift, und dann — dann — würde ich nicht mehr Herr meiner selbst sein! Der Name, der Name dieses Mannes!"

„Kerléis, Alles, was Du sagst, ist wahr; ich habe Deine Verachtung, ich habe selbst den Tod verdient, und wenn Du ihn mir gäbest, würde ich nicht murren, denn er ist gerecht, weil ich Dich so grausam, ach, so grausam beleidigte! — Aber es gibt Fehler, die sich vergessen lassen, Fehler, die zu verwischen sind, und mit der Zeit, ja, mit der Zeit würdest Du mir verzeihen können. Sage mir das!"

„Verzeihen?" entgegnete der Bretagner voll Bitterkeit und indem er die Achseln zuckte.

„Willst Du, daß ich nach Pleneuf zurückkehre? — Ich werde barfuß gehen, wenn es sein muß — zu glücklich, in das Haus zurückzukehren, in welchem meine schönsten Tage verflossen! — Ach, Du weißt nicht, was das Leben einer Verbrecherin ist! — Die Reue ist nichts! — Was man thut, um ihr zu entgehen, ist entsetzlich! Wenn Du wüßtest, welche Existenz ich führe! Ach, komm, laß uns aufbrechen, schnell aufbrechen; entreiße mich dieser Hölle, denn ich würde darin wahnsinnig werden, das fühle ich!"

„Ich begreife Sie nicht, Margarethe! Wenn ich nach diesem einzigen Gemache urtheile, müssen Sie sich hier

glücklich fühlen, denn Sie sind umgeben von alledem, was Sie lieben, von prachtvollen Möbeln, reichem Porzellan, und als Sie das Fenster öffneten, sah ich von der Straße aus Vorhangstoffe, wie sie die Priester der Kathedrale nicht haben, selbst nicht einmal der Herr Bischof von Saint Brieux. Sie haben das Alles immer gewünscht, Sie besitzen es jetzt — bewahren Sie es!"

„Aber das Alles flößt mir Entsetzen ein, sage ich Dir, und Deine Rückkehr öffnet mir die Augen."

„Sie sagen das jetzt, Sie sind vielleicht aufrichtig, ich will es glauben; — aber morgen, in acht Tagen, dort unten in meinem bescheidenen Hause — mein Hausgeräth st zu grob — Sie werden sich wieder täuschen!"

„Nein, ich schwöre es bei Gott, Kerléis!"

„Ich verstehe; Sie spielen mit meiner Schwäche. Die einfältige Nachgiebigkeit, die Sie stets an mir für sich kannten, und doch — nein", fuhr er mit Entschlossenheit fort, „ich bin nicht hergekommen, um so zu gehen — ich muß den Namen dieses Menschen wissen, ich muß!"

„Du willst ihn tödten?" sagte Margarethe.

„Ja, tödten und leiden lassen, wenn ich es vermag", erwiderte er mit entsetzlicher Ruhe.

Margarethe empfand eine plötzliche Eingebung.

Sie öffnete die Thür ihres Schlafzimmers und trat in dasselbe ein, nachdem sie die Kerze ergriffen hatte.

Kerléis folgte ihr rasch, denn er fürchtete, sie wollte ihm entschlüpfen; aber er blieb auf der Schwelle stehen, regungslos, erstarrt bei dem Anblicke einer Kinderwiege, die mitten in dem Zimmer, wenige Schritte von dem Kamine entfernt, stand.

Margarethe deutete mit flehender Geberde und die Hände faltend auf diese Wiege.

„Ein Kind!“ sagte der Bretagner ganz verwirrt, indem er sich gegen die Wand stützte, um nicht umzusinken.

Margarethe nahm die Kerze und wollte die Vorhänge der Wiege auseinander ziehen.

„Wessen — wessen ist das Kind?“ fragte Kerléis, indem er sie durch eine Handbewegung zurückhielt.

„Das unsrige, Kerléis, das unsrige!“

„Ha! ha! ha!“ sagte der Bretagner mit einem wilden Gelächter.

„Was ist Dir denn?“ fragte die Mutter.

„Welch eine abscheuliche Lüge!“ entgegnete Kerléis.

„Du glaubst mir nicht?“

„Ich soll Ihnen glauben? Das ist stark! Unser, dies Kind! Ei, Madame, wollen Sie sich über mich lustig machen?“

„Kerléis, ich schwöre Dir —“

„Genug; Sie sehen wohl, daß ich mich nicht in glücklicher Laune befinde. — Werden Sie mir endlich antworten? — Sie wissen wohl, daß ich den Namen dieses Menschen kennen will.“

„Ach, Du bist erbarmungslos!“

„Erbarmungslos — ja, für Den, der mir meine Ehre stahl, der jetzt über mich lacht und der das Recht hat, zu lachen, so lange ich ihm nicht ein gutes Messer in die Gurgel gestoßen habe.“

„Kerléis, ich schwöre Dir, daß dieses Kind Deine Tochter ist.“

„Ich wiederhole Ihnen, Madame, daß ich es nicht glaube!“ erwiderte der Mann mit einem vernichtenden Lächeln der Verachtung.

„Aber sie gleicht Dir!

Der Mann antwortete nur durch ein noch entsetzlicheres, noch grausameres Lächeln, als das erste gewesen war.

Da riß Margarethe die Vorhänge der Wiege auseinander und —

Aber Kerléis ergriff ihren Arm und sagte, indem er sie zwang, sich zu ihm umzuwenden:

„Ich will nicht den lebenden Zeugen, den sprechenden Beweis Ihres Verbrechens sehen! — Aber noch einmal sage ich Ihnen, ich will den Namen dieses Mannes wissen!"

„Unerbittlicher! — Noch immer? — Ach, das ist zu viel!"

„Es ist zu viel der Zögerung, ja," sagte Kerléis. „Sprechen Sie; dieser Name —"

„Sie werden ihn nicht erfahren!"

„Wie?" rief der Bretagner, indem er erblassend einige Schritte zurückwich, so daß seine Frau taumelte, denn er hatte sie nicht losgelassen.

„Gnade! Du machst mir Schmerz!"

„Ha, wehe! wehe!" sagte Kerléis, indem er sie losließ und mit den Händen seine schweißbedeckte Stirn bedeckte. „Sehen Sie sich vor, Margarethe, sehen Sie sich vor!"

„Sie wollen mich tödten? — Ach, was kümmert mich das?"

„Sie lieben ihn also sehr, diesen Menschen, daß Sie es vorziehen, zu sterben, statt mir seinen verhaßten Namen zu nennen?"

„Nun gut, ja, wenn das eine Marter für Dich sein soll, ja, ich liebe ihn, ja, ich liebe ihn noch immer!"

„Ha, schweigen Sie!" Und der Mann stieß einen Schmerzensschrei aus, als hätte ein glühendes Eisen ihn getroffen, und preßte die Hand gewaltsam gegen die Brust.

„Sie werden den Namen nicht erfahren, das schwöre ich Ihnen bei diesem Kinde!"

„Unglückselige!" schrie Kerléis, indem er sich mit einem langen Messer in der Hand auf sie stürzte.

Er taumelte beinahe unmittelbar zurück, denn sein Messer war roth von Blut und das Kleid Margarethens zeigte auf der Brust eine Oeffnung, welche den Mittelpunct eines großen Blutfleckes bildete, der sich fortwährend vergrößerte. Sie fuhr mit der Hand danach, die Unglückliche, und zog sie plötzlich zurück, erschreckt durch die feuchte Wärme, denn anfangs hatte sie unter dem mörderischen Stoße nur ein Gefühl von Kälte gehabt, und erst als sie ihre Hand vom Blute geröthet sah, bemerkte sie, daß sie verwundet sei; — tödtlich vielleicht.

Sie hatte nicht die Kraft, einen Schrei auszustoßen, und indem sie ihren Mann von sich dadurch zurückhielt, daß sie ihm ihre blutige Hand zeigte, näherte sie sich rückwärtsschreitend der Wiege, streckte die andere Hand mit einer verzweiflungsvollen Heftigkeit hinein, ergriff das Kind, das sie darin fand, und preßte es krampfhaft an ihre Brust.

„Du wirst es nicht wagen, mich mit Deinem Kinde in meinen Armen zu tödten," sagte sie, indem sie ihren Mann ansah, den die That, welche er vollbracht hatte, vor Schrecken in Stein verwandelte.

Kerléis that keinen Schritt mehr vorwärts; aber seine Augen richteten sich auf das arme Geschöpf, welches Margarethe umschloß, und er wurde ergriffen durch die schlaffe Haltung, welche der Kopf des Kindes angenommen hatte.

Hatte er das Bewußtsein dessen, was geschehen war, oder betrachtete er das kleine Gesicht, welches ihm gleichen sollte, wie seine Frau sagte? Plötzlich brach er in ein wildes Lachen aus, das Othello's, als er rief: „Das ist die Ursache! — Das ist die Ursache!"

Margarethe erkannte die Richtung seines Blickes und wendete ebenfalls die Augen auf das arme Geschöpf, verwundert, daß es sich nicht regte, während es doch für gewöhnlich so voll Leben war. Da stieß sie einen Schrei aus, nicht weniger wild, nicht weniger fürchterlich, als das Lachen, das ihrem Manne entschlüpfte; nur schienen die Töne aus dem Tiefsten ihres Innern zu kommen.

Sie ergriff mit beiden Händen das kleine Mädchen, betrachtete es, betastete es wie wahnsinnig, richtete die Augen auf Kerléis, öffnete den Mund, suchte ein Wort zu stammeln, aber die Luft mangelte ihrer Brust und sie hatte nur noch so viel Kraft, das Kind wieder in die Wiege zu legen.

„Das Kind ist todt!“ sagte Kerléis, indem er vortrat, um es näher zu sehen.

„Ja, aber es ist nicht — es ist nicht —!“

Margarethe griff mit beiden Händen in die Luft, zerriß ihr Kleid, das sie erstickte, und ohne sich um die Banknoten zu kümmern, die in zahlreicher Menge ihrem Schnürleib entfielen.

Da zeigte sich auf ihrer Brust eine klaffende Wunde, der ein Blutstrom entquoll, und leblos sank sie nieder auf den Teppich.

„Das ist der Preis des Ehebruchs!“ sagte Kerléis voll Ekel, indem er auf den Körper seiner Frau eine Banknote warf, die auf seinen Aermel gefallen war.

Er verließ das Schlafgemach beinahe kalt, und statt die Eingangsthür zu öffnen, sah er nach, ob er nicht vielleicht durch das Fenster dem verfluchten Hause entfliehen könnte.

Er bemerkte das Fenster des Speisezimmers und die Terrasse, auf welche dasselbe führte, allein er kannte die

Localitäten nicht und fürchtete sich zu verirren und Bewohnern des Hauses zu begegnen, die sich über sein Erscheinen zu einer solchen Stunde hätten wundern können.

Zum Glücke für ihn erinnerte er sich an das Fenster, an welchem er von der Straße aus seine Frau bemerkt hatte, und trat ruhig in den Salon.

Von dem zweiten Stockwerk bis zu dem Straßenpflaster war eine ziemlich große Entfernung, aber für einen Seemann, der an das Ersteigen des großen Mastes und an den Sturz von der Höhe der Raan gewöhnt war, lag darin nichts, was ihn erschrecken konnte. Ueberdies bildete das Fenster, das er geöffnet hatte, die äußerste Ecke des Hauses und dieses war von dem Nachbarhause durch jene Einschnitte getrennt, welche Quadersteine darstellen und allenfalls als Leiter dienen können.

Kerléis zögerte nicht; binnen zehn Secunden sprang er nieder auf das Straßenpflaster von Paris, wie eine Katze, und entfloh.

V.

Die Kindesräuber.

Sobald der Graf da Fereira in die leere Wiege seiner Tochter das Kind gelegt hatte, welches, jetzt wohl und kräftig, für immer ihm das Vermögen der Castel Branco sichern sollte, überzeugte er sich, daß seine Frau noch nicht erwacht sei, nahm dann die Amme auf den Arm und trug sie wie eine Feder nach seinem Zimmer.

Die Bewegung erweckte das Weib, welches, ganz verwundert, sich an diesem Orte zu sehen, mit dem Blick eine Erklärung zu fordern schien. Der Graf war, wie man sieht, ein Mann der That und nicht minder stark in Berechnungen; er verabschiedete daher augenblicklich die Amme, indem er ihr begreiflich machte, daß der Zustand ihrer Gesundheit vielleicht beigetragen hätte, den des ihr anvertrauten Kindes zu gefährden. Einige Worte, die den Tag zuvor dem Arzte in dieser Beziehung entschlüpften, dienten dem Grafen als Anhalt und er wußte denselben geschickt zu benützen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Amme gleich der Mehrzahl von Denen, welche nach Paris kommen, sich heimlich etwas vorzuwerfen hatte, denn sie wechselte bei dieser Anklage die Farbe. Der Graf überredete sie leicht, daß es sich für sie darum handle, den Zorn der Gräfin zu vermeiden, wenn der Arzt zurückkehren und erklä-

ren würde, daß in der That ihre Milch dem Kinde nachtheilig sein könnte. Nach einer Stunde verließ daher das arme Weib erschreckt, aber reichlich bezahlt, das Haus, glücklich, sich nicht mehr in demselben zu befinden, wenn die Katastrophe eintreten sollte, die sie selbst bereits vorausgesehen hatte.

Der Graf vervielfältigte sich. Er stieg die sechs Etagen zu seinem Bedienten hinauf, weckte ihn, hieß ihn sich ankleiden, schickte ihn zu der Hebamme, welche ihn auf die Mairie begleitet hatte und ließ derselben sagen, sie möchte augenblicklich eine andere Amme besorgen.

Paris ist eine wunderbare Stadt für Die, welche Geld haben. Eine Stunde darauf war eine neue Amme in dem Hause, einen Blick instinctmäßiger Eifersucht mit der wechselnd, die dasselbe verließ, und gab die Brust der neuen Marienblume, welche an eine regelmäßige Nahrung gewöhnt und mit kräftigen Lungen begabt war, so daß sie nicht ganze Tage lang blieb, ohne zu schreien, wie Die, an deren Stelle sie trat.

Dies Geschrei erweckte die Gräfin; aber Don Juan, der die erste Erklärung fürchtete, schickte die Amme mit dem Kinde in ein anderes Gemach.

„Was ist das?“ fragte Leonore mit dem größten Staunen. „Ich kenne die Frau nicht, welche Marienblume mit sich nimmt.“

Fereira erzählte ein Gespräch, das er am Tage zuvor mit dem Doctor bei dessen Entfernung gehabt zu haben behauptete und das zu dem Wechsel der Amme geführt hatte, so daß die Mutter dem Eifer ihres Mannes bei dieser Veranlassung nur Lob zollen konnte.

„Meine theure Leonore,“ fuhr der Graf fort, als er sie beruhigt sah, „ich habe Sie noch nicht mit all den

traurigen Folgen bekannt gemacht, die der Tod unseres Kindes für uns haben würde, und besonders für mich; wenn Sie dieselben erfahren, werden Sie daher auch begreifen, daß ich nicht zögern konnte, Alles zu wagen."

„Mein Gott, Don Juan, Sie sind sehr grausam, die abscheulichen Berechnungen des Eigennutzes in dieses Unglück zu mischen, welches die göttliche Gnade, wie ich hoffe, von unserem Hause fern halten wird."

„Dennoch, meine Freundin, ist das Leben hienieden ernst. Nicht mit Gefühlen allein füllt man es aus, und die abscheulichen Berechnungen sind zuweilen vollkommen berechtigt. Wenn Sie mir nur einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, werden Sie dies begreifen."

„Rufen Sie zunächst die Amme, daß ich meine Tochter sehe," sagte die Gräfin, indem sie sich auf den Ellenbogen stützte.

„Sogleich," erwiderte ihr Gemahl mit einer Stimme, die er so sanft als möglich zu machen suchte.

„Ich habe lange und gut geschlafen," fuhr sie fort, „und gleichwohl wurde ich durch entsetzliche Träume gequält. Wie befindet sich Marienblume diesen Morgen?"

„Besser; man sollte sogar sagen, die Brust dieser neuen Amme gewähre ihr bereits das Leben, welches wir sämmtlich für verloren hielten."

„Gott sei gelobt!" sagte die Mutter; „aber ich habe ihn so sehr angefleht, daß er meinen Wunsch erhören mußte!"

Bei diesen Worten konnte Fereira ein Beben des Schreckens nicht unterdrücken.

„Leonore," sagte er, „während Sie schliefen, hatte ich Muße, über Vieles nachzudenken, und indem ich mich an die Umstände erinnerte, unter denen unsere Verbindung geschlossen wurde, kam ich zu jenen Berechnungen, welche Ihnen so abscheulich erscheinen. Ich sah mit dem tiefsten

Bedauern, daß meine unsinnige Liebe Sie in eine Alternative des Elends fortriß, gegen welches wir uns bisher steiften, das aber, wie ich überzeugt bin, von nun an für Sie sowohl, wie für mich schlimmer sein würde, wie der Tod. Wir haben hier einen Rang aufrecht zu erhalten, weniger glänzend vielleicht wie der, zu welchem das Vermögen Ihrer Familie uns den Anspruch verleihen würde, wenn ich in Portugal geblieben wäre; allein doch immer einen Rang, der mich früher oder später zu einer mächtigen diplomatischen Stellung führen oder mich bestimmen kann, meinen Wiedereintritt in die Armee zu erbitten. Diesen Rang aber, den Sie, die Tochter der Castel Branco, gewohnt an den Luxus und die Huldigungen, nur schwer entbehren würden — wenn unser Kind sterben sollte —"

„Ha!" rief die Gräfin.

„Wenn unser Kind sterben sollte," fuhr der Graf fort, „so würden wir wieder in jenes goldene Elend hinabsinken, in welchem wir seit unserer Flucht aus Lissabon lebten. Ich habe Alles, was ich besaß, verpfändet oder verkauft, und wenn Ihre Mutter uns nicht diese fünfzigtausend Francs geschickt hätte, welche dazu dienen werden, die unlenksamsten meiner Gläubiger zu beschwichtigen, so bliebe mir nichts weiter übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

„O Himmel, Don Juan, was sagen Sie da —!"

„So ist es, Leonore. — Nicht wahr, Sie sind gleich mir überzeugt, wenn wir kein Kind hätten, so würde Ihre Mutter, obgleich sie Sie liebt, die Sclavin ihres Stolzes sein und alle Ansichten der Castel Branco's theilen; — Sie sind überzeugt, daß wir dann nie wieder bei ihr in Gnade treten würden, und daß sie uns, wo nicht vor Hunger sterben, doch wenigstens in einer Lage lassen würde, die schlimmer ist, als die Armuth."

„Davon bin ich überzeugt."

„Und das erschreckt Sie nicht?"

„Mit Dir glücklich, mein Freund, kann ich mit Dir nicht leiden!" erwiderte Leonore, indem sie die Hand ihres Mannes ergriff und an ihr Herz preßte.

„Aber," nahm dieser wieder das Wort, indem er sich sichtlich unbehaglich über diesen Beweis der Zärtlichkeit fühlte, „das sind Dinge, die man wohl sagt, die man aber nicht erträgt. — Ich wiederhole Ihnen, meine Freundin, daß das Elend Ihnen grausamer würde, wie der Tod. Ich habe das durchgemacht, ich meinerseits, und weiß, was es zu bedeuten hat."

„Ach, Don Juan, ich bitte Sie, sprechen wir nicht mehr davon. Uebrigens ist ja auch die Barmherzigkeit Gottes unendlich," fügte sie mit einem süßen Lächeln und Erröthen hinzu, „und was er uns heute nimmt, kann er uns morgen wieder geben."

„Ach," entgegnete der Graf, indem er mit der Hand über die Stirn und die Augen fuhr, „dabei eben bleibt jene geheime Stimme, welche man die Hoffnung nennt, stumm für mich, während ich sie mit so großer Freude in meinem Herzen würde tönen hören; — es mangelt mir die Sicherheit, deren ich jetzt so sehr bedürfte."

„Erklären Sie sich, Graf," sagte Leonore erblassend.

„Nun wohl, meine Freundin, so vernehmen Sie denn — ich wollte es Ihnen nicht sagen, so lange Sie krank waren — aber die Geburt unseres Kindes, welches Sie so viele Schmerzen und Thränen kostete, muß für die Zukunft —"

„O Himmel!" rief die Gräfin, indem sie heftig die Hand ihres Mannes ergriff — „Don Juan, Alles — sagen Sie mir Alles — ich will es!"

„Nun wohl denn. — Der Doctor hat es mir gesagt und seine Ansicht wird bestätigt durch die zweier Autoritäten der Wissenschaft, welche zur Consultation berufen wurden und Sie sahen — Sie müssen sich darein ergeben — künftig auf das Glück, Mutter zu sein, zu verzichten.“

„Ha!“ seufzte die Gräfin und sank leblos auf ihr Kissen zurück.

Der Graf rief die Kammerfrau, und dieses Mädchen, welches ihre Herrin auf der Flucht begleitet hatte und kein Wort Französisch sprach, eilte in aller Hast herbei. Dank ihren verständigen Anordnungen, kam die Gräfin bald wieder zum Bewußtsein, und die Magd wurde dann durch den Grafen entlassen, dem daran lag, die Unterhaltung zu beendigen, besonders, aber ohne Säumen alle die Klagen zu erschöpfen, die er voraussah.

„Es ist also wahr!“ sagte die Gräfin, indem sie ihren Gemahl traurig ansah.

„Leider!“ erwiderte dieser mit dem aufrichtigen Tone des tiefsten Schmerzes.

„Ach, dann rufen Sie die Amme, Don Juan; ich will — ich will meine Tochter sehen!“

„Sogleich —“

„Jetzt wird sie mir noch um so theurer sein! Sie sagen, daß es besser mit ihr geht? — O, mein Gott, welche Freude!“

„Ich bin noch nicht zu Ende, Leonore“, sagte der Graf, indem er aufstand, die Hand seiner Gemalin ergriff und sie heftig drückte.

„Was gibt es denn noch? — Don Juan, Sie erschrecken mich, wenn Sie mich so ansehen — Sie flößen mir Furcht ein!“

„Leonore, ich sagte Ihnen, wenn das Vermögen Ihrer Familie nicht da wäre, um uns zu retten, so würde ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen —“

„Sage das nicht, Juan; ich liebe Dich und Dein Tod würde den meinigen herbeiführen.“

„Nun wohl! Durch dies einzige Wort mußt Du begreifen, daß ich, um dem Verderben auszuweichen und um das Vermögen zu erhalten, das der Zufall oder Gott in seinem Zorne uns rauben kann, selbst vor dem äußersten Schritt nicht zurückschrecken würde.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Selbst ein Verbrechen würde mich nicht hemmen, Leonore, das schwöre ich!“

„Don Juan, Sie werden wahnsinnig!“

„So höre denn! Deine Zukunft als Mutter ist verurtheilt — Dein Kind ist es auch!“

„Entsetzlich!“

„Es leidet an einer Krankheit, gegen welche die Wissenschaft sich ohnmächtig zeigt.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ klagte die arme Mutter schluchzend und verbarg das Gesicht in die Decke des Bettes.

„Leonore, wenn unser Kind stirbt, muß ein anderes augenblicklich seine Stelle ersetzen.“

„Nimmermehr!“ rief die Gräfin, indem sie sich auf ihre gekrampfte Hand stützte — „nimmermehr!“

„Es muß sein, sage ich Dir.“

„Es ist unmöglich! Das wäre mehr als ein Verbrechen — es wäre eine Gotteslästerung.“

„Würdest Du es lieber sehen, wenn ich in das Gefängniß geschleppt würde, das Opfer der Dummheit und des Stolzes Deiner Familie, welche mich von sich stößt, weil ich nicht gleich ihr von einem vorgeblichen zweiten Sohne irgend eines ersten Königs von Portugal abstamme und weil ich nur einen Degen den ungeheuren Reichthümern entgegenzustellen habe, welche die eine Schale der

Wage füllen? Würdest Du es lieber sehen, daß der Name Fereira, der auch der Deinige geworden ist und den keine Macht Dir rauben kann, an den Galgen der Schande geschlagen würde, weil unbarmherzige Gläubiger Vertrauen zu der Zahlungsfähigkeit des Vaters Deines Kindes hatten? — Und Du sagst, daß Du mich liebst?"

„Don Juan — ich liebe Dich — aber was Du da von mir verlangst —"

„Nun wohl, so erfahre denn die entsetzliche Wirklichkeit", sagte der Graf, indem er neben dem Bett auf die Knie sank und seinen Kopf in die Kissen drückte.

„Meine Tochter —", stammelte die Gräfin.

„Sie ist nicht mehr —", erwiderte der Graf mit dumpfer Stimme und unterdrücktem Schluchzen.

Die Gräfin wurde diesmal nicht ohnmächtig; die Größe ihres Unglücks und ihrer Verzweiflung verlieh ihr eine außergewöhnliche Kraft; sie glitt aus dem Bett und wollte sich über die leere Wiege werfen, in welcher, wie sie glaubte, die Leiche ihres Kindes ruhte.

Ihr Gemahl hielt sie zurück, zwang sie, sich wieder niederzulegen und gewährte ihr jeden möglichen Trost.

Es war ein herzzerreißender Anblick!

Die arme Frau, in welcher die Muttergefühle sich auf eine außerordentliche Weise offenbart hatten und die während ihrer Krankheit auf ihr Kind alle ihre Pläne der Zukunft und des Glückes stützte, sah plötzlich ihr Gebäude der Liebe und Ergebenheit zusammenstürzen.

Wir müssen gestehen, daß die unendliche Liebe, die sie zu ihrer Tochter fühlte, vielleicht von einer Reaction herrührte, die ohne ihr Wissen in ihrem Herzen gegen den Mann entstand, dessen Character zuweilen neue und unbekannte Eigenschaften offenbarte.

Wenn die Gräfin sich nach der Geburt ihrer Tochter so schwer hatte erholen können, so kam dies vielleicht daher, weil ihr Herz unter dem Drucke des Schmerzes erlag, den sie darüber empfand, daß ihr Kind so schwächlich war und daß dessen Leben nur an einem Faden zu hängen schien. Oft war sie mitten in der Nacht erwacht, um die fürchterlichen Fortschritte von der Krankheit auf dem Gesichte der Kleinen zu beobachten, und mit herzzerreißender Kraft wies sie dann den Gedanken zurück, daß ihr das Kind entrissen werden könnte. Je mehr sie indeß ein solches Unglück für unmöglich hielt, um desto mehr fürchtete sie es, denn wenn auch ihr Herz nicht darauf vorbereitet war, so empfand es doch auch nicht jenes Staunen, welches zuweilen durch den Tod, selbst wenn er im höchsten Grade erwartet wurde, verursacht wird.

Aber noch war sie nicht am Ende ihrer Schmerzen.

Als es ihrem Gemahl gelungen war, sie zu beruhigen und sie das entsetzliche Unglück als eine jener verhängnißvollen und harten Fügungen des Schicksals hinnehmen zu lassen, vor denen selbst die stolzesten Stirnen sich beugen müssen, ertönte in dem anstoßenden Gemache leises Geschrei. Die Gräfin gerieth plötzlich wie außer sich; sie glaubte wahnsinnig zu werden.

„Sie haben mich also belogen?“ rief sie, indem sie ihren Gemahl mit einem fürchterlichen Blicke fragend ansah.

„Nein, Leonore; hören Sie mich an —“

„Ha, Sie flößen mir Entsetzen ein — Sie haben, wie ich sehe, eine verabscheuenswerthe Handlung begangen.“

„Leonore —“

„Meine Tochter! — Wo ist meine Tochter?“

„Beruhigen Sie sich — das arme Kind wird in geweihtem Boden ruhen und —“

„Ha, es ist also wahr! — Aber das andere? Der Schrei, den ich hörte? — Es ist dort ein anderes Kind, nicht wahr? — Alles, was Sie mir soeben sagten, geschah, um mich auf dieses abscheuliche Verbrechen vorzubereiten; — aber hoffen Sie nicht, daß Ihnen dies so gut gelungen ist — ich willige nicht ein! Ich will nicht."

„Meine Freundin —"

„Kommen Sie mir nicht zu nahe! — Sie flößen mir jetzt Abscheu ein! — Wie, für Geld eine so nichtswürdige Handlung zu begehen? — Für Geld! Ja, mein Vater hatte wohl Recht, Don Juan, Ihr Adel steht dem unsrigen nicht gleich."

„Madame!"

„O mein Gott, mein Gott, wie unglücklich bin ich! — Das, ja, das ist die Strafe meines Fehltrittes!"

Und das arme Weib sank in Ihrem Schmerze wieder zurück auf das Lager, diesmal aber war er noch schneidender durch den Unwillen, welchen das Verbrechen und die Habgier des Mannes in ihr erweckten, den sie so sehr geliebt hatte.

„Leonore," fuhr der Graf nach einer Pause fort, als er sie ein wenig ruhiger sah, „beschuldige alles dessen nur meiner Liebe für Dich — ich liebe Dich glühend und will Dich als die Schönste sehen; darin besteht mein ganzes Verbrechen! — Ach, wenn ich Dir mein Herz öffnen und Dich darin meine Gedanken so lesen lassen könnte, wie sie sind — dann würdest Du mir verzeihen!"

„Verzeihen? — Niemals!"

„Leonore, Du kannst meine Schande oder meinen Tod nicht wollen; — und nur das, was ich Dir vorschlug — was ich gethan habe — kann mich retten! —"

„Ich werde nicht mehr Mutter sein!" rief die Gräfin, indem sie auf's Neue in einen Strom von Thränen ausbrach.

„Leonore, antworte mir, ich beschwöre Dich!"

„Ach, die Männer, die Männer! — Der Stolz, der Ehrgeiz, die Habgier — das ist es, was sie so handeln läßt."

„Leonore, sage mir, daß Du mich nicht verrathen wirst!"

„Ein fremdes Kind soll die Stelle des Kindes einnehmen, das ich unter meinem Herzen trug!"

„Dieses Kind, Leonore, wird einst schön sein, wie Du, und Du wirst es nicht bereuen —"

„Schweigen Sie! Schweigen Sie! — O der Gotteslästerer! Er will, daß ich dieses Geschöpf, welches keinen Anspruch auf meine Liebe hat, dennoch lieben soll!"

„Nein, ich will nichts, ich verlange nichts, Leonore! — Laß mich nur gewähren; laß gewähren, das ist Alles! — Darum beschwöre ich Dich — auf den Knien — hier zu Deinen Füßen!"

In der That hatte sich der Graf, eine Beute des gewaltsam ausgedrückten Schmerzes, vor dem Bette seiner Frau niedergeworfen und suchte nach ihren Händen, um sie mit den Thränen zu benetzen, die er in seine Augen zu rufen verstanden hatte.

„Ha, lassen Sie mich, lassen Sie mich!" sagte die Gräfin. — „Thun Sie — thun Sie, was Sie wollen, aber sprechen Sie nicht mit mir davon. — O, sprechen Sie nicht mehr davon mit mir!"

„Theure Leonore!"

„Aber unter einer Bedingung — hören Sie! Sie werden mir sagen, wo mein Kind ruht, denn ich will oft, ich will täglich auf seinem Grabe beten."

„Das verspreche ich Ihnen, Leonore", erwiderte Don Juan mit feierlicher Stimme.

In diesem Augenblicke hörte man Pferdegetrappel und das Rollen eines Wagens auf dem Hofe.

„Was ist das?“ sagte der Graf, indem er hastig an das Fenster trat.

Seine Frau dachte nicht mehr an ihn, noch an irgend etwas anderes; sie war ganz in ihre Verzweiflung versunken.

„Leonore“, rief plötzlich der Graf, „es ist Ihre Mutter!“

Es war in der That die Marquise von Silveira Castel Branco, die in einer Postchaise auf den Hof des Hauses gefahren kam.

„Meine Mutter! Sie wird dies Kind — sehen — o ich will nicht — ich will nicht!“

„Unglückselige!“ rief ihr Gemal, indem er ihre Hand ergriff und ihr dabei ein Gesicht zeigte, auf welchem sie die finstersten Verheißungen lesen konnte — „wenn Sie mich verrathen, so schwöre ich Ihnen, mir hier auf der Stelle vor Ihren Augen den Tod zu geben!“

Und er zog einen Florentiner Dolch, dessen Klinge die Gräfin blendete, aus der Scheide.

Sie sank ohnmächtig auf ihr Bett zurück.

Der Graf eilte der Marquise entgegen. Seine Frau liebte ihn noch; er fühlte sich beruhigt.

Die Zusammenkunft lief sehr günstig ab. Die Schwiegermutter war zu glücklich, ihre kleine Enkelin zu umarmen und versicherte, für deren zukünftigen Gemahl die Annahme der Namen Silveira Castel Branco zu erlangen. — Sie achtete nicht auf die eigenthümliche Kälte und die auffallende Zerstreutheit der Gräfin; überdies verstand es Fereira geschickt, alle diese Dinge auf die Rechnung der Krankheit seiner Frau zu schieben, und diese machte sich, treu ihrer Liebe, zur Mitschuldigen einer Vertauschung, für welche der Schein gerettet wurde — wenigstens für den Augenblick.

Es waren kaum fünf Minuten verflossen, seitdem die Marquise sich in das Zimmer zurückgezogen hatte, welches

eiligst für sie in Stand gesetzt worden war. Sie wollte hier der Ruhe genießen, die eine lange Reise in der Postchaise ihr nothwendig machte — denn sie verabscheute die Reise auf der Eisenbahn und hatte selbst in Tours ihren Wagen nicht verlassen wollen; — da meldete man dem Grafen, daß im Salon Jemand seiner wartete.

Don Juan erblaßte und suchte dann den Gast auf. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen: Es war der Doctor Berthold!

Er führte ihn hastig nach seinem Zimmer, deren Wände er zuvor untersucht hatte und in welchem er sich daher gegen jedes lauschende Ohr gesichert wußte.

„Mein lieber Graf," sagte der junge Mann, sobald sie an dem Kamine Platz genommen hatten, „ich will Ihre Zeit nicht mißbrauchen, daher —"

Der Graf steckte die Hand in die Tasche.

„Warten Sie," sagte Berthold, indem er ihn durch eine Handbewegung zurückhielt.

„Was gibt es?" fragte Fereira, indem er voll Besorgniß die Stirn runzelte.

„Etwas sehr Einfaches."

„Sprechen Sie."

„Ich sagte Ihnen diese Nacht, wie Sie sich erinnern werden, nicht wahr — man hätte mir zehntausend Francs dafür versprochen, das Kind Margarethens zu entführen?"

„Und ich versprach Ihnen fünfundzwanzigtausend Francs, um mir Ihren Raub abzutreten."

„Richtig! — Aber, lieber Graf, seitdem ist einige Zeit verflossen und nach den Betrachtungen und mit Hülfe von Rathschlägen —"

„Sie haben mit Jemand von unserem Zusammentreffen gesprochen?"

„Mit Jemand, der völlig zuverlässig ist! Sie dürfen ruhig sein.“

„Ha!“ rief der Graf, der eine gewisse Regung des Unwillens nicht verhehlen konnte.

„Ja, ich verstehe Sie,“ sagte lächelnd Berthold, „ein Vorwand — ein Streit — ich weiß nicht was — und Sie waren meiner entledigt —“

„Das ist es nicht, Berthold!“

„Desto besser — für Sie, lieber Graf! Doch kommen wir zur Sache.“

„Sie verlangen dreißigtausend Francs? — Sagen Sie es nur gleich.“

„O nein —“

„Vierzig vielleicht?“

„Etwas Besseres.“

„Ha!“ rief Don Juan kalt, doch erblassend. — „Welches ist Ihre Zahl?“

„Eine ganz runde, wie Sie sehen werden.“

„Sprechen Sie sie aus!“ rief der Graf ungeduldig und indem er die Lippen zornig auf einander preßte.

„Null.“

„Wie!“ rief Fereira im höchsten Staunen.

„Ich verlange nichts.“

„Gestehen Sie, daß Sie scherzen, mein lieber Berthold!“

„Nein, mein Theurer, und der Beweis ist, daß ich die fünfundzwanzigtausend Francs schon erhalten habe, welche Sie mir diese Nacht boten.“

„Dann wollen Sie von mir irgend etwas Ungeheures fordern.“

„Nein, ich kam nur, um Sie zu bitten, diesen Abend nicht zu ermangeln, nach dem W h i s t zu kommen.“

„Ha!“ sagte der Graf, welcher begriff.

„Mit zweien Ihrer Freunde, doch nicht den ersten besten, sondern —“

„Sondern den reichsten, nicht wahr?“

„Sie begreifen bewunderungswürdig! — Und Sie würden Ihre gefällige Vermittelung auf den höchsten Gipfel treiben, wenn Sie morgen —“

„Morgen?“

„Ja, theurer Graf, denn wir hoffen, Sie jede Nacht zu sehen.“

„Jede Nacht?“ fragte Don Juan erbebend.

„O, nicht blos in Batignolles, sondern überall, wo Sie uns zu finden wissen.“

„So ist das eine Sclaverei, mein Herr?“

„Nur für ein Jahr festgesetzt.“

„Ein Jahr gezwungenen Spieles!“ sagte der Graf, indem er die Zähne auf einander biß.

„Und unter Ihren Freunden,“ fuhr Berthold mit unwandelbarer Ruhe fort, „hoffen wir morgen oder später, auch Herrn Troilo von Gondolphi zu sehen.“

„Ha, Ihr haltet mich, Ihr Verwünschten, und wollt mich in einen Abgrund reißen!“

„Sie werden doch kommen, nicht wahr?“ fragte der Doctor mit dem einschmeichelndsten Tone.

„Ja,“ antwortete peinlich Don Juan.

„Abgemacht!“ sagte Berthold, stand auf und grüßte freundlich.

Der Graf führte diesen eigenthümlichen Mitschuldigen bis zu der Treppe und sagte sich, indem er mit finsterem Gesichte, die Fäuste auf der Brust gekreuzt, in sein Zimmer zurückkehrte: „Ich verstehe! — Das wird mir furchtbar theuer zu stehen kommen — ich bin verloren!“ —

„Bah!“ fuhr er nach kurzem Sinnen fort, „ich überlasse mich der Gnade des Zufalles!“

Herr Berthold war ohne Zögern nach seiner Wohnung zurückgekehrt, das heißt nach der Rue Martel. Er war ein junger Mann von vielen Fähigkeiten und reicher Einbildungskraft, aber er war noch überdies Arzt.

Ihn hatte man unmittelbar zum Beistande Margarethens gerufen, sobald die Ehegatten Protat den Tod des Kindes und den verzweiflungsvollen Zustand der Mutter bemerkten, die zwar noch athmete, die aber in einem Teiche ihres Blutes lag.

Er ging die Stiege hinauf und kam zu Margarethen, die in ihrem Bett lag, die Beute einer Art von Lethargie und welche von Madame Protat sorgfältig gepflegt wurde.

Nachdem er die Wunde der armen Frau mit großer Aufmerksamkeit verbunden hatte, stampfte er ziemlich heftig mit dem Absatz auf den Boden des Zimmers.

„Was wünschen Sie, Herr Doctor?“ fragte die Thürhüterin.

„Nichts“, entgegnete er.

Dieser Stoß mit dem Absatz war ein Signal.

Zwei Minuten darauf öffnete sich die Thür der Wohnung und schloß sich wieder; dann ertönten Schritte in dem Speisezimmer.

Die Thürhüterin stand auf, um zu sehen, wer eingetreten wäre. Plötzlich aber wich sie, von Schrecken ergriffen, zurück.

Drei schwarzgekleidete Männer, deren Gesichter mit Masken bedeckt waren, standen vor ihr.

„Kein Wort“, sagte einer dieser Männer mit ernstem Tone; „schicken Sie Ihren Mann herauf, Sie selbst aber bleiben unten.“

Die Frau gehorchte und ging zitternd wie ein Espenlaub die Treppe hinab.

Wenige Augenblicke darauf trat Protat in das Zimmer. Hinter ihm wurde die Thür geschlossen.

Er war wie betäubt, indem er die drei Verlarvten sah, von denen der Eine ihm ein Zeichen gab, sich zu setzen, indem er auf einen Stuhl deutete. Es ist sogar wahrscheinlich, daß das Gewissen Protats nicht ganz ruhig war, denn er gehorchte, während Leichenblässe sein Gesicht überzog.

Die drei Männer setzten sich ihm gegenüber.

„Höre", sagte Einer der drei Verlarvten, Der, welcher den mittelsten Stuhl eingenommen hatte, „und sei ohne Furcht. Margarethe wurde diese Nacht durch einen Mann verwundet, der unbekannt geblieben ist. Deine erste Pflicht, nachdem Du den Arzt benachrichtigt hattest, war, Dich zu dem Beamten zu begeben und dort Deine Erklärung niederzulegen. Du hast das nicht gethan. Weshalb?"

„Aber —", erwiderte Protat, dessen Zunge sich verwirrte.

„Ich will es Dir sagen. Madame Margarethe hatte sechstausend Francs bei sich, als sie in dies Haus zurückkehrte. Du hast ihr dies Geld gestohlen."

„Ich?"

„Du fürchtetest die Nachforschungen der Gerechtigkeit und sagtest deshalb nichts. Auch der Arzt hat seine Pflicht nicht gethan; Ihr theiltet ohne Zweifel dies Geld, und das ist es, was wir aufklären wollen."

„Herr Berthold —"

„Höre! Alles klagt Dich an. Wir haben Beweise gegen Dich und es erscheint uns nicht als unmöglich, Dich eines noch größeren Verbrechens anzuklagen."

„Es ist nicht wahr!" rief Protat heftig.

„Wir wollen es glauben; aber bedenke, daß ein Wort genügt, um Dich zu verderben. Dein Leben liegt in unseren Händen. Wir werden dieses eine Wort nicht sprechen, doch nur unter einer Bedingung."

„Welche ist das?" fragte mit einem angstvollen Blicke der unglückliche Thürhüter.

„Daß Madame Margarethe nicht erfährt, diese Nacht sei Der hier gewesen, den Du Don Juan nennst."

Protat erhob verwundert den Kopf.

„Schwöre es," sagte der Verlarvte.

„Ich schwöre es!" sagte Protat, glücklich, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen.

„Unterzeichne außerdem noch dies hier," sagte der Verlarvte, indem er ihm ein Papier reichte und ihm eine Feder in die Hand gab. Protat las:

„Ich verpflichte mich, Niemand, wer es auch sei, das zu offenbaren, was in der Nacht des 27. Jänner 1841 in dem Hause der Rue Martel, dessen Thürhüter ich bin, vorging."

Er unterzeichnete.

„Es ist gut," sagte der Mann mit der Maske; „Du wirst von Deiner Frau das Geheimniß bewahren lassen; in der Beziehung rechnen wir auf Dich, aber bedenke, daß die Strafe Dich zu finden wissen würde, wo Du Dich auch zu verbergen suchtest."

„Ich werde gehorchen, mein Herr," erwiderte Protat mit der Sanftmuth eines Kindes; denn er zitterte am ganzen Leibe.

„Gut! Geh' jetzt. Es ist die Reihe an dem Arzte."

Protat eilte hastig hinab, während die drei Männer in das Zimmer der Kranken eintraten.

„Nun?" fragte das Oberhaupt dieses eigenthümlichen Tribunals den jungen Arzt.

„Sie ist gerettet," entgegnete dieser, „aber ich fürchte den Starrkrampf."

„Gut. Sobald der Schauarzt den Tod des Kindes bestätigt haben wird, vergessen Sie nicht, das Kind muß unkenntlich gemacht werden, damit, wenn es jemals der armen Margarethe einfiele, es ausgraben zu lassen —"

„Mein Mittel ist sicher," erwiderte Berthold.

„Und der Graf —?"

„Diesen Abend im Whist."

„Gut!" sagte der Führer der Verlarvten, indem er zufrieden lächelte, „wir haben ihn. — Was Margarethe betrifft, so ist sie jetzt unser, da sie kein Kind mehr hat."

„Sehen Sie sich vor; sie ist eine Frau von Kopf und Entschlossenheit."

„Ich habe stärkere gebändigt."

Erster Theil.

I.

Der Aequinoctial-Sturm.

Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, besonders der des Herbstes, entstehen auf den Küsten Frankreichs eigenthümliche Erscheinungen. Die Winde wehen mit ungewöhnlicher Heftigkeit und die Fluth steigt zuweilen bis zu einer wunderbaren Höhe. Die ganze Natur scheint eine Beute der Zuckungen zu sein, welche einer Katastrophe vorangehen, und nicht selten entstehen aus diesen fürchterlichen Krisen die größten Unglücksfälle.

Die Tag- und Nachtgleiche des Herbstes im Jahre 1856 war besonders reich an Unglücksfällen aller Art: Zu Grunde gegangene Schiffe, eingestürzte Dämme, überschwemmte Landstriche, zu Grunde gerichtete Familien — das Meer und der Wind richteten Verheerungen an, von denen man noch gegenwärtig an der Küste von La Mancha spricht.

Am 16. October dieses Jahres hatte der größte Theil der Badegäste oder der Müßiggänger Trouville schon verlassen, diese Stadt von gestern, aus welcher die Mode einen großen Mittelpunct des Vergnügens unter dem Vorwande der Gesundheitspflege und der Seebäder gemacht

hat. Es blieben indeß noch etwa zehn Familien zurück, welche in dem Hôtel de Paris wohnten und die sich in der fortgesetzten schönen Jahreszeit nicht hatten entschließen können, nach Paris zurückzukehren.

An diesem Abende wurde die Stunde der Fluth mit einer gewissen ängstlichen Besorgniß erwartet. Denn allen Vorzeichen nach mußte das steigende Meer ein so großartiges Schauspiel bieten, daß man kaum an die Folgen dachte, welche es nach sich ziehen konnte. Das Hôtel de Paris, welches an der Küste, zwischen dem Hofe und einem Garten, lag, war an allen seinen Fenstern mit einer großen Anzahl von Neugierigen besetzt; der Eigenthümer fühlte sich indeß nicht ganz beruhigt über die Folgen der kommenden Ereignisse. Die Gartenseite war von der Küste nur durch eine Steinmauer getrennt, die über dem Meere eine Terrasse bildete, und an der Ecke dieser Mauer erhob sich ein Pavillon von drei Stockwerken, dessen Zimmer von den Reisenden immer sehr gesucht waren. Die Mauer aber und der Pavillon zeigten einige Risse, die sehr beunruhigend waren, wenn auch nicht für diesen Tag, doch wenigstens für die folgenden.

Wenn das Meer hochging und die Fluth eintrat, dann wurde der Garten zuweilen durch die Wogen überfluthet, die mit Wuth gegen die Mauer schlugen, und die Diener des Hôtels beeilten sich dann, den Abfluß des Wassers, welches sich von Zeit zu Zeit in dem Garten anhäufte, zu befördern. Diesmal waren indeß mehr als je Beschädigungen der Pflanzen und der Blumenbeete zu befürchten; die Mauer war zwar von fester Bauart, zeigte indeß an einigen Stellen Spuren von Defecten und die letzte Sturmfluth der Tag- und Nachtgleiche war bis zu einem Fuß unter der Krone der Mauer gelangt. Die jetzige konnte dieselbe leicht übersteigen.

Indeß läßt die menschliche Hoffnung sich nie werfen; der muthige Besitzer dachte, daß er auch diesmal so gut davon kommen würde, wie früher.

Das Erdgeschoß und das erste Stockwerk des Pavillons, welcher die Ecke gegen das Meer bildete, wurden bewohnt von der Marquise von Silveira Castel Branco, ihren Kindern und ihrem Gefolge.

Der Leser hat schon die Bekanntschaft des Grafen da Fereira und der Gräfin Leonore, seiner Gemalin, gemacht; es bleibt nur noch übrig, ihn auch mit der Witwe und dem einzigen Kinde bekannt zu machen, das einer Ehe entsprang, welche einst unter mehr romanhaften als gewöhnlichen Umständen geschlossen wurde.

Die Marquise hatte gleich bei ihrer Ankunft in Paris nach der glücklichen Niederkunft ihrer Tochter plötzlich eine heftige Liebe für das Kind empfunden, das ihr Schwiegersohn ihr bot und das mit dem etwas sonderbaren Namen Marienblume getauft worden war.

Die Marquise war mit dreißig Jahren Witwe und wurde geprüft durch die Art von Verfolgung, zu deren Gegenstand ihr Mann sie machte, ein stolzer Hidalgo, dessen außerordentliche Eifersucht sich mit dem Scheine der Berechtigung auf ihren leichten Ton stützte, der beklagenswerth, obgleich völlig unschuldig war. Sie hatte sich daher, ungeachtet ihrer noch immer glänzenden Schönheit, welche ihr lange Erfolge voraussagte, nicht entschließen können, ein neues Joch anzunehmen. Sie zog es vor, die schöne Unabhängigkeit zu bewahren, welche ihr großes Vermögen ihr sicherte, und sich ganz der Sorgfalt zu widmen, welche das Kind einer Tochter forderte, die sie noch immer anbetete, wie streng auch ihr Gemal sich gegen dieselbe gezeigt hatte.

Die Marquise sagte daher dem Glanze des Hofes von Lissabon Lebewohl und ergab sich darein, in Paris zu leben und unermüdlich für das Glück des Mannes zu sorgen, der ihre Tochter mit einer Ausdauer auszeichnete, die sie sich immer gewünscht hatte, weil sie selbst einer solchen Liebe fähig gewesen wäre.

Es muß erwähnt werden, daß der Einfluß ihres Namens und ihrer Reichthümer von einem großen Gewicht in der Wagschale der Regierung gewesen war, und daß durch ihren Einfluß und den des portugiesischen Gesandten der Graf mit Leichtigkeit einen höheren Posten in der Diplomatie gewann, eine Stellung, die ihm in Folge der Revolution von 1848 geraubt wurde, und die er seitdem nicht wieder zu gewinnen vermochte.

Freilich hatten seine Ansichten sich während seiner Wanderfahrt an den verschiedenen Höfen Europas völlig geändert und er war überzeugt, daß das Leben hienieden nicht all das Leid und alle die Mühe werth ist, die man sich gibt, und daß daher die Existenz eines reichen Edelmannes jedem Ehrgeize vorzuziehen ist. Marienblume, die Erbin dieses Vermögens, war ein reizendes junges Mädchen von fünfzehn Jahren. Auf ihrer Stirn schaukelten sich die kleinen Locken eines Kopfputzes à la Sévigné, für welche ihre Großmutter eine besondere Vorliebe hegte. Aber diese Locken waren von einem unbeschreiblichen Blond und ihr bloßer Anblick genügte, die Träume aller Derer zu erwecken, die diesem lieblichen Geschöpf sich näherten.

Ihr Profil zeigte eine Harmonie tadelloser Linien und bot das vollständige Modell engelgleicher Vollkommenheiten, sowie einer Organisation, welche den Enthusiasmus des Glaubens und der Poesie fähig sind und die durch ihren Anblick das unwiderstehliche Verlangen erwecken, vor

ihnen niederzuknieen, wie vor einem lebenden Bilde der Madonna.

Im Alter von fünf Jahren und in Folge eines mit großer Heftigkeit ausgesprochenen Verlangens ihrer Mutter, war Marienblume in das Kloster des Sacré Coeur gebracht worden, das sie erst vor ganz kurzer Zeit verlassen hatte. Ihre junge Seele, die noch nicht den kleinlichen Combinationen der Existenz, wie der Verkehr mit der Welt sie bildet, geöffnet war, legte daher auch in alle ihre Worte, in alle ihre Handlungen, in den offenen und freien Ausdruck ihrer Gedanken, einen Zauber, eine Anziehungskraft, welcher zuletzt sogar das Herz der Gräfin Leonore gewonnen hatte, die, wie der Leser leicht begreifen wird, im Grunde wohl berechtigt war, ihrer Tochter eine gewisse Kälte zu zeigen.

Seit den Ereignissen, die wir im Prolog dieser Geschichte erzählt haben, hatte sich die Gräfin, welche in ihrem Herzen, besonders aber in dem Schatze ihrer Illusionen und ihrer Liebe, schwer verletzt war, hinter einer Art finsterer Gleichgiltigkeit verschanzt, durch die ihr Gemahl Anfangs beunruhigt wurde, die er zuletzt aber als außerordentlich bequem für sich selbst angenommen hatte.

Befriedigt in seinen ehrgeizigen Bestrebungen und dann in seinen Vergnügungen, beunruhigte er sich nur wenig durch diese beinahe feindselige Haltung, die sich gegen ihn nur durch die höfliche Kälte aussprach, welche die Weltleute zeigen, für die die öffentliche Meinung Alles ist und die besonders die Aergernisse fürchten, welche durch eine Trennung herbeigeführt werden.

Ein stillschweigendes Uebereinkommen hatte sich daher in dieser Ehe gebildet. Jeder Theil war seinerseits frei, die Zerstreuungen oder Vergnügungen aufzusuchen, die in dem Innern des Hauses unmöglich geworden waren; wir müssen

indeß sagen, daß der Graf dieser Freiheit zwar in einer umfassenden Weise genoß, daß die Gräfin indeß dieselben nie würdigte, sich damit zu beschäftigen.

Sie ließ sich gewissermaßen leben, und abgesehen von einem Aufenthalte, den sie ein Jahr lang in Lissabon in Gesellschaft ihrer Mutter gemacht hatte, während Don Juan auf Gesandtschaft in Rußland war, darf man sagen, daß ihre Tage sich nur nach Thränen und Seufzern zählten, die durch ihren stolzen Willen unterdrückt wurden.

Uebrigens wollen wir uns beeilen, hinzuzufügen, daß diese Thränen und diese Seufzer seit dem Aufenthalte in Lissabon aufgehört hatten, das heißt, seit acht Jahren — und bald werden wir sehen, welches die verhängnißvolle Ursache davon war.

Von jener Zeit rühren in der That die Unglücksfälle her, welche wir in dem Verlaufe dieser Geschichte zu erzählen haben werden.

Das Kloster hatte auf die Dauer in der Organisation und der Gesundheit Marienblumens einen allgemeinen Zustand des Schmachtens und des Hinsinkens hervorgerufen, dessen Bekämpfung durch die Seebäder die Aerzte vorschrieben. Wegen dieser wichtigen Veranlassung finden wir also in dem Pavillon des Hôtel de Paris zu Trouville die Mitglieder dieser Familie, und wir müssen hinzufügen, daß die Zeit ihres Aufenthaltes nicht leichtsinnig verlängert worden war, abgesehen noch davon, daß die Witterung verlockend war und daß die Damen den Wunsch ausgesprochen hatten, das Schauspiel der Aequinoctialfluth zu genießen.

Der Wind wehte mit Wuth und man sah aus der Ferne gewaltige Wogen, deren Spitzen mit Schaum bedeckt waren, gegen das Land mit jener Regelmäßigkeit heran-

fluthen, die zwar alltäglich ist, aber dennoch in ihrer Masse und ihrer ungewöhnlichen Höhe so imposant war.

Keine Wolke war am Horizont zu erblicken. — Man begriff, daß vor dem nahenden Ungewitter die kleinen Fischer sich klüglich an dem Lande gehalten hatten, und selbst das Dampfschiff, welches den Dienst von Havre aus versah, wagte sich nicht auf das Meer und blieb ruhig in dem kleinen Hafen vor Anker, der durch die Mündung der Touque geschlossen wird. Die See brandete mit der größten Gewalt, und die zahlreichen Kiesel, welche sie an diesem Tage mit sich rollte, bewirkten zuweilen ein Getöse, wie das des Donners. Es schien ein unterseeischer Sturm zu toben, geschürt durch den mächtigen Hauch eines unsichtbaren Leviathan, der Schrecken in alle Herzen ergoß, Bewunderung in allen Augen erregte.

Es war schön, aber es war auch entsetzlich.

Marienblume sah die Wassermasse mit einem geheimen Schrecken auf sich zukommen und man erkannte an der leisen Bewegung ihrer Lippen, daß das arme Kind an den Himmel stumme Gebete für die Unglücklichen richtete, welche Opfer dieser Entfesselung der Elemente waren oder werden konnten.

Das Meer stieg immer höher; schon wurde den zahlreichen Zuschauern an dem Hôtel und allen Häusern, die an der Küste entlang lagen, zuweilen der feuchte und salzige Schaum, den der Wind mit sich trug, in das Gesicht gespritzt.

Nur drei Douaniers und ein junger Mann, der die Uniform der Seecadetten trug, schritten auf dem Sande an den Mauern des Quai dahin. Zu dem Hôtel gelangt, blieben sie stehen, und nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt hatten, näherte sich der Brigadier der Douane

der Mauer, auf deren Gipfel er den Besitzer bemerkte, der ziemlich ruhig zu sein schien.

„Mein Herr“, sagte er, „Ihre Mauer ist für heute nicht hoch genug; ich fürchte, das Meer wird sie übersteigen.“

„Es sind Abzüge vorhanden; ich fürchte nichts.“

„Es wird aber in solcher Masse kommen, daß Ihre Abzüge ungenügend für das Ablaufen des Wassers sind“, sagte der Seecadet.

„Glauben Sie, mein Herr?“

„Ja, das ist meine Ansicht. Wir werden heute eine ganz außergewöhnliche Fluth haben, wie man sie an dieser Küste seit zwanzig Jahren nicht sah.“

„Der Teufel! Was ist dann zu thun?“

„Sie müssen zunächst die Personen entfernen, welche ich an den Fenstern jenes Pavillons bemerkte, und dann die Möbel aus dem Erdgeschosse fortschaffen, denn das Meer wird Alles mit sich reißen, was ihm Widerstand leistet.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr; Ihr Rath ist gut“, erwiderte der Herr des Hôtels, indem er sich beeilte, seine Befehle zu ertheilen.

Das Meer stieg immer höher — die ersten Wogen leckten schon an dem Fuße der Mauer, als die Dienerschaft den Transport des Meublements begann. Zwei Minuten darauf peitschte die Fluth mit der Gewalt eines Sturmbockes gegen die Mauer und schon lösten sich einige Brocken und selbst eine größere Anzahl großer Steine aus dem Kalke. Es entstand eine kleine Oeffnung in den Garten und durch das gähnende Loch drangen Ströme des Salzwassers ein. Das war das Signal zu allgemeiner Flucht.

Das Meer stieg immer höher — und als der letzte Bewohner des Pavillons diesen verließ, nahmen die Wogen das äußerste Ende des Gartens in Besitz, zogen sich jedoch

in wenigen Augenblicken wieder zurück, wie dies stets in Folge des Wellenschlages geschieht.

Die Personen, welche so außer aller Gefahr waren, blieben dennoch in dem Garten auf dem Perron des großen Gartensaales, um nichts von dem Schauspiel zu verlieren, vor dem sie zurückgewichen waren. Der Wind hatte sich sogar ein wenig gelegt und man sah sich gegenseitig neugierig an, als wollte man sich fragen, ob Alles vorbei sei, da rief Marienblume plötzlich, sie hätte in ihrem Zimmer das kleine Kästchen vergessen, in welchem sie die Briefe einer ihrer guten Freundinnen aufbewahrte, welche im Kloster zurückgeblieben war.

„Wir werden sie morgen wieder finden“, sagte die Marquise, indem sie ihren Operngucker zur Hand nahm.

„Aber wenn das Meer die Scheiben zerbricht und das Wasser eindringt, sind meine Briefe verloren!“

„Ein großer Verlust!“ sagte der Graf sorglos.

„Vater, ich habe auf den letzten noch nicht geantwortet.“

„O, sie sind ohne Zweifel bei unserem Gepäck in Sicherheit.“

„Das Kästchen stand auf dem Kamin und ich bin fest überzeugt, daß ich es vergessen habe.“

„Laß einen Kellner rufen; er wird es Dir holen“, rief voll Ungeduld die Gräfin.

Marienblume ging hinter ihren Eltern hin und schien eine der Kammerfrauen ihrer Mutter zu suchen, allein sie bemerkte nur Gesichter, welche den Fortschritten des Sturmes begierig folgten. Bald erblickte sie einen der Reisenden, der auf den Wunsch seines kleinen Töchterchens nicht zögerte, nach dem Pavillon zurückzugehen, um dort einen ebenfalls vergessenen Gegenstand zu suchen.

„Ich gehe mit!“ rief Marienblume, indem sie mit so großer Schnelligkeit dem Pavillon zulief, daß Niemand die Zeit hatte, sie noch zurückzuhalten.

Die Bäume des Gartens verbargen überdies ihren Eltern ihr kühnes Unternehmen vollständig.

Das Meer stieg nicht mehr — aber zu seiner höchsten Höhe gelangt, schlug es fortwährend voll Wuth gegen die Mauer und riß jeden Augenblick große Stücke aus derselben, indem es zugleich einen Theil von dem Boden des Gartens mit sich fortnahm. In dem Augenblicke, als eine große Oeffnung entstanden war, öffnete sich ein Fenster in dem ersten Stockwerke des Pavillons und Marie erschien an demselben, ihr Kästchen in der Hand und ihre Familie rufend.

Ein Schrei des Entsetzens antwortete dieser unsinnigen Prahlerei des Kindes und zwanzig Stimmen riefen ihr zu, sie möchte so schnell als möglich herabkommen, während mehrere Personen, mit dem Grafen an der Spitze, dem Pavillon zueilten.

Marienblume gehorchte und verließ eiligst das Fenster.

Allein sie hatte den Fuß kaum auf den Boden außerhalb des Pavillons gesetzt, als hinter ihr ein entsetzliches Getöse erfolgte.

Es war der Pavillon, welcher zusammenstürzte.

Die Steine, die Balken, die Meubel, die Marmorkamine, Alles versank in das Meer und wurde zertrümmert durch die Gewalt, der nichts zu widerstehen vermochte.

Das junge Mädchen konnte ihre Augen nicht abwenden von diesen Gräueln, die sie so ganz in der Nähe sah, und vielleicht versteinert durch den Schrecken vor der Gefahr, der sie entgangen war, vermochte sie keinen Schritt zu thun.

Allein in dem Augenblicke, als ihr Vater, der jetzt ihretwegen beruhigt war, allein auf sie zuschritt, um ihren

Arm zu ergreifen und sie nach dem Hintergrunde des Gartens zu ziehen, von wo die gewaltige Stimme des Sturmes das Angstgeschrei der Marquise übertönte — drang eine furchtbare Woge durch die Oeffnung herein, welche der Zusammensturz des Pavillons gebildet hatte, und die Gewalt und der Umfang dieser Woge war so groß, daß der Vater und die Tochter durch dieselbe getrennt und niedergeworfen wurden.

Der Graf konnte sich an einen jungen Baum anklammern, dessen Stamm im Bereich seiner Hand sich erhob; Marienblume aber war verschwunden, hinweggetragen wie eine Feder durch die sich zurückziehenden Wogen.

Dem Verzweiflungsgeschrei des Grafen antwortete ein vielfältiger Angstruf hinter ihm, und während er sich erhob, durchnäßt bis auf die Haut, und den Hintergrund des Gartens erreichte, sah er einen Schatten schnell an sich vorüberfliegen und dem Meere zueilen.

„Meine Tochter ist verloren!“ rief er mit entsetzlicher Angst, indem er stehen blieb, denn jetzt erst erkannte er, daß Marienblume nicht bei ihm sei, und eilte wieder zu dem Meere zurück.

Sogleich flog die alte Marquise beinahe wahnsinnig ihm nach und dann auch die Gräfin, die ebenfalls gerührt war, doch mehr durch ihre Nerven, als in ihrem Herzen.

Der Graf wußte, außer sich, nicht, was er thun, wozu er sich entschließen sollte, und hatte eben seinen Rock mit dem festen Vorsatze abgeworfen, sich in das Meer zu stürzen und seine Tochter zu suchen, da hielt ein Kellner des Hôtels ihn zurück und deutete mit dem Finger auf einen Mann, der mit allen Kräften einem Theile der Mauer zuschwamm, auf welchem ein Baum lag, den der Sturm entwurzelt hatte und dessen Aeste in das Wasser hingen.

„Er trägt das Fräulein!" sagte der Bursche voller Freude.

„Ein Boot, ein Boot!" rief der Graf, indem er der Küste zueilte.

In der That war es Marienblume, welche der Mann, der sich in das Meer gestürzt hatte, dem Baume zutrug. Man konnte kaum ihre Züge unterscheiden, denn das Meer hatte ihre Haare über ihr Gesicht fest geklebt; dennoch war es nicht möglich, sich in ihr zu täuschen.

Ihr Retter schien zweiundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt zu sein, und die Kaltblütigkeit, die er in diesem fürchterlichen Augenblicke bewies, zeigte deutlich, daß er daran gewöhnt war, mit der Gefahr zu kämpfen.

Indeß ging das Meer so hoch und war so ungestüm und auch von dem Winde so gewaltig gepeitscht, daß der Schwimmer jeden Augenblick einen Theil des Raumes einbüßte, den er gewonnen hatte.

Ungeachtet der Ermuthigungen aller Art, die ihm von dem Ufer aus zugerufen wurden, aber ohne daß irgend Jemand bemerkte, wie seine Kraft nachzulassen begann, und wie er zuweilen gleich dem Blitz die Blicke voll Verzweiflung auf den Körper des leblosen jungen Mädchens richtete, das er mit dem einen Arme stützte, sagte er sich, daß es entsetzlich sein würde, wenn es ihm nicht gelingen sollte, die vollendetste Schönheit zu retten, die er jemals erblickt hatte.

Bei diesem Gedanken schien er plötzlich wahnsinnig zu werden, und in dem fürchterlichen Schrecken, der ihn faßte, fand er neue Kräfte wieder, um die Mauer zu erreichen.

Endlich ergriff er einen der untersten Aeste des Baumes, dann einen anderen und endlich einen der größten. Diesen umschlang er mit einem Arme, während er mit dem anderen

nur beschäftigt war, die kalte Stirn des unglücklichen Kindes, das er gerettet hatte, über den Wogen zu erhalten.

Sobald er diesen sichern Stützpunct erreicht hatte, erhob er den Kopf zu dem Garten, allein er hatte nicht so viel Zeit, zu rufen, denn der Graf bestieg schon den Baum und reichte dem Schiffbrüchigen die Hände.

Das Alles war das Werk weniger Minuten und einer viel kürzeren Zeit, als der Leser nöthig hat, sie zu lesen.

Kaum hatte das ganze Hôtel die Aufregung ergriffen, als das junge Mädchen auch schon gerettet war.

Eine Stunde darauf lag Marienblume warm eingehüllt in einem guten Bette unter den zärtlichen Blicken der Marquise, die, als sie das geliebte Kind die Augen aufschlagen sah, in einen Strom von Thränen ausbrach und Gott dankte, indem sie stille Worte der Freude sprach.

Auch der Graf lauschte auf die Rückkehr des Lebens bei dem Kinde, das seinen Namen trug, und als er es ganz zum Bewußtsein erwacht sah, wandte er sich zu seiner Frau, die dem ganzen Auftritte mit zerstreutem Wesen zugesehen hatte.

„Leonore“, sagte er mit leiser Stimme und dem Tone des Vorwurfs, „Sie lieben sie gleichwohl!“

„Das ist wahr“, erwiderte die Gräfin, indem sie eine der noch ein wenig kalten Hände derjenigen ergriff, welche die Welt ihre Tochter nannte und für welche sie unbewußt in Folge der schönen Seele des Kindes eine ruhige Freundschaft, eine Freundschaft der Gewohnheit, empfand, obgleich sie es oft versuchte, sich zu überreden, daß sie sie hassen müsse.

Marienblume antwortete mit der ganzen Aufrichtigkeit ihrer Seele auf die Liebkosungen Derer, die sie liebten, wenn auch aus verschiedenen Gründen, und als sie ihre Groß-

mutter überzeugt hatte, daß sie sich vollkommen wohl fühle, wandte sie ihre großen Augen verwundert auf den Grafen.

„Und er, mein Vater?“ sagte sie.

„Wer, mein Kind?“ fragte Don Juan, indem er die Stirn runzelte.

„Der, welcher mich rettete.“

„Sei ruhig, mein Kind, er ist auch wohl und munter.“

„Ach, Gott sei gelobt!“ sagte sie, indem sie mit heiliger Inbrunst die Hände faltete.

„Wer ist der junge Mann? Wissen Sie es, Don Juan?“ fragte die Gräfin voll Theilnahme.

„Ein Seemann, Schiffsfähnrich, glaube ich.“

„Ein ganz junger Mann“, fügte die Gräfin hinzu.

„Ein Officier?“ sagte die Marquise. „Schlimm! Schlimm!“

„Weshalb denn, gute Mama?“ fragte Marienblume unbefangen.

„Weil wir ihn dann nicht belohnen können.“

„Wir werden ihn in unsere Abendgesellschaften einladen, wenn wir nach Paris kommen“, sagte die Gräfin, „bis dahin werden wir ihm danken.“

„Ich will ihn sogleich sehen“, rief mit Wärme die Marquise, indem sie aufstand.

„Ich werde Sie zu ihm führen, Madame“, sagte der Graf, indem er sie zurückhielt. „Für den Augenblick aber hat der junge Mensch ein heftiges Fieber und befindet sich in der Unmöglichkeit, Sie zu erkennen und mit Ihnen zu sprechen.“

„Wie heißt er?“ fragte Marienblume.

„Ich weiß nicht“, erwiderte Don Juan verlegen.

„Er heißt Herr Kilian“, sagte Leonore mit einer Art von Hast. „Man hat ihn in unserer Gegenwart genannt.

„Er ist ein Bretagner!“ rief das junge Mädchen, „der Bruder einer meiner Freundinnen im Sacré cœur, Laura von Pinguilly.“

„Er ist kein Pinguilly“, entgegnete der Graf, „er heißt Herr Kilian kurzweg.“

„Gute Mama“, sagte Marienblume zu der Marquise, indem sie sie zu sich zog, als wollte sie sie umarmen, „suche ihn doch auf, ich bitte Dich, und sage mir, wie es ihm geht.“

„Ja, mein Kind“, entgegnete die Witwe, indem sie ihr den süßen Kuß zurückgab.

— — — — — — — —

Ungefähr acht Monate nach diesen Ereignissen, das heißt im Monat Mai des Jahres 1857, setzten zwei junge Leute beinahe zu gleicher Zeit den Fuß auf das Dampfboot, welches täglich zwei Mal die Fahrt von Havre nach Trouville machte.

„Kilian!“ rief der Eine, der ein Phantasiecostume trug, welches auf eine Meile den Künstler verrieth.

„Du bist es, mein theurer Ramus?“ rief der Andere.

„Du gehst nach Trouville?“

„Ohne Zweifel; und Du?“

„Ich kehre dahin zurück. Ich habe in Paris Farben gekauft; die in Trouville sind abscheulich; es lebe der Dampf!“

Aber plötzlich verfinsterte sich das bewegliche und freimüthige Gesicht des Künstlers, und während das Dampfboot von dem Quai abstieß, näherte sich Ramus dem Ohre seines Freundes.

„Du gehst nach Trouville, Unglückseliger!“ sagte er betrübt.

„Weshalb nicht?“

„Aber die ganze Familie der Castel=Branco, Silveira, Fereira et cetera, befindet sich vollzählig dort.“

Der junge Mann, welchen der Maler Kilian genannt hatte, ergriff die Hand des Freundes und drückte sie heftig.

„Ramus“, sagte er mit leiser Stimme, aber fest, „ich kann nicht fern von ihr leben — ich liebe sie!“

II.

Die Geheimnisse einer Mutter.

Im Monat Juli 1857 waren die Spuren von den Verheerungen der großen Fluth im Herbst verschwunden und ein bewohnbarer Bau stand an der Stelle, welche der Pavillon eingenommen hatte, der unter den furchtbaren Schlägen des Meeres zusammenstürzte. Eine feste Mauer, in der Gestalt eines Dammes aufgeführt, schützte für die Folge den Garten des Hôtel de Paris gegen einen zu ungestümen Besuch der Wogen.

Das Casino von Trouville ist während der Sommerzeit der Sammelplatz der Mode. Hier genießt man Gefrornes und Caffee, wie bei Tortoni; jeden Abend findet hier Concert und Ball statt, ein willkommener Vorwand, große Toiletten zu zeigen, denn jede Pariserin, welche nur einigermaßen eine Stelle in der politischen oder Finanzwelt einnimmt, kann diese Reise nicht unternehmen, ohne wenigstens von fünfzehn bis zwanzig Collis begleitet zu sein, ungezählt noch die, welche wenigstens aller acht Tage durch die ersten Schneiderinnen und Putzmacherinnen der Hauptstadt nachgeschickt werden.

Nur wenige Vermögen, selbst die am sichersten begründeten, können diesem steeple chase der Eleganz Widerstand leisten; nichts anderes, als die ärgerlichen Erträgnisse der Börse vermögen die Thorheit und den Luxus einiger nur

zu bekannten Löwinnen zu erklären, welche für gewöhnlich diese Küsten heimsuchen.

Uebrigens ist es nicht immer der gute Geschmack, der in Trouville glänzt, und die außerordentliche Einfachheit einiger Damen, die sich eben so durch ihre Ehrenhaftigkeit, wie durch ihren richtigen Tact auszeichnen, macht dies zuweilen auf eine grausame Weise bemerkbar.

Die Gesundheit Marienblumens war zwar nicht wesentlich erschüttert, verlangte aber gebieterisch das Einathmen einer frischen, gesunden Luft, und das Schloß, welches die Marquise für gewöhnlich während des Sommers in der Gegend von Fontainebleau bewohnte, bot nicht dieselben günstigen Bedingungen der Gesundheit, wie das Ufer des Meeres — deshalb war ein zweiter Aufenthalt in Trouville beschlossen worden.

Ihr Vater — wir werden fortfahren, ihr die Eltern zu geben, welche die in dem Prolog erzählten Umstände ihr verliehen hatten — ihr Vater, sagen wir, war in Paris zurückgeblieben, wo ihn mehre Börsespeculationen fesselten, die er mit der Ausdauer verfolgte, die er früher in den autorisirten oder nichtautorisirten Spielhäusern gezeigt hatte.

Die Marquise, ihre Tochter und Marienblume wohnten daher allein in einigen Zimmern des Hôtel de Paris; die Witwe und ihre Enkelin brachten beinahe alle ihre Tage mit einander zu, denn die Gräfin, die mit einer Art von Gier die Zerstreuungen und Vergnügungen aufzusuchen schien, machte beinahe täglich in der Umgegend eine Promenade zu Pferde oder im Wagen; zuweilen auch unternahm sie weitere Ausflüge auf das Meer, nach Havre, nach Dieppe, und überall zeigte sie ihr schönes, bekümmertes Gesicht, das sich nur bei großen Ereignissen, bei der Schilderung von edlen Handlungen oder unerhörten Verbrechen, belebte.

Die Marquise genoß daher als egoistische Großmutter ihres theuren Kindes und veranstaltete für dieses kleine Spaziergänge in der Nähe, welche die Gräfin zuweilen ihrer Theilnahme würdigte, von denen sie sich jedoch so oft als möglich frei machte; denn wir müssen sagen, daß Leonore sich bei Marienblume langweilte, obgleich sie ihr eine gewisse Zuneigung schenkte. Die unbezähmbare Gluth ihrer Natur konnte nicht mit der makellosen Reinheit eines jungen Mädchens sympathisiren, das sie bei ihrem Alter sich zur Freundin hätte machen können; denn ungeachtet ihrer vierunddreißig Jahre schien die Gräfin nur sieben oder acht Jahre älter zu sein, wie ihre Tochter.

Der Marquise — Donna Isabella — und Marienblume fehlte es nicht an Cavalieren. Freilich waren es nicht, wie bei Donna Leonora, die reichsten und elegantesten jungen Männer. Sie waren sorgfältig gewählt worden; die lustige Heiterkeit, das warme Herz des Einen, die Zurückhaltung, die Rechtschaffenheit, die wahre Ergebenheit des Andern, hatten ihnen den Vorzug geben lassen.

Denn nur zwei Männer genossen eines vertrauteren Umganges der Damen: der Maler Ramus und der Schiffsfähndrich Kilian.

Ueber diesen entschiedenen Vorzug, den die Witwe den beiden jungen Männern gewährte, war in dem Kreise des Casino allerdings geflüstert worden; — der Graf selbst hatte sich bei seiner Abreise nach Paris darüber ein wenig ängstlich gezeigt; — aber der Wille der Donna Isabella machte sich geltend. — Und konnte man überdies einem Manne unter dem Vorwande der Jugend ein böses Gesicht zeigen oder ihn entfernen — wenn dieser Mann das Jahr zuvor die Erbin der Castel-Branco vor einem so augenscheinlichen Tode bewahrt hatte?

Was die Gräfin betrifft, so hätte sie mit geheimer Befriedigung gesehen, wenn Die, welche unberechtigt ihren Namen trug, so weit gesunken wäre, daß sie eine Mißheirath geschlossen hätte. Ohne offenbar dazu die Hände zu bieten, ließ daher die stolze Dame die Sachen gehen, ohne zu ahnen, daß der Leichtfertigkeit ihres Characters ungeachtet Donna Isabella es vorgezogen haben würde, ihre Enkelin sterben zu sehen, statt einzuwilligen, sie einen Mann heirathen zu lassen, der nicht reiner Hidalgo oder ein Edelmann von sechzehn Ahnen gewesen wäre.

Aber die Berechnungen des Stolzes oder der Rachgier werden oft durch den natürlichen Lauf der Dinge hintertrieben, und besonders durch die gewaltige Macht, welche man — die Liebe nennt.

Eines Tages, als es regnete und vollkommen unmöglich war, auszugehen, war eine Art von Maleratelier in dem Salon der Damen improvisirt worden. Ramus malte das Porträt der Marquise zum dritten Male, denn die gute Dame hatte die Sucht, sich malen zu lassen. Zum Glück für den Künstler war sie ungeachtet ihrer zweiundfünfzig Jahre noch sehr schön, und ihre Haare, die grau zu werden anfingen, verliehen ihrer Physiognomie einen Ernst, welchen das Feuer ihrer Augen oft zu beredt Lügen strafte.

Aber nichts ist so ermüdend, wie einem Maler zu sitzen; um die Zeit nutzbringend zu verwenden, waren daher zwei Staffeleien in dem Salon aufgestellt worden, und wenn die Marquise einschlief, verließ Ramus leise seinen Stuhl und arbeitete an einer anderen Studie, die er nach Marienblume entwarf; eine Studie, die er mit der Zustimmung der Familie zu einem religiösen Gemälde verwendete, welches die Regierung bei ihm bestellt hatte.

Die Gräfin, die sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, dessen Thür sie hinter sich angelehnt ließ, las voll Aufmerksamkeit Briefe und schien darauf mit der größten Sorgfalt zu antworten, während sie zugleich von Zeit zu Zeit nach dem Himmel sah. Sie schien sogar über den fortwährenden Regen ungeduldig zu werden.

Marienblume las in einem Modejournal mit zu großer Gleichgiltigkeit, als daß ihr Geist nicht hätte in andere Regionen getragen werden können, und die flüchtigen Blicke, die sie zuweilen heimlich nach Außen richtete, bewiesen, daß sie ihrerseits ebenfalls von gewissen Gedanken beschäftigt wurde. Uebrigens entging ihr Wesen dem Scharfblicke des Künstlers nicht.

Wahrscheinlich dachten diese drei Personen an denselben Gegenstand in Folge eines magnetischen Gesetzes, das oft zur Wahrheit wird, denn bei einem neuen Blicke, den Marie auf den Horizont richtete, welcher durch den Regen trübe geworden war, sagte die Marquise, noch gegen den Schlaf kämpfend:

„Unser junger Admiral ist heute noch nicht gekommen!"

Marienblume wurde roth wie eine Mohnblume bei diesem Ausrufe, der nur zu sehr ihren Gedanken entsprach.

„Er ist in Havre, Madame," sagte der Maler; „er hat diese Nacht einen Befehl erhalten, an Bord seines Schiffes zu kommen. Er soll einen Kranken vertreten."

Marienblume dankte Ramus für diese Erklärung, welche so zu gelegener Zeit die Besorgniß ihrer Seele beschwichtigte; denn für gewöhnlich verging kein Morgen, ohne daß sie den jungen Schiffsfähndrich wenigstens sah.

„Und wann endet sein Dienst?" fragte die Marquise.

„Uebermorgen," erwiderte der Maler, „wird er in Trouville sein."

„Nicht früher? Das ist schlimm!“ sagte die Witwe gähnend; „nicht wahr, mein Liebchen?“

Marienblume antwortete nicht; sie schien ganz in ihre Lectüre versunken zu sein.

Gegen die Gewohnheit war der Maler an diesem Tage nicht heiter; und dadurch seiner Geschichtchen, seiner paradoxen Theorien und der Späße beraubt, mit denen er gewöhnlich die Sitzungen belebte, gab daher die Marquise auch bald dem Schlafe nach.

Ramus schien dieses Resultat zu erwarten, denn sobald er die Augen der guten Dame geschlossen sah, stand er auf, und trat vor die Staffelei, die neben dem jungen Mädchen stand, und zwar so, daß die Gräfin von ihrem Zimmer aus ihn nicht sehen konnte.

„Er hat mich beauftragt, Sie davon zu benachrichtigen,“ sagte der Maler zu dem jungen Mädchen, welches durch diese plötzliche Mittheilung nicht verletzt wurde und mit einer Neigung des Kopfes darauf antwortete.

„Ich glaube,“ fuhr Ramus fort, „es fand für die plötzliche Entfernung Kilians ein viel ernsterer Grund statt.“

„Welche?“ fragten nur die Augen Marienblumens.

„Erinnern Sie sich an das, was gestern Abends im Casino gesagt wurde?“

„Nein.“

„Die Marquise hat allen ihren Freundinnen verkündet — und die Neuigkeit wurde durch die Gräfin da Fereira bestätigt — daß Don Manuel von Portalègre, Ihr Cousin, bald nach Trouville kommen wird.“

„Nun?“ fragte der unschuldige Blick des jungen Mädchens.

„Nun! Kennen Sie denn nicht die Pläne Ihrer Großmutter? Sie hat davon hinlänglich gestern Morgens

gesprochen während der kurzen Sitzung, die wir nur im Fluge erhaschen konnten. — Sie bestimmt Ihnen diesen Vetter zum Gatten."

Das ganze Blut Marienblumens strömte plötzlich zu ihrem Herzen zurück und sie erblaßte so sehr, daß sie sich sterben zu fühlen glaubte.

„Sie lieben also diesen Vetter nicht?"

Dieses Wort gab dem jungen Mädchen das Leben wieder. Sie ergriff die Hand des Malers und sagte mit so leiser Stimme, daß er sie kaum hören konnte:

„Wenn man mich zwingt, ihn zu heirathen, so sterbe ich."

„Wir werden die Sache in Ordnung bringen", sagte Ramus, indem er heftig die feine Hand des Kindes drückte.

„Still!" sagte sie, indem sie eine gleichgiltige Haltung annahm.

Ramus begriff und brachte rasch einige Schatten an einer Stelle seiner Studie an.

Donna Leonora war aufgestanden und kam durch den Salon. Schweigend und gedankenvoll hielt sie einen sorgfältig versiegelten Brief in der Hand.

Sie öffnete die Thür und verschwand.

„Und sie ist gleichwohl meine Mutter!" sagte das junge Mädchen mit einer Thräne im Auge.

„Ach, mein Fräulein, was ist Ihnen denn?" rief Ramus beunruhigt.

„Ich bin sehr unglücklich, Herr Ramus! — Ach, sehr unglücklich! Ich wundere mich, daß Sie, da Sie so gut, so verständig, ein so scharfer Beobachter sind, daß Sie noch nicht bemerkt haben, was in mir vorgeht! — Denn mir scheint, als müßte alle Welt, selbst der Gleichgiltigste, das bemerken; es springt so sehr in die Augen.

Der Maler sah Marienblume an, indem er den Verwunderten spielte, denn er wußte sehr gut, woran er sich wegen der Veranlassung dieses plötzlichen Schmerzausbruches zu halten hatte, den sein reizendes Modell zeigte. Er fürchtete indeß, sich zu täuschen und enthielt sich daher der Antwort.

„Herr Ramus", fuhr Marienblume darauf fort, „meine Mutter liebt mich nicht!"

„Ach, was sagen Sie da?"

„Die Wahrheit! Ich mache mir keine Illusionen. — Sie liebt mich nicht! — Weder sie, noch mein Vater, haben für mich jene Zärtlichkeit, jene Herzlichkeit, jene Blicke, welche ich andere Eltern an ihren Kindern verschwenden sehe. Nie hat meine Mutter für mich eine Liebkosung — kaum einen kalten Kuß, und wenn ich ihr meine Stirn biete, scheine ich sie immer nur zu belästigen. — Und gleichwohl fühle ich in mir, hier im Grunde meines Herzens, Schätze der Zärtlichkeit. Ich empfinde es, daß ich so glücklich sein würde, wenn meine Mutter mich liebte!"

„Ich glaube, daß sie Sie liebt."

„Ach, das Herz täuscht sich nicht! Wollen Sie, daß ich Ihnen noch mehr sagen soll? Es gibt Tage, an denen es mir scheint, als haßte sie mich."

„Das", entgegnete Ramus lachend, „sieht man zuweilen bei Müttern, die noch jung sind und eifersüchtig auf die Tochter sein können, die so hübsch ist, wie Sie es sind; aber solche häßliche Gefühle währen nur kurze Zeit und im Grunde sind die Innigkeit und die Liebe lebhaft."

„Herr Ramus, es gibt noch etwas Entsetzlicheres, als das Alles."

„Was denn, große Götter?"

„Sehen Sie, alle diese Gedanken verursachen mir furchtbare Leiden und ich sollte vielleicht nicht so zu Ihnen davon sprechen. — Ich fühle, daß das nicht recht ist, aber ich leide und ich muß mein Herz erleichtern!“

„Armes Kind!“ sagte der Maler, welcher nur zu sehr von der Wirklichkeit der Thatsache überzeugt war, über welche diese schmerzerfüllte Seele sich beklagte.

„Der Graf,“ fuhr Marienblume fort, „scheint mich zwar etwas mehr zu lieben, aber dennoch gibt es Tage, an denen sein Blick mich mit Schrecken erfüllt. — Er betrachtet mich mit einer Aufmerksamkeit, die mir Furcht einflößt. — Ach, wenn ich meine theure Mama Isabella nicht hätte, so wäre ich schon längst gestorben!“

„Ja, die Marquise betet ihre Enkelin an — ich begreife es, daß sie ganz toll in ihrer Liebe für Sie ist!“

„Ach, scherzen Sie nicht so, Herr Ramus, wenn Sie mein Freund bleiben wollen; denn nur Ihnen habe ich das anzuvertrauen gewagt.“

„Mir und —“

„Ja, es ist wahr, ich habe es auch Herrn Kilian gesagt; aber —“

„Er und ich, wir sind Ihre Brüder, mein Fräulein,“ erwiderte der Maler, indem er der plötzlichen Verlegenheit des jungen Mädchens zu Hilfe kam.

„Herr Ramus, die Liebe, welche meine Eltern mir verweigern — ach, Ihr Läugnen ändert meine Ansicht nicht — die Liebe, welche sie mir verweigern, äußert bei mir, wie ich mit Schmerz gestehe, eine Rückwirkung. — Ja, es ist recht schlecht, was ich da sage, aber die Wahrheit treibt mich dazu an. — O, ich fürchte, ich liebe sie nicht genug.“

„Diese Furcht gereicht zu Ihrem Lobe, mein theures Kind,“ entgegnete der Maler; „Sie beweist, daß Sie sich

selbst die Ursache der Kälte zuschreiben, welche, Ihrer Ansicht nach, Ihre Eltern Ihnen beweisen."

„Das ist wahr, und vielleicht habe ich ihnen, ohne es zu wissen, irgend einen Grund zur Unzufriedenheit gegeben."

„Nein, Sie sind die unterwürfigste, die anhänglichste, die liebevollste Tochter, die ich je gesehen habe. Fahren Sie fort, sich immer so zu zeigen, wie Sie es thun, und die Zuneigung Ihrer Eltern kann Ihnen niemals fehlen. Und dann, sehen Sie wohl, muß man auch Alles berücksichtigen. — Der Graf ist beschäftigt mit Angelegenheiten, die ihm kaum die Muße dazu lassen, zärtlich zu sein. Sie sind nicht die Einzige, die er vernachlässigt — er scheint auch sehr gleichgiltig gegen Alles zu sein, was seine Gemalin betrifft. — Und wer weiß, ob nicht der Kummer, den die Gräfin darüber empfindet, dieselbe augenblicklich von Ihnen entfernt."

„Sie gestehen also, daß sie mich nicht liebt?"

„Nein! — Aber ich stelle Vermuthungen an."

„Meine Mutter empfindet keinen Schmerz über die Entfernung ihres Gemals. Im Gegentheile scheint sie nie glücklicher zu sein, wie in seiner Abwesenheit. Ordnet sie nicht täglich eine neue Partie des Vergnügens an? — Der Brief, den sie eben in der Hand hielt, als sie hinausging, verabredet gewiß wieder irgend einen Spazierritt mit den Herren und den Damen des Casino."

„Wollen Sie, daß ich mich danach erkundigen soll? Bonito, mein Diener, besorgt ihre Briefe."

„Thun Sie das nicht! — Und doch würde dieser Brief mir vielleicht den Grund ihrer Abneigung gegen mich mittheilen —"

„Können Sie das glauben?"

„Ich habe oft daran gedacht, ihre Geheimnisse zu erforschen."

„Hüten Sie sich wohl davor!“ sagte Ramus beinahe erschrocken.

„Ach, weil ich durch ihre Kälte leide, komme ich auf solche Gedanken!“

„Sie müssen sie zurückweisen.“

„Ich werde es thun, aber sehen Sie, Herr Ramus, es gibt etwas, dessen ich mich täglich im Grunde meines Herzens anklage. — Vergangenes Jahr, an dem Tage des entsetzlichen Sturmes, als Herr Kilian —“

„Nun —?“

„Nun, als ich mich von den Wogen fortgerissen fühlte, als ich zu sterben glaubte, da habe ich nicht an meinen Vater, nicht an meine Mutter gedacht, sondern nur an meine gute, theure Großmutter allein —“

„Das bedeutet weiter nichts, als daß Sie das Bewußtsein hatten, Donna Isabella würde über Ihren Tod betrübter sein, als Ihre Eltern.“

„Sie sehen wohl, daß auch Sie überzeugt sind, sie lieben mich nicht!“

„Ich bin nur von dem einen überzeugt, daß, wenn ich die Ehre und das Glück hätte, Ihr Papa zu sein, Sie mir niemals Vorwürfe derart zu machen haben sollten!“

Zum Glück für den Maler, der sich unfähig fühlte, einen Streit über diesen Gegenstand fortzuführen, öffnete sich die Thür des Salons wieder und die Gräfin trat ein. Bei dem Geräusche erwachte die Marquise.

„Es regnet nicht mehr!“ rief sie. „Die Sonne scheint! Gehen wir spazieren!“

Im Nu hatten die drei Damen den Salon verlassen und der Maler befand sich seinem Rahmen gegenüber allein. Er arbeitete noch einige Zeit nach dem Gedächtnisse, endlich

aber stand er auf, ergriffen von einem lebhaften Gefühle der Neugier, und verließ ebenfalls das Zimmer.

Er suchte in dem Hôtel nach seinem Diener, hatte ihn bald gefunden und berief ihn zu sich.

Bonito war ein junger Neger von dem schönsten Schwarz und dem ausgezeichnetsten Wuchs. Er war zugleich der Diener und das Modell seines Herrn. Noch richtiger indeß drücken wir uns aus, wenn wir sagen, er war sein Gesellschafter, denn außer dem ziemlich anstrengenden Zwange, stundenlang in dem Atelier in Paris Modell zu stehen, hatte Ramus von diesem Schelme nie eine andere Arbeit erlangen können, als die, seine Stiefel zu wichsen und seine Pinsel zu reinigen. Dieses letztere Geschäft freilich versah er mit der bemerkenswerthesten Geschicklichkeit.

„Bonito," sagte der Maler, indem er ihn einige Schritte mit fortzog, um von Niemand gehört werden zu können; — „wem hast Du den Brief übergeben?"

„Welchen Brief, Herr?" sagte der Neger ganz verwundert.

„Den der Gräfin."

„Ich nicht kennen; das nicht wissen;" antwortete er.

„So!" sagte Ramus sinnend. „Wo warst Du denn vor zehn Minuten?"

„Im Wasser; in der Umpfählung des Bades."

„Ungeachtet des Regens?"

„O, Bad sehr gut während Regen; keine Sonne!"

Ramus bezweifelte nicht die Wahrhaftigkeit dieses Berichtes; er dachte, die Gräfin hätte ihren gewöhnlichen Boten nicht gefunden und deshalb ihre Zuflucht zu einem andern genommen.

Diese Neugier von Seite des Künstlers, dessen Character und Freimüthigkeit jede unehrenhafte Handlung ver-

boten, kann dem Leser etwas sonderbar erscheinen. Allein vielleicht hatte Ramus geheime Beweggründe, um das Geheimniß zu erforschen, mit dem Donna Leonora sich umgab, wie er, seiner scheinbaren Sorglosigkeit ungeachtet, entdeckt hatte.

Wir glauben, daß der Leser vielleicht diese Neugier theilt, deshalb wollen wir für ihn das mittheilen, was dem Künstler entging.

Die Gräfin hatte Bonito nicht gefunden und in der That ihren Brief einem Kellner des Hôtels anvertraut, dem, welcher ihr gewöhnlich die unter ihrer Adresse mit der Post ankommenden Briefe überbrachte. Da es sich nur darum handelte, ihren Brief in den Kasten zu werfen, schien die Gräfin auf das Geheimniß desselben kein Gewicht zu legen.

Indem der Mensch den Brief empfing, betrachtete er das Siegel desselben, und da er es sehr ähnlich mit dem Petschaft der Briefe fand, welche oft aus dem Auslande für die Gräfin da Fereira ankamen, steckte er den Brief in die Tasche und ging dann nach dem dritten Stockwerk des Hôtels hinauf.

Er klopfte an die Thür der Nr. 19, die sich sogleich öffnete.

„Komm in einer Viertelstunde zurück“, sagte der Mann, dem der Kellner den Brief übergab.

„Er ist für die Post“, bemerkte der Kellner.

„So!“ sagte der Unbekannte, indem er die Aufschrift ansah. — „Nun, dann werde ich ihn selbst hinbringen.“

Damit drückte er ein Fünffrankenstück in die Hand des Kellners, der sehr erfreut die Treppe hinabging.

Der Mann, der den Brief empfangen hatte, trat in sein Zimmer zurück, indem er voll Befriedigung lächelte.

Dies bemerkte sogleich ein junger Mann, der auf einem Sopha saß und eine Cigarre rauchte.

„Hier, mein lieber Kingston“, sagte der Erstere, der vierzig bis fünfundvierzig Jahre alt zu sein schien, „ist etwas, das uns vielleicht viel helfen wird.“

„Der Brief?“

„Er ist von der Gräfin da Fereira, an eben Den gerichtet, von welchem wir soeben sprachen.“

„An ihren Cousin Manuel?“

„Ja. Bis jetzt kennen wir nur den Styl des Don Manuel; nun werden wir auch von dem der schönen Leonora urtheilen können.“

„Alle diese Briefe sind Gold werth, mein lieber Berthold!“ rief Kingston mit einem entschieden englischen Accent.

„Ei, was machen Louisd'ore oder Tausendernoten da aus, wo es auf ein ganzes Vermögen ankömmt?“

„Ein Vermögen?“

„Ohne Zweifel. Donna Isabella besitzt Millionen, und wenn Sie dem Grafen mit den Beweisen in der Hand sagten, daß seine Frau einen Liebhaber hat, so würde er nur die Achseln zucken und seines Weges ruhig weiter gehen.“

„Aber wie denken Sie dann die Millionen der Marquise zu erschnappen?“

Das sollen Sie eines Tages erfahren; einstweilen wollen wir sehen, was es hierin gibt.“

Der, welcher Berthold genannt wurde und der kein Anderer war, als der junge Arzt, dessen Bekanntschaft wir vor sechszehn Jahren machten, öffnete ein Fach seines Bureaus und zog daraus ein Besteck hervor, aus dessen Tasche er ein Einschnittmesser mit feiner, biegsamer Klinge wählte. Mit Hilfe dieses Instrumentes machte er rings um das

Siegel des Briefes einen runden Einschnitt und das Couvert öffnete sich.

„Schön!“ rief er, als er den Brief entfaltet hatte, „das ist Portugiesisch. Ich werde zwei oder drei Stunden nöthig haben, um dieses Gekritzel zu entziffern.“

Ohne zu zögern, schrieb der merkwürdige Neugierige den Brief der Gräfin ab, der vier eng geschriebene Seiten lang war. Dann siegelte er ihn wieder und nahm ein kleines Dictionnair, das er in die Tasche steckte.

„Kingston“, sagte er, „kommen Sie mit an die Küste, in der Richtung nach Enneqeville; Sie werden mir bei der Uebersetzung helfen.“

„Ohne Zweifel.“

Die beiden Männer verließen das Hôtel; Berthold warf den Brief im Vorübergehen in den Postkasten und sie erreichten dann das Ufer.

„Ich mißtraue stets den Zimmern der Hôtels“, sagte Berthold, „bei dem Geräusch der Wogen können wir besser mit einander sprechen.“

„Wenn Don Manuel der Liebhaber der Gräfin ist“, sagte Kingston, nachdem sie sich etwa tausend Schritte von jeder Wohnung entfernt hatten, „so kann er nicht alt sein.“

„Sie hat ihn seit acht Jahren nicht gesehen, hat ihn stets wie einen Bruder behandelt und er erröthete nie, ihre Gaben zu empfangen. Mit ihrer Hilfe hat er seine Studien gemacht und ist in Lissabon als Arzt angenommen worden. Er ist ein tüchtiger Bursche und eine werthvolle Erwerbung, denn er wurde mir vor fünf Jahren durch den Patriarchen empfohlen, als dieser bei seiner Rückkehr aus Portugal abdankte.“

„Und die Alte? Was sagt sie zu ihm?“

„Bis jetzt weiß sie noch von nichts; aber sie wird handeln, wenn dazu der Augenblick gekommen ist.“

„Glauben Sie?“

„Sie wird wohl müssen. Ja, wenn wir Don Manuel unter uns haben, so wird das ein Ersatz sein; denn vor sechzehn Jahren hat sein Cousin, der Graf da Fereira, uns entschlüpfen und uns verspotten können. — Sie kennen die Geschichte nicht, Kingston, denn Sie gehörten noch nicht zu den Unsrigen. — Fangen wir nun aber an, die verliebten Phrasen der schönen Leonora zu übersetzen.“

Das Toben des Meeres übertönte die Arbeit der größten Geduld, deren Nützlichkeit wir später erkennen werden.

III.

B. S. H.

Die Rue du Rocher in Paris ist eine jener großen Verbindungsstraßen der Hauptstadt, die wegen ihres steilen Ansteigens dazu verurtheilt ist, sich nur langsam zu bevölkern. Man findet daher auch in unseren Tagen in ihr noch einige einzeln stehende Häuser, die von Gärten umgeben sind und Oasen zu sein scheinen, in denen ermüdete Pilger Ruhe und Erholung gefunden haben.

Ungefähr in der Mitte der Straße, auf der linken Seite, erhob sich eine kleine Mauer mit einer Thür. Dichtbelaubte Bäume, die gleich an der Schwelle eine kleine Allee von höchstens zehn Linden begannen, bildeten ein solches Laubdach über der Mauer, daß man von der Straße aus nicht die Fenster eines zweistöckigen Hauses unterscheiden konnte, welches von Ziegeln und Bruchsteinen erbaut war und ein ziemlich comfortables Aussehen zeigte.

Drei junge Männer, von denen der jüngste fünfundzwanzig Jahre zählte und der älteste kaum dreißig, verließen eines Abends den Omnibus von Monceaux, zwanzig Schritte von diesem Hause entfernt; und plaudernd und lachend, wie junge Leute, die keine Sorge drückt, traten sie in die Thür ein, nachdem einer von ihnen eine Klingel gezogen hatte.

Sobald die Thür hinter ihnen durch einen bejahrten Diener in Livrée geschlossen war, verschwand das lustige

Wesen der jungen Männer, und als sie in den Salon eintraten, der im Erdgeschoß lag, zeigten ihre Gesichter einen Ernst, der durch die finstere Pracht des Salons gefordert zu werden schien.

„Wen soll ich dem Herrn melden?" fragte der Diener.

„B, —" entgegnete einer der jungen Leute.

„S, —" sagte der Zweite.

„H, —" fügte der Dritte hinzu.

„Der Herr ist sehr leidend," sagte der alte Diener, ohne durch die sonderbaren Benennungen, die ihm mitgetheilt worden waren, überrascht zu scheinen; „die Herren können sich aber setzen; der Herr wird dennoch kommen."

Die drei Besucher wechselten flüchtige Blicke, wagten es aber nicht, sich ihre gegenseitigen Gedanken in einem Salon anzuvertrauen, dessen Wände ihnen so wenig bekannt waren.

Nach Verlauf von fünf Minuten hörten sie einen leisen, trockenen Husten hinter einem Teppichvorhange, der sich öffnete, um den Herrn des Hauses hindurchzulassen.

Dieser war ein Greis von mehr als fünfundsiebenzig Jahren, festem Schritt und hohem Wuchs. Sein schneeweißes Haar bedeckte eine jener schwarzen Sammtmützen, welche à la Michel Angelo genannt werden. Ein großer Schlafrock von demselben Stoffe vollendete den Anzug, und das finstere Feuer, welches aus den Augen dieses Mannes blitzte, verlieh ihm eine entsetzliche Aehnlichkeit mit den Bildern Dante's.

„Die Umstände müssen sehr ernst sein, meine Herren, daß Sie so die Ruhe eines Mannes stören, der kaum noch zu den Lebenden zählt," sagte der Greis mit trüber, doch wohlklingender Stimme.

„Meister," erwiderte der eine der drei jungen Männer, welcher sich mit dem Buchhaben H bezeichnet hatte, „wir kamen, um an Ihre Autorität, die noch immer die höchste ist, wegen einer abnormen That zu appelliren, welche dem Geiste und dem Buchstaben unserer Statuten widerspricht."

„Nehmen Sie sich in Acht, Boleslav," erwiderte der Greis. „Sie wollen eine Klage vorbringen und eine Beschuldigung darf nie leichtfertig gethan werden.

„Ja, Meister, es ist eine Beschuldigung, und wir haben die Ueberzeugung, daß Sie nicht nur den Beweggrund derselben billigen werden, sondern daß Sie sich auch der Sache annehmen."

„Das heißt, junge Männer, sehr schnell über Dinge urtheilen, deren wahrer Beweggrund und deren erstes Wort Sie vielleicht nicht kennen."

„Wissen Sie, was uns zu Ihnen führt?"

„Sprechen Sie."

„Meister, unsere Verbindung ist auf dem schönen Wege zum Glück, und wir haben eine moralische Macht errungen, die uns viele Unternehmungen leicht macht, welche auf den ersten Blick als unausführbar erscheinen können. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß dieses Resultat nur dadurch erreicht wurde, daß wir Läuterungen in unseren Reihen vornahmen, sowie durch das Zusammenwirken vieler Intelligenzen. Wir zählen unter uns Alles, was in Frankreich und auf der ganzen Erde Ausgezeichnetes oder Reiches ist. Wir dürfen uns rühmen, in unsere Netze so ziemlich jede Beute gezogen zu haben, die ihnen nahe kam. Aber es gibt eine, nach der wir schon seit lange streben und die nach allen Regeln geködert wurde, gleichwohl aber Mittel gefunden hat, uns zu entschlüpfen."

„Ich wette, daß Sie von dem Grafen da Fereira sprechen wollen?“

„Allerdings, Meister.“

„Was haben Sie gethan, um ihn zu verführen?“

„Alles. Er besitzt die Leidenschaft des Spieles und der Weiber. Wir haben ihn gewinnen lassen, wir richteten ihn zu Grunde, wir compromittirten ihn durch Wechsel, wir ließen ihn einsperren; die schönsten Frauen von Paris, die unserigen, unsere unwiderstehlichsten Vocale, das Corps de Ballet der Oper, eine Sängerin der Italiener, die anziehendsten Danaen der Rue Tronchet oder der Faubourg Saint Honoré, unsere Getreuen, sind auf ihn losgelassen worden, aber wir vermochten es nie, seiner Herr zu werden. Den Tag nach dem, an welchem wir ihn bezwungen glaubten, sich in unsere Arme zu werfen, weil er durch tausend habgierige Gläubiger gehetzt wurde, erschien er reicher, freigebiger, sorgenloser wie zuvor.“

Der Greis lächelte voll Bitterkeit.

„Durch seine Tochter kann er stets mit vollen Händen aus der Casse seiner Schwiegermutter schöpfen, und gleichwohl wäre seine Mitwirkung uns sehr werthvoll. Er hat eine so hohe Stellung in der Diplomatie eingenommen, daß er uns die wichtigsten Dienste leisten könnte, und er ist überdies der Regierung gegenüber zu sehr compromittirt, um jemals wieder eine Stellung zu gewinnen. Sie wissen, Meister, daß, wenn Alles scheiterte, Geld, Weiber oder Versprechungen, es noch ein letztes Argument gibt, welches bis zu diesem Tage stets triumphirte, einen Einfluß, vor dem jeder andere verschwindet. Dieser Einfluß ist der einer Frau.“

„Nun?“

„Die Alte weigert sich.“

„So!“ sagte der Greis, ohne verwundert zu sein.

„Ganz entschieden und ohne den Grund angeben zu wollen.“

„Deshalb kamen Sie zu mir?“

„Ehrwürdiger Patriarch, Sie sind unser Aller Meister.“

„Boleslav, seit wie viel Jahren gehören Sie der Gesellschaft an?“ fragte der Greis.

„Seit sechs Jahren.“

„Und Sie, Yorghi?“ wendete sich der Greis an den der jungen Männer, der zur Rechten des Ersten stand.

„Fünf, Meister.“

„Und Sie, Gontran?“ fragte der Greis den Dritten.

„Auch seit fünf Jahren.“

„Junge Männer,“ nahm der das Wort, welcher in der That der, Patriarch war, das oberste Haupt des Pique-Aß, „ich sagte es ja, daß Sie vielleicht das erste Wort dieser Angelegenheit nicht kennen. Sie bilden alle Drei zusammen kaum die Zahl des Alters, das in unseren Reihen nöthig ist, um zu wissen, was vor sechzehn Jahren in denselben vorging. Seit sechzehn Jahren haben unsere Reihen sich sehr gelichtet, der Tod hat grausame Lücken unter uns veranlaßt, und das ist begreiflich, denn die meisten Derer, welche unter unser Banner treten, scheinen den Wahlspruch angenommen zu haben: Kurz und gut. Die Verfolgungen der Gerechtigkeit, einige Bekehrungen — wir sind im Ganzen nicht Fünf, deren Verbindung bis zu jener Zeit zurückreicht. Wenn daher die Alte sich geweigert hat, irgend Etwas in Beziehung auf den Grafen da Fereira zu unternehmen, so rührt dies wahrscheinlich daher, weil sie zu mächtige Beweggründe hat, die bis auf sechzehn Jahre zurückgehen, das heißt, bis vor Ihren Eintritt in die Gesellschaft. Ihr Recht ist augenscheinlich; lesen Sie die Statuten, auf die Sie selbst sich berufen. Seitdem ich jede active

Leitung aufgab, ist sie überdies die höchste Gebieterin und zu keiner Rechenschaft über ihre Handlungen verpflichtet, sie müßte denn ein Ziel haben, das unserem gemeinschaftlichen Werke nachtheilig ist."

„Meister, ihre Weigerung bringt uns großen Schaden."

„Meine Herren, unser Reservefond, welcher in allen Banken Frankreichs und des Auslandes angelegt ist, beträgt ungefähr fünfzehn Millionen. Von dieser Summe hat die Alte für ihren Theil und für sich allein mindestens acht Millionen eingezahlt. Bedenken Sie überdies, daß wir seit dreiundzwanzig Jahren, seit denen ich die Gesellschaft gründete, die Zahl von dreihundert Mitgliedern erreicht haben, während wir stets auf sechsundzwanzig stehen blieben. Bei meinem Rücktritte vor sechs Jahren sind die Dienste der Alten, ihre Mitwirkung zu unseren Erfolgen, der mächtige Impuls, den diese Frau unserem Werke verliehen hat, abgewogen und gewürdigt worden; Alles sprach zu ihren Gunsten, und nicht, um sie zu einer Sclavin zu machen, erhoben wir sie zu unserem Oberhaupte."

Yorghi, der, welcher sich mit dem Buchstaben S bezeichnet hatte, ein geborner Grieche, zuckte unmerklich mit den Achseln, aber diese leise Bewegung blieb dem durchdringenden Blicke des Patriarchen nicht unbemerkt.

„Ja, ich weiß wohl," fuhr er fort, „es kann vielleicht — unangenehm, sogar ein wenig demüthigend für Männer sein, einem Weibe zu gehorchen; diese Frau aber hat bewiesen, daß ihr Geist auf der Höhe der künstlichsten Unternehmungen steht, und so oft hat sie die Unfähigkeit oder die Unzulänglichkeit der Männer ersetzt, daß wir sehr unrecht daran thun würden, uns an ihr Geschlecht zu stoßen."

„Indeß, Meister, hören Sie, was vorgeht," entgegnete Yorghi. „Einer der Unsrigen ist in diesem Augenblicke in

Trouville, und schreibt uns, daran verzweifelnd, den Grafen für uns zu gewinnen, daß wir uns an seine Frau halten sollen."

„Das wäre sehr kühn!" rief der Graf nachdenkend; — „und vielleicht auch sehr mißlich," fügte er beinahe sogleich hinzu.

„Die Gräfin halten, heißt die Tochter halten und folglich die Millionen der alten Marquise."

„Und welchen Plan hat Bertholb?"

„Er sagt es noch nicht, aber wir halten ihn nicht für stark genug, um diese Intrigue durchzuführen; wir wünschen daher, daß er sich auf die Rathschläge der Alten stützt. Bertholb kann, wie er schreibt, Trouville nicht verlassen, weil, wie er sagt, das Eisen glühend ist und die Alte will nicht von hier fort."

„Das ist Instinct —" ließ der Patriarch sich voll Ueberzeugung die Worte entschlüpfen.

„Was wollen Sie damit sagen, Meister?"

„Nichts," erwiderte der Greis, der ein Zeichen gab, fortzufahren.

„Weder Bertholb noch Kingston verlangen den Beistand der Alten, aber wir lesen besser als sie in der Zukunft, theilen ihren Enthusiasmus nicht, wissen, daß Bertholb zuweilen den Kopf verliert, und glauben, daß ein Aufenthalt der Alten in Trouville, und wäre es auch nur für wenige Stunden, dringend erfordert wird."

„Der Graf ist in Paris, nicht wahr?" fragte der Greis.

„Ja, Meister."

„Nun, so begeben Sie sich alle Drei zu der Alten und sagen Sie ihr, sie müßte reisen."

„Und wenn sie widersteht?"

„So sagen Sie ihr, daß ich es will."

„Und wenn sie es dennoch nicht thut?“

„Nun, dann werden wir weiter sehen,“ erwiderte der Patriarch nach einigem Zögern.

Damit stand der Greis auf und verabschiedete die Besucher.

Diese gingen schweigend die Rue du Rocher entlang, und erst als sie die Barrière von Monceaux erreichten, öffnete der Grieche Yorghi den Mund.

„Der Patriarch,“ sagte er, „hat wohl daran gethan, sich von den Geschäften zurückzuziehen; er ist von einer Schüchternheit geworden —“

„Die Schüchternheit eines Rentiers, der an seinem Wohlbehagen hängt,“ erwiderte Gontran.

„Pest! Ein Wohlbehagen von fünfzehntausend Livres jährlicher Einkünfte und überdies noch ein kleines, reizendes Hôtel —“

„Nun, er hat sie redlich gewonnen,“ erwiderte Yorghi, „und Gott gebe, daß wir uns in seinem Alter in gleicher Lage befinden — wenn wir so lange leben.“

„Er ist wirklich von Eisen, und nach einem Leben, wie das seinige, muß man stolz darauf sein, so kräftig seine sechsundsiebzig Jahre zu tragen.“

„Hört,“ sagte Yorghi, indem er seine Freunde im Schatten einer großen Ulme des äußern Boulevard anhielt, nicht weit von der Barrière de la Reforme „laßt uns ein wenig berechnen, was wir bei einem Conflict zwischen der nominellen Autorität des Patriarchen und der wirklichen Autorität der Alten zn gewinnen haben.“

„Wir könnten auch dabei verlieren,“ sagte sogleich Gontran.

„Ich glaube,“ meinte der Russe Boleslav, „daß diese Frau anfängt, ihrerseits der Herrschaft müde zu werden,

und daß sie vielleicht nicht böse sein würde, nach dem Beispiele ihres Vorgängers ihren Scepter und ihre Krone gegen eine gute goldene Mittelmäßigkeit zu vertauschen."

„Das glaubst Du, Boleslav? Nun, Du kannst Dich darin täuschen. Ich kenne diese Frau, ich habe sie studirt", sagte Yorghi, „nicht nur als Künstler, sondern auch als Ehrgeiziger, und ich hege die innige Ueberzeugung, daß ihre Entschlossenheit sich an dem Tage verdoppeln wird, an dem wir ihr den Kampf antragen. Es ist unbestreitbar, wie soeben der Alte sagte, daß sie den Pactoclus in unsere Cassen regnen ließ und daß wir ihrer Gewandtheit, ihrer Thätigkeit und besonders ihrem Organisationsgeiste es zuschreiben müssen, daß wir, abgesehen von der Ausdehnung unserer Cirkel, thätige und gedeihliche Filiale in allen großen Hauptstädten Europas und der neuen Welt haben."

„Ja", sagte Gontran, „das sind in der That Dienste, die man nicht verkennen darf."

„Offenbar. Wie würden aber unsere Verbündeten ein Schisma in dem Schooße der Hauptstadt ansehen? Darin liegt die Frage. Der Name der Alten wird verehrt von dem baltischen Meere bis nach Gibraltar und auf jener Seite des Oceans; wir dürfen daher nicht daran denken, sie zu stürzen."

„Berthold allein hat bis zu diesem Tage das Geheimniß besessen, sie zu lenken, und darin besteht eine wirkliche Gefahr", sagte Gontran.

„Du hast Recht, Freund", erwiderte Boleslav, „denn sie könnte abdanken, wo nicht zu Gunsten Berthold's, doch wenigstens, indem sie dessen Candidatur unterstützte. Wenn nur Paris allein, wie dies in Folge des Rücktrittes des Patriarchen geschehen ist, berufen würde, zu stimmen, so könnten wir versichert sein, die Ernennung Yorghi's durch-

zusetzen, aber die Erwählung eines neuen Oberhauptes kann nur noch durch die Berufung eines Conclave erfolgen, welches aus zwei Abgeordneten der dreizehn Gesellschaften des Pique-Aß besteht, die so die Grundzahl der XXVI. machen; darin liegt die Gefahr."

„Ja, denn in dem ganzen Auslande kennt man genauer nur die Alte und unseren Aeltesten, Berthold", sagte Gontran, „ungerechnet noch den Einfluß des alten Patriarchen, der diesen Berthold liebt."

„O", sagte Yorghi, „der Patriarch ist zu sehr überzeugt, daß die Erhebung Berthold's den Untergang der Gesellschaft herbeiführte, um dazu jemals die Hand zu leihen."

„Und mir", erwiderte Boleslav, „hat die Alte so oft wiederholt, sie betrachte Yorghi als den besten Kopf unserer Verbindung, daß ich an ihren guten Absichten für Berthold zweifle. Gleich dem Patriarchen besitzt auch sie den Stolz, ein Werk gedeihen zu sehen, das sie, so zu sagen, mitbegründete.

„Nun, meine Herren, wie Gott will", sagte Yorghi. „Vergessen wir nur das Eine nicht: die Grundlage unserer Verbindung. Unsere große Politik muß darin bestehen, beständig an die Ausdehnung unserer Wirksamkeit zu denken, Adepten zu gewinnen und jeden persönlichen Ehrgeiz vor dem allgemeinen Gedeihen zum Schweigen zu bringen. Mit der Zeit, und vorausgesetzt, daß die Justiz sich nicht ein wenig zu sehr in unsere Angelegenheiten mischt, werden wir eine Macht gewinnen, die so ausgedehnt ist, wie die Verzweigungen der berühmten Gesellschaft der Jesuiten; seien wir daher ohne Nebengedanken und ohne Eifersucht."

„Sind wir nicht in der That", sagte Gontran, „die glücklichsten Menschen auf der Welt? Was mangelt uns? Wir leben sämmtlich, als hätten wir dreißigtausend Livres

Renten und bezahlen unsere Schulden! Diabole salvam fac — Aïeulam!“

Und die drei liebenswürdigen Taugenichtse schritten dem Hause der Rue d'Antin in Batignolles zu.

Aber die Alte befand sich gegen ihre Erwartung nicht dort.

„Nicht möglich!“ rief Boleslav, dessen Geschicklichkeit durch den Präsidenten des Cirkels in Anspruch genommen wurde, um gegen die eines Neueingeladenen zu kämpfen, welcher eilfmal ein verdächtiges Ecarté bestanden hatte.

„Schlimm“, sagte Yorghi, „in zwölf Stunden kann man viel Terrain gewinnen.“

Am nächsten Tage um Mittag begaben sich die drei Gefährten, jeder von seiner Seite, und in den Zwischenräumen einer Viertelstunde, zu der gefürchteten Alten.

Sie hatte eine glänzende Wohnung in der Rue de la Victoire, in jenem Theile der neuen Verlängerung, welcher bei der Rue de la Chaussée d'Antin beginnt.

Dieses Oberhaupt, welches auf so eigenthümliche Weise unter den sechs Frauen der Verbindung der XXVI. gewählt wurde, war Margarethe Kerléis — die schöne Bretagnerin aus Pleneuf.

Diese Frau, welche die Verzweiflung über den Verlust ihres Kindes einen Monat lang wahnsinnig gemacht hatte, erholte sich aus diesem Zustande der Vernichtung ihrer geistigen Fähigkeiten nur, um sagen zu hören, daß ihr Kind todt sei. Ungeachtet der Ueberzeugung, in der Wiege in dem Augenblicke, als das rächende Messer ihres Mannes sie traf, ein anderes Kind als das ihrige gesehen zu haben, gelang es ihrem Arzte, der kein Anderer war, als der Doctor Berthold, sie zu überreden, daß nur ihr Delirium allein einen solchen Glauben erweckt hätte. Das Fieber, der Starrkrampf und endlich die vorübergehende geistige Zerrüttung,

welche die Folge ihrer Verwundung war, konnten allerdings diese Erklärung des Arztes wahrscheinlich machen; aber Margarethe hatte sich von den Fortschritten der Krankheit, welche ihr Kind fortgerafft haben sollte, mit der größten Genauigkeit, und Tag für Tag, Rechenschaft geben lassen. Das Certificat des Todtenschauarztes, den die Behörde officiell abgeschickt hatte, bestätigte, daß das Kind einem Anfalle der asiatischen Cholera erlegen wäre, und alle diese Zeugnisse, sowie besonders das des Ehepaares der Thürhüter, der Gatten Protat, bestätigte die letztern Umstände.

Dennoch hatte die unglückliche Mutter, ohne davon irgend Jemand etwas zu sagen, die Nachforschungen über dieses unerklärliche Ereigniß, von dem sie die Justiz nicht in Kenntniß setzen wollte, weil sie fürchtete, dadurch ihren Mann, dem sie seinen Messerstoß verziehen hatte, zu compromittiren, bis zum Ende fortgesetzt.

Sie hatte vernommen, daß Jeder, der einem verstorbenen Verwandten ein anderes Grab geben lassen will, gezwungen ist, der Ausgrabung der Leiche beizuwohnen.

Ihr Muth wich nicht zurück vor diesem fürchterlichen Schritte, und der unglückliche kleine Körper, der ihr bei der Oeffnung des Sarges sich zeigte, bot auf eine so unverkennbare Weise die entsetzlichen Spuren der Krankheit, an der das Kind gestorben war — das heißt, eine so vollständige Auflösung, — daß sie den Gottesacker mit zerrissenem Herzen verließ, diesmal aber fest überzeugt, ihre arme kleine Marienblume lebe nicht mehr.

Man sieht, daß die Maßregeln, welche die Voraussicht des Oberhauptes der drei Verlarvten unseres Prologes befohlen hatte, das gewünschte Resultat herbeiführte.

Was konnte aber der Zweck des Patriarchen sein, indem er diese Mutter ihres Kindes beraubte, eine Sache, die

einen Augenblick durch den Raub gefährdet wurde, dessen der Graf da Fereira sich schuldig machte?

Das war ganz einfach: Während eines langen Studiums hatte das Oberhaupt der geheimnißvollen Verbindung erkannt, von welchem ungeheuren Nutzen für sein Werk eine Frau sein könnte, die von der Natur so reich begabt war, wie die Bretagnerin; aber sie drohte zu ausschließlich Mutter zu sein. Der alte Fuchs witterte eine jener mütterlichen Selbstverläugnungen, vor denen der Gedanke an eine Unternehmung, wie die seinige, verschwand, und er hatte daher den Uebelstand in der Wurzel abgeschnitten.

Aber er hatte ohne die Liebe gerechnet.

Margarethe liebte nnd gab diesem Gefühle Alles hin, was sie an Kraft und Zärtlichkeit in sich hatte.

Während langer Jahre war sie verloren für das Pique-Aß, und der Patriarch sah sich durch eine höhere Macht als sein Wollen gezwungen, sie sich ihren Leidenschaften hingeben zu lassen.

Endlich wurde sie verrathen, wie dies das Verhängniß aller großen Seelen ist, der Patriarch zeigte sich ihr wieder und es gelang ihm, über die junge Frau sein erstes Uebergewicht zu gewinnen.

Er hatte endlich in dieser Seele die beabsichtigte Leere hervorgebracht.

Margarethe, die allein stand, hatte Gefallen gefunden an den Verführungen der unlauteren Welt, in die sie trat, und konnte sich ihr und dem Werke der XXVI. hingeben.

Sie that dies.

Der Patriarch hatte reichlich die Versprechungen erfüllt, die er in dem Whist von Batignolles gab. Von allem Anfang an den übermäßigen Luxus eines fürstlichen Ver-

mögens gewöhnt, wurde derselbe für sie eine solche Nothwendigkeit, daß sie alle Bedingungen annahm, welche dessen fortwährender Genuß nach sich zog. Als sie aber in die Geheimnisse der Verbindung des Pique-Aß eingeweiht war, faßte sie eine Art von Leidenschaft für die Mysterien und die Bedingungen der Existenz derselben. Sie sah mit eigenen Augen und begriff die ungeheuren Hilfsmittel einer glücklichen Operation, so daß sie sofort die Zukunft annahm, die sich ihr bot, und alle Kräfte ihres Geistes zusammennahm, um die Wirksamkeit des Vereines schnell auszudehnen.

In der That war das Pique-Aß nur die Fortsetzung des Pachtes der erlaubten Spiele: die strengste Ehrlichkeit — und man wird einsehen, daß hierin eine der ersten Bedingungen des Gedeihens lag — herrschte bei allen Partien, und wenn der Banquier in einer leicht begreiflichen Absicht — der, die Kunden zu ködern — zuweilen ungewöhnliche oder ungehoffte Gewinne gewährte, so gab es zu viel Augen, die bei der Regelmäßigkeit des Spieles interessirt waren, als daß nicht ein Irrthum zum Nachtheil des Spielers sogleich gerügt worden wäre. Trug sich das Gegentheil zu, dann — so ist einmal das menschliche Geschlecht beschaffen — gab die Gallerie stillschweigend zu, das wäre ein redliches Spiel und Jedermann hütete sich wohl, die Croupiers auf ihre Zerstreutheiten aufmerksam zu machen.

Die drei Bundesgenossen waren bereits in dem Salon vereinigt, Margarethe aber war noch nicht erschienen. Sie sahen einander schweigend an und wagten es nicht, ein Wort zu wechseln, denn sie zweifelten nicht, daß dieses Gemach ebenso wie der Salon des Patriarchen mit geheimen Oeffnungen versehen und mit acustischen Mitteln ausgerüstet sei, wie dies bei den kleinen Salons der verschiedenen Filiale ihrer Gesellschaft der Fall war.

Indeß schämten sie sich ihrer Schwäche und Yorghi sprach zuerst seine Verwunderung aus; denn der Diener hatte erklärt, seine Gebieterin wäre sichtbar, und für gewöhnlich ließ sie ihre Besucher nicht warten. Beinahe augenblicklich trat eine Kammerfrau ein und sagte den Herren, Madame wäre in einer wichtigen Berathung mit ihrer Nähterin begriffen, würde aber dazu nur zwei Minuten bedürfen.

Die drei Gefährten begriffen zu gut die Wichtigkeit einer solchen Berathung, um sich nicht lächelnd zu fügen. Als die zwei Minuten verflossen waren, öffnete sich eine Thür des Salons und die Alte trat ein.

Wenn Margarethe Kerléis von bewundernswürdiger Schönheit war, als wir sie zum ersten Male in dem Spielhause von Batignolles erscheinen sahen, so zeigte sie in dem Alter von fünfunddreißig Jahren einen solchen Zustand der Blüthe und des Glanzes, daß es beinahe unmöglich war, sie ungestraft anzublicken. Ihre Linien waren so vollkommen, die Frische ihres Teints so groß, der Reichthum ihrer Formen so unbestreitbar, von so harmonischem Einklang, von so niederschmetternder Wirkung, daß sie sich rühmen konnte, eines jener seltenen Geschöpfe zu sein, welche gleich Venus sich nur zu zeigen brauchen, um alle Herzen sich zufliegen zu sehen. Indeß war Margarethe weit entfernt, sich der Macht ihrer Reize zu rühmen. Sie waren ihr zwar nicht unbekannt, aber die Huldigungen hatten sie so blasirt, daß sie sich durch die fortwährenden Anbetungen beinahe gelangweilt fühlte.

Bis auf einen geringen Unterschied war Margarethe beinahe dieselbe Frau in moralischer Hinsicht, wie die Gräfin da Fereira. Ein tiefer Schmerz hatte in einiger Beziehung ihr Herz versteinert und die ursprüngliche Zärtlichkeit ihres

Wesens hatte durch seine Zertrümmerung ihr Herz frei und ruhig gelassen und dadurch ihrem Gesichte den weichen, duftigen Hauch unwandelbarer Jugend gegeben, welcher die Verzweiflung ihrer Nebenbuhlerinnen ausmachte, die, des Kampfes müde, zuletzt nicht mehr von ihrem Alter sprachen, da sie sahen, daß man ihnen doch nicht glaubte und daß sie überdies dadurch nur Vergleiche herbeiführen könnten, die für sie selbst nicht sehr schmeichelhaft waren.

„Ich weiß, meine Herren, was Sie zu mir führt", sagte Margarethe mit freundlichem Tone, „und ich verhehle Ihnen mein Staunen über eine solche Hartnäckigkeit nicht. Ich tadle sie indeß auch nicht, denn sie hat ein löbliches Ziel; aber bis zu diesem Tage bin ich an die vollständigste Freiheit gewöhnt worden und nie wollte man mich zu etwas zwingen."

„Madame", sagte Boleslav, „ich schwöre Ihnen, daß die Sache Ihre ganze Aufmerksamkeit verdient. Ich weiß wohl, daß sie aus den gewöhnlichen Kreis unserer Angelegenheit ein wenig heraustritt, aber das Resultat ist so schön!"

„Lassen Sie hören, meine Herren, und ziehen Sie in Erwägung, daß der Graf da Fereira mich seit langer Zeit kennt, seit längerer Zeit sogar, als sie glauben, und daß seine erste Pflicht, wenn ich ihn in Trouville sehe und mich den Damen zu nähern versuche, sein würde, mich daran zu verhindern. Das fällt in die Augen!"

„Vollkommen, Madame", erwiderte Boleslav, „allein wir haben wichtige Ursachen, zu glauben, daß Berthold die Sache dort verderben wird, und wir wünschen daher, daß er sich mit Ihnen berathe, da Sie befehlen können, während er uns nur bitten kann, ihn in Ruhe zu lassen."

„So sagen Sie mir Ihren Plan."

„Der Graf ist uns entschlüpft, er wird uns stets entschlüpfen; — aber seine Frau —“

„Nun?“

„Sie, Madame, sind das triumphirendste Beispiel dessen, wasman vermag, wenn man Weib ist, und folglich, was ein Mann im Stande ist, wenn er durch einen Einfluß von solchem Gewichte unterstützt wird. Nun möchte es aber Berthold, der als Arzt mit Spionerie verfährt, dem beruhigenden Trank jedes Abenteurers, nicht gefallen, daß wir zunächst der Gräfin einen Geliebten und dann kurze Zeit darauf ihrer Tochter einen Mann geben wollten.“

„So!“ sagte die Bretagnerin nachdenkend. „Und Sie glauben, auf diese Weise die Millionen dieser Familie erlangen zu können, welche außerdem noch in Brasilien eine Besitzung an Ländereien und Bergwerken hat, die einem ganzen Departement Frankreichs an Werth gleich kommt.“

„Leisten wir nicht bei unserem Eintritt in die Gesellschaft den Eid, der Gesellschaftscasse die Hälfte aller unserer Unternehmungen zu überlassen?“

„Wer soll die Geliebte sein? Wer der Gatte?“ fragte Margarethe, indem sie fest die drei jungen Männer ansah, die gleich schön, gleich ausgezeichnet waren und, da sie sich niemals öffentlich compromittirt hatten, stets durch eine ehrenhafte Thür in die Welt zurückkehren konnten.

„Das werden Sie selbst entscheiden, Madame“, sagte Yorghi.

„Es sind zwei Frauen vorhanden und Sie sind Ihrer Drei.“

„Der, welchen Sie zurückweisen, wird sich ohne Murren entfernen. Haben wir nicht sämmtlich in unserem Innern den Wahlspruch der Jesuiten angenommen, der unsere Kraft ausmacht — perinde ac cadaver — gleich einer Leiche!“

„Losen wir darum, wer geopfert werden soll!“ rief Margarethe lachend.

Sie fing an, Vergnügen an dieser Intrigue zu finden, welche zu dem Unglück eines Mannes führen konnte, den sie heftig haßte.

Und die Königin dieses kleinen Reiches des Bösen nahm aus einem Fache drei Karten, die sie mit heiterer Laune den jungen Männern überreichte, indem sie sie verdeckt hielt.

„Die Karten sollen sprechen,“ sagte sie, indem sie auf Boleslav zuschritt.

„So nehmen Sie also unsern Plan an?“ sagte Yorghi, indem er sie zurückhielt.

„Vorwärts nun!“

Boleslav nahm eine Karte und betrachtete sie verstohlen, ohne etwas zu sagen; Margarethe erkannte aber aus seinem Blicke, daß er sich über das Los nicht zu beklagen hatte.

Sie bot die Blätter dann Gontran, der lächelte, indem er das seinige ansah.

„Das letzte, das schlechteste!“ sagte Margarethe, indem sie mit mitleidigem Blicke Yorghi eine Pique-Zehn gab, während die beiden Anderen Jeder eine Dame zeigten.

Der Grieche konnte es nicht unterdrücken, ein Gesicht zu schneiden.

„Mein armer Yorghi, trösten Sie sich,“ sagte Margarethe, indem sie seine Hand ergriff; „ich habe Ihnen etwas Besseres zu bieten.“

„Was denn?“ fragten Boleslav und Gontran.

„Mein Königthum!“

„Das Ihrige?“ riefen alle Drei mit dem höchsten Staunen.

„Ja! Das wundert Sie, da Sie ehrgeizig sind! — Nun, Alles wird hier vortrefflich sein. Yorghi ist der Sache nach Patriarch und diese Herren — werden sich glücklich fühlen. Was mich betrifft, so lege ich Ihnen keinen Zwang auf, denn wenn meine Autorität mich überlebt, wie die des Patriarchen, so werden Sie dagegen schreien! Ist Yorghi einmal Oberhaupt, so muß Berthold gehorchen und auf seine veralteten Pläne verzichten."

In diesem Augenblicke wurde leise an die Thür des Salons geklopft.

„Was gibt es?" fragte Margarethe ihre Kammerfrau, die auf ihren Befehl eingetreten war.

„Madame, es ist Jemand da, der Sie augenblicklich zu sprechen wünscht."

„Wer ist es?"

„Ein Priester."

„Ein Priester? — Ich kenne keinen besonders."

„Madame, er sagt, er käme wegen einer außerordentlich wichtigen Angelegenheit."

„Lassen Sie ihn eintreten," sagte die Alte, indem sie ihre drei Verbündeten ansah.

Die Camarista führte den ehrwürdigen Greis herein, der bei dem Anblick der zahlreichen Gesellschaft stutzte.

„Kommen Sie, mein Herr, wir werden hier besser mit einander sprechen können," sagte Margarethe, indem sie die Thür eines kleinen Salons öffnete und dem Priester folgte, nachdem sie den drei jungen Männern ein Zeichen gegeben hatte, das Ende dieses Besuches abzuwarten.

„Ei," sagte Boleslav, „es ist in der That Zeit, daß sie abdankt; sie wird fromm."

„Und sie hat vierzig- bis fünfzigtausend Livres Renten," fügte Yorghi hinzu.

IV.

Sechzehnjähriges Schweigen.

Margarethe ließ den Priester sich setzen, und ohne sich die Mühe zu geben, ihm das Erstaunen zu verbergen, welches sein Besuch ihr verursachte, wartete sie darauf, daß der ehrwürdige Abbé das Wort ergreife.

„Madame," sagte er, „ich kam, um Sie von einer höchst wichtigen Angelegenheit zu unterhalten, und ich fürchte, daß die Anwesenheit der Personen, die in Ihrem Salon sich befinden, Ihnen nicht gestattet, mir eine vollständige Aufmerksamkeit zu gewähren."

„O, sprechen Sie nur, mein Herr. Diese Personen haben Zeit, zu warten — eine Stunde, wenn es sein muß; das hindert Sie nicht im Geringsten von der Welt."

„Madame, ich bin Einer von den Almosenieren des Hôtel-Dieu und als solcher habe ich zuweilen die fürchterlichsten Geschichten anzuhören; Geheimnisse, die gewissenhaft lange Jahre bewahrt wurden, durchbrechen ihre Wände und werden uns durch geängstete Gewissen offenbart; selbst Verbrechen, die lange Zeit verborgen blieben, treten aus der Dunkelheit hervor, gezwungen durch das Gewicht der Reue; aus all diesem moralischen Elend, bei welchem die Barmherzigkeit Gottes sich oft durch meine Vermittlung äußert, entstehen dann Strahlen des Lichtes, die zuweilen den Ueberlebenden nützlich sein können."

Margarethens Blick verlangte offenbar zu erforschen, wohin diese Einleitung führen sollte.

„Madame," nahm der ehrwürdige Priester wieder das Wort, „ich habe heute in der Beichte ein Weib gehört, welches Sie ehemals kannten. Sie beschuldigt sich, an einem Vergehen gegen Sie Theil genommen zu haben."

„Um was handelt es sich, mein Herr?"

„Das Gewissen dieses Weibes konnte das Geheimniß nicht bewahren, und ihre letzten Augenblicke — denn sie ist dem Tode nahe — würden durch ein längeres Schweigen vergiftet worden sein. Sie ist übrigens überzeugt, daß sie das Verbrechen büßt, dessen unwillkürliche Mitschuldige sie war. Sie hofft daher, daß ich ihr um den Preis ihrer Enthüllung Ihre Verzeihung überbringen kann."

Während der Priester so sprach, dachte die Alte vergeblich darüber nach, wer diese Frau sein und welchen Vergehens sie sich gegen sie schuldig gemacht haben könnte. Sie hatte ihren verschiedenen Dienerinnen nur Diebstähle vorzuwerfen, deren häufige Wiederholung die Wichtigkeit bei der daran Gewöhnten wesentlich verminderte.

„Von welcher Person wollen Sie sprechen, mein Herr?"

„Von einer Frau, welche einst Ihre Thürhüterin war, als Sie in der Rue Martel wohnten."

„Ha! Madame Protat!" sagte Margarethe stirnrunzelnd.

„Richtig. Sie sind nicht länger als ein Jahr in jenem Hause geblieben, Madame, und obgleich Ihre Existenz seitdem vielen Aufregungen und mannigfachem Wechsel unterworfen war, können Sie doch das Andenken an das, was Ihnen dort begegnete, nicht verloren haben."

Die stolze Bretagnerin, die Königin einer geheimnißvollen und mächtigen Welt, sah mit mehr Ueberraschung als Zorn auf den demüthigen Priester, der, vielleicht ohne

es zu wollen, es wagte, eine Art von Tadel über ihre Aufführung auszusprechen.

„Mein Herr“, erwiderte sie, „mir begegnete in jenem verhängnißvollen Hause einer von jenen Unglücksfällen, die meine Seele, so verhärtet sie auch seitdem geworden sein mag, zuverlässig nicht vergessen hat, und an dem mein Herz noch jetzt täglich blutet. Ist es dies Unglück, von dem Sie sprechen wollen, mein Herr? Ich erblicke nichts, was verdient, daß man dabei noch länger beharrt; bei mir hat es übrigens so ganz jedes andere Ereigniß verwischt, daß ich Alles vergessen habe, nur dieses Eine nicht!“

„Ich komme in der That, Madame, um mit Ihnen von Ihrem Kinde zu sprechen.“

„O, sprechen Sie! Sprechen Sie!“ rief Margarethe mit fieberhafter Hast.

„Nun wohl, Madame, die Unglückliche hat mir gestanden, daß Ihre Tochter nicht todt ist.“

„Ha“, rief Margarethe mit gellender Stimme, „das fühlte ich hier!“

Sie preßte ihre Hand heftig auf ihr Herz, stand auf wie eine Wahnsinnige und schritt mit Freudenrufen, durch die der Greis zugleich besorgt und entzückt wurde, in dem Salon auf und nieder. Er versuchte es, sie durch Worte der Hoffnung zu beruhigen, indem er ihr besonders empfahl, diese Mittheilung nur mit aller Zurückhaltung aufzunehmen, denn bei Umständen, die mit so vielen geheimnißvollen Vorsichtsmaßregeln umgeben sind, ist es nothwendig, die aufmerksamste Umsicht zu beobachten.

„Madame Protat“, fuhr er fort, „scheint überzeugt zu sein, daß der Raub Ihres Kindes durch einen Mann verübt wurde, den sie bei Ihnen eintreten sah und dessen Auge, wie sie sagt, einen finstern Ausdruck trug. Der Messerstich,

den er Ihnen versetzte, hatte ohne Zweifel nur den Zweck, die Ausführung seines Verbrechens besser zu sichern."

„Nein, nein, das ist es nicht!" rief Margarethe. „Ja, mein Vater, Ihnen kann ich es wohl sagen, — der Mann, der mich verwundete, war mein Gatte!"

„Ihr Gatte?"

„Ich hatte ihn verrathen, verlassen und er rächte sich. Das war Gerechtigkeit."

„Und das Kind war das seinige?"

„Ja, das seinige; ich schwöre es."

„Was ist dann wahrscheinlicher, als daß er die Absicht hatte, das arme unschuldige Geschöpf —"

„Sprechen Sie es aus, ach, sprechen Sie es aus, mein Vater! Ja, er hätte es gethan, wenn die Wahrheit in seine Seele gedrungen wäre. Aber er glaubte es nicht! — Für ihn war das Kind der lebende Beweis meines Verrathes!"

„In der That", sagte der Priester, „weshalb hätte er in die Wiege ein todtes Kind legen sollen, welches, wie Madame Protat erkannte, nicht das Ihrige war?"

„Ha! Sie hat das erkannt? Sie auch?"

„Vollkommen. Ihre Tochter war blond, und das Kind, welches man an ihrer Stelle unterschob, hatte dunklere Haare und ganz andere Züge."

„Als mein Mann mich verwundete, erkannte ich die Unterschiebung; seitdem hat man mir gesagt, ich wäre wahnsinnig und — meine Tochter wäre wirklich todt. — Als ich hergestellt war, besaß ich den Muth, sie ausgraben zu lassen, denn der Gedanke an diese Vertauschung verfolgte mich beständig. Die Erde gab mir nichts zurück, als einen abscheulichen Klumpen formloser Dinge. Aber —wer konnte ein Interesse daran haben, mir meine Tochter zu rauben?"

„Befragen Sie Ihre Erinnerungen."

„Berthold! —“ rief Margarethe, „Berthold weiß etwas! — Er ist der Arzt, der mich damals behandelte“, fügte sie hinzu, indem sie das Staunen des Priesters bemerkte. — „Ja — so oft er meiner bedurfte, sprach er mit mir von meiner Tochter — von dem Glücke, das ich empfinden würde, sie wieder zu finden, schön und groß, wenn sie noch lebte. — Sie lebt! — Berthold wird mir Alles sagen! — Ja, diese Aerzte müssen sich doch stets in jede finstere Familienangelegenheit mischen!“

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame. Wenn dieser Herr Berthold bis zu dem heutigen Tage nicht gesprochen hat, so kommt dies ohne Zweifel daher, daß er mächtige Beweggründe hatte, um zu schweigen.“

„Nun, ich werde ihn bekämpfen, ich werde ihn besiegen. Ich kenne das Mittel, ihn zu beherrschen —“

Margarethe hielt inne. Sie dachte an die drei Verbündeten, die in dem Salon ihrer warteten, an Berthold, der sich in Trouville befand, an den Ehrgeiz des Einen wie der Anderen; — — sie beschloß, damit den Anfang zu machen, daß sie zuerst den Weg ebnen ließ, ehe sie selbst handelte; den Kampf zwischen Berthold und den drei jungen Leuten einzuleiten, einen unvermeidlichen Kampf, und sich für den Arzt zu erklären, wenn dieser nahe daran sei, zu scheitern, — dann aber ihm ihr Königthum nur um den Preis der Enthüllung zu verkaufen, der von jetzt an alle Kräfte ihrer Seele zuströmen sollten.

„Mein Vater,“ sagte sie, nachdem sie eine ganze Welt der Gedanken in ihrem Kopfe umhergewälzt hatte, „haben Sie noch Hoffnung, mehr von der Unglücklichen zu erfahren, als Sie in der Beichte vernahmen?“

„Ja, Madame, obgleich sie sehr schwach ist und kaum sprechen kann.“

„Wenn ich sie selbst sähe! — Sie können keine Fragen an Sie über Thatsachen richten, deren nähere Umstände Ihnen fremd sind, während ich ihrer Erinnerung zu Hilfe kommen und die Erzählung bewirken kann. — Ja, das ist es! — Ich begleite Sie in das Hospital.“

Sie drückte auf einen der vergoldeten Nägel des Tisches, auf welchem ein reiches Schreibzeug stand. Beinahe augenblicklich öffnete sich eine geheime Thür, die in der Tapetenwand angebracht war, und eine Kammerfrau erschien.

„Dies Billet den Herren,“ sagte sie der Kammerfrau, nachdem sie flüchtig geschrieben hatte; — „warten Sie aber, bis ich fort bin.“

„Kommen Sie, mein Herr,“ fügte sie hinzu, indem sie den Abbé mit sich durch eine Seitenthür zog.

Binnen weniger als einer halben Stunde durchflogen die flüchtigen Pferde Margarethens die Straßen, welche die Rue de la Victoire von dem Hôtel-Dieu trennten, und der Abbé führte Die, welche alle Kranken wegen ihrer reichen Toilette für eine große Dame hielten, zu dem demüthigen Lager, auf welchem der bleiche Kopf der sterbenden ehemaligen Thürhüterin der Rue Martel lag.

Die Frau erkannte sogleich ihre einstige Miethherin, welche sich in dem blendenden Luxus, dessen unversiegliche Quelle ihre Schönheit war, so wenig verändert hatte. Sie begrüßte sie mit einem trüben Lächeln und dankte mit einem Blicke dem ehrwürdigen Priester.

„Ich erwartete Sie —“ sagte sie mit einer so schwachen Stimme, daß Margarethe ihre Gedanken mehr aus der Bewegung ihrer Lippen errieth, die durch die Annäherung des Todes schon blau gefärbt waren.

„Wissen Sie denn weiter nichts, als was mir der Herr Abbé sagte?“ fragte Margarethe mit thränenerfüllten Augen.

„Doch — doch!“ antwortete die Sterbende voll Anstrengung.

„Sprechen Sie! Ach, sprechen Sie — und ich gelobe Ihnen, daß Sie für den Rest Ihrer Tage gegen den Mangel geschützt sein sollen.“

„O,“ sagte die Kranke voll Bitterkeit — „ich sterbe — es lohnt nicht mehr der Mühe!“

„Nun wohl, so lasse ich Sie von hier fortbringen. — Sie kommen zu mir — die berühmtesten Aerzte sollen Sie pflegen!“

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Priesters bei dem Ausrufe dieser Frau, welche nicht wußte, daß die berühmtesten Aerzte stets den Hospitälern der Armen angehört haben.

„Unnöthig — hören Sie — hören Sie,“ sagte Madame Protat.

Margarethe beugte sich nieder über das Bett und ergriff mit ihrer weißen Hand die kalten und abgemagerten Hände der Kranken.

„Ich kann nicht sprechen —“ sagte diese nach einer neuen Anstrengung.

„Weil Sie nicht wollen?“

„Doch — ich will — ich will — aber —“

„O, versuchen Sie es! Ich beschwöre Sie, versuchen Sie es!“

Und die Frau in dem glänzenden Anzuge kniete nieder vor dieser letzten Zufluchtsstätte der Armen.

„Er —“ sagte die Protat — „er — wird Ihnen sagen —“

„Wer?“

„Er wird Alles sagen — er weiß Alles — ich kann nicht —“

„Aus Barmherzigkeit sprechen Sie es aus! Antworten Sie mir! Ich werde Sie befragen!“

Die Kranke hielt sie zurück, indem sie heftig ihre Hand drückte.

„Mein Mann!“ sagte sie.

„Ich verstehe Sie,“ erwiderte Margarethe. „Er wird mir sagen —“

„Ja!“ antwortete die Kranke sterbend.

„Wo finde ich ihn?“

Madame Protat antwortete nicht mehr. Die Schwester, welche mit ihrer Pflege beauftragt war, erklärte, sie träte in den Todeskampf ein und hätte nur noch wenige Minuten zu leben.

„Nehmen Sie, mein Vater,“ sagte Margarethe, indem sie ihr reiches Portemonnaie den Händen des ehrwürdigen Priesters übergab. „Hier ist etwas für die Kranken dieses Saales. — Theilen Sie es unter sie, wenn ich bitten darf, im Namen einer Sünderin, die vielleicht mehr zu beklagen ist, wie sie.“

Der Aufseher des Spitales konnte durch die Adresse der Frau Protat, die in die Listen eingetragen war, auch die ihres Mannes angeben.

„Rue de Chabrol, Nr. 40,“ sagte Margarethe, indem Sie in ihren Wagen stieg, der im Galopp davonfuhr.

Sie stieg mit Ruhe aus und trat unter den Thorweg eines jener großen Häuser dieser Straße, welche auf den Platz Lafayette mündet.

Sie öffnete die Thür der Portierloge und sagte mit fester Stimme zu dem Portier, ohne indeß einzutreten:

„Madame Poupinel?“

„Im zweiten Stock, die Thür rechts,“ erwiderte eine heisere Stimme.

Margarethe stieg die Treppe hinauf, indem sie zu sich selbst sagte:

„Ja, er ist es! — Ihn zu befragen, wäre ungeschickt. Er muß von selbst kommen.“

Als sie in dem Stockwerk, das ihr bezeichnet worden war, stehen blieb, hörte sie lärmende Athemzüge unten an der Treppe, und beugte sich über das Geländer, um wo möglich zu entdecken, von wem sie herrührten; aber beinahe augenblicklich sah sie einen Schatten über die untersten Stufen gleiten und hörte dann, wie eine Thür leise geschlossen wurde.

„Aha, er ist schon aufmerksam!“ sagte Margarethe bei sich, „er hat mich erkannt.“

Sie zog die Schnur an der Klingel der Wohnung des zweiten Stockes, auf deren Thür in goldenen Buchstaben zu lesen war: Madame Poupinel, Kleidermacherin.

Margarethe war unstreitbar eine der elegantesten Frauen von ganz Paris; gleichwohl wohnte ihre Schneiderin in der Rue de Chabrol, das heißt in einem Viertel, das von dem Mittelpuncte der Hauptstadt entfernt war und das den aristokratischen Classen, sowie den Priesterinnen oder Adepten der höheren Freuden kaum dem Namen nach bekannt ist.

Darin lag entschieden eine unerklärliche Anomalie; aber wir gestehen, daß Niemand in Paris sich rühmen konnte, auf bestimmte Weise zu wissen, wer die ausgezeichnete Künstlerin sei, welche die überraschend schönen Roben dieser Königin der Eleganz zuschnitt. Margarethe machte daraus ein Geheimniß; sie hatte diese Künstlerin entdeckt und bewahrte sie in Folge eines geheimen Vertrages und als wahre Egoistin für sich allein.

Sie gestattete der Madame Poupinel, ihre gewöhnliche Kundschaft zu kleiden, die sie in den wohlhabenden Bürger-

classen rekrutirte, aber sie hatte ihr gesagt, wenn sie jemals einen der für sie besonders bewahrten Schnitte an irgend Jemand bemerkte, so würde jeder Verkehr zwischen ihnen augenblicklich aufgehoben. Margarethe aber lieferte selbst die ersten Gedanken zu jeder Neuerung und bezahlte die Façon theurer, als bei der ersten Schneiderin.

Wir haben das Wort bezahlte unterstrichen, weil die vornehmsten und reichsten Kunden sehr häufig die Rechnungen sich anhäufen lassen und sie abmachen — wenn sie können.

Madame Poupinel gewann zehntausend Francs jährlich von Madame Margarethe. Sie hätte sie nicht verrathen. Ihr Mann erhielt sie übrigens bei dieser kaufmännischen Redlichkeit, die in unseren Tagen eine ziemlich seltene Sache ist.

„Wie, Madame, Sie sind selbst gekommen?“ rief Herr Poupinel, indem er seine reiche Kunde in das Zimmer führte, welche der gute Bürger prunkhaft seinen Salon nannte.

„Ja, mein lieber Herr Poupinel, ich habe große Eile und komme nur, Ihnen einen kleinen Besuch zu machen.“

„Welch ein Glück, Madame!“ sagte Poupinel, der Margarethe stets wie eine Gottheit betrachtet hatte und deren Schönheit ihm Schwindel verursachte.

„Meine Frau ist ausgegangen“, sagte der Mann der Nähterin mit einer Art von Verzweiflung — „sie wird bei ihrer Rückkehr außer sich sein!“

„Das soll nichts ausmachen“, erwiderte Margarethe, „Sie schicken sie zu mir.“

„Ich lasse sie bei ihrer Rückkehr sich nicht setzen, Madame, darauf dürfen Sie rechnen!“

„Sie wohnen hier recht hübsch, mein lieber Poupinel. — — Ei, das ist ein sehr schönes Bild!"

„Es ist von einem Künstler, mit dem ich befreundet bin."

„Er hat Talent."

„Das sagt man — er ist ein komischer Kerl."

„Wie alle Künstler, — aber was das betrifft, so sah ich unten ein Gesicht, das mir auffiel. — Er schien mich zu erkennen — Ihr Portier —"

„Ach, der Vater Protat."

„Er heißt Protat? — Ja, das ist richtig. Ich habe früher einmal in einem Hause gewohnt, dessen Thürhüter er war."

„Er hat sehr gealtert. Er ist ein Trunkenbold und ohne Treu und Glauben. — Seine Frau ist im Spital, und wenn sie stirbt, wirft man ihn zur Thür hinaus, das ist zuverlässig; darüber werden wir Alle entzückt sein, denn er tyrannisirt Jeden. Und bestechlich ist er! Man könnte ihn dahin bringen, das Unmögliche zu thun und Vater und Mutter für fünf Francs zu verkaufen."

Margarethe lächelte.

„Die armen Miethleute!" sagte sie, indem sie aufstand und sich dem offenen Fenster näherte, durch welches ein heiterer Sonnenstrahl hereindrang.

Poupinel folgte mit entzücktem Auge dieser Königin der Schönheit, welche ihn würdigte, den Teppich seiner Wohnung zu betreten, und er hatte einen Augenblick den Gedanken, sich neben ihr auf das Fensterbret zu stützen; aber das Vergnügen, das er schon im Voraus unter der Wirkung empfand, die er dadurch bei seinen Nachbarn hervorbringen würde, machte ihn regungslos.

Margarethe hatte sich einen Augenblick auf den Balcon gestützt und ihren Diener bemerkt, der mit Jemand sprach, den sie nicht sehen konnte, da er unter dem Thorweg stand.

Das war übrigens ohne Zweifel Alles, was sie zu wissen wünschte, denn sie setzte sich wieder auf das Sopha, neben welchem Poupinel in Extase stehen geblieben war. Sie unterhielt den Kaufmann von Kleiderschnitten, von besonderen Formen der Aermel, von der Weite der Röcke, und nach ungefähr einer Viertelstunde, die sie so zugebracht hatte, stand sie auf.

Als sie die Treppe hinabgegangen war, schritt sie durch die Vorhalle und stieg in ihren Wagen, scheinbar ohne die tiefe Verbeugung zu bemerken, die der Vater Protat ihr machte, indem er sich gegen die Mauer drückte.

Alles, was wir früher erzählten, hatte höchstens zwei Stunden weggenommen, und Margarethe hoffte ihre drei Verbündeten noch in demselben Salon zu finden, denn ihr Billet sagte ihnen:

„Warten Sie auf mich, oder diesen Abend um zehn Uhr, hier.“

Die drei jungen Leute waren gegangen.

Sie hatte eine tiefe Studie des menschlichen Herzens gemacht; ihre Berechnungen waren ebenso richtig, wie ihre sehr verständig getroffenen Maßregeln, denn kaum seit einer Stunde war sie in einem Armsessel vertieft, indem sie die Pläne und die Listen überdachte, zu denen sie sich vielleicht gezwungen sehen würde, um gegen eine mächtige Familie zu kämpfen; da meldete man ihr, daß ein sehr schlecht gekleideter Mensch, der sich Protat nennte, sie zu sprechen wünsche.

Sie hatte den Muth, ihn eine gute halbe Stunde warten zu lassen, und nach Verlauf dieser Zeit betraten die groben Schuhe ihres Thürhüters die reichen Teppiche dieses Gemaches, welches der ausgesuchteste Luxus und der feinste Geschmack meublirt hatte.

„Sie sind es, Vater Protat?“ sagte sie heiter. „Wie lange ist es doch her, mein Freund, daß ich Sie nicht sah! — Was machen Sie gegenwärtig?“

„Ach, Madame, ich habe mich nicht verändert — ich bin noch immer Thürhüter, um Ihnen zu dienen, wie ehemals.“

„Bedürfen Sie meiner?“

„Entschuldigen Sie, Madame, aber ich glaube — ich glaube das Gegentheil.“

„Ich sollte Ihrer bedürfen? Ei, und wie denn das?“

„Wenn Sie mir einige Minuten gewähren wollen, so werden Sie das sehen.“

„Zuverlässig; aber sagen Sie mir, wo wohnen Sie?“

„Sie haben mich also nicht erkannt, Madame?“

„O, sehr gut; übrigens brauchten Sie auch die Vorsicht, sich melden zu lassen.“

„Ich will sagen, als Sie soeben zu uns kamen.“

„Ich bin zu Ihnen gekommen?“

„Zu Madame Poupinel, will ich sagen; ich bin der ihr Thürhüter.“

„Ach, meine Schneiderin! Ja, das ist wahr; als ich an Ihrer Loge zu Ihnen sprach, schien es mir — das waren Sie also?“

„Ja, Madame; und Herr und Frau Poupinel sind sehr brave Leute.“

„Nun, Protat, was wollen Sie von mir; sprechen Sie, mein Freund; ich kann Ihnen nur wenige Augenblicke schenken. Ich werde erwartet.“

„Ach, das ist schade, Madame, denn die Geschichte ist consequent.“

„Nun, machen Sie nur immer den Anfang damit,“ sagte Margarethe, indem sie ihre Unruhe zu verbergen trachtete.

„Nun wohl denn, Madame. — Sie erinnern sich wohl noch, nicht wahr, was Sie mich wenige Tage nach der Geburt Ihres kleinen Mädchens thun ließen?"

„Vollkommen," erwiderte Margarethe nachdenkend. — „Ja, ich wünschte, mein Kind zu einer Amme zu bringen; ich hätte vielleicht besser daran gethan, denn Gott wollte nicht, daß ich Mutter bleiben sollte. — Und während der ganzen Zeit, die ich zu Bette blieb, beschäftigte ich mich nur mit dem einen Gedanken — daß die Kinder zuweilen durch die Ammen vertauscht werden, um wohlhabenden Leuten den Tod ihrer Kinder zu verhehlen. Ich wollte Vorsichtsmaßregeln gegen ein Ereigniß dieser Art nehmen und ließ Sie kommen, Protat. Mir scheint, als wäre das erst gestern gewesen. — Sie waren Soldat, wie Sie mir sagten, und wenn Sie bei mir den Fußboden bohnten, bemerkte ich auf Ihrem Arme, ich weiß nicht mehr was für sonderbare Zeichen, die in das Gewebe Ihrer Haut eingegraben waren. — Sie gaben mir die Versicherung, daß diese kleine Operation keine Gefahr böte."

„Und Sie befahlen mir, zwei Buchstaben auf die Brust Ihrer Tochter zu schreiben. Ich weiß nicht mehr, welche es waren! — Die arme Kleine schrie dabei sehr!"

„Aber wozu nützt es, mich daran zu erinnern, Protat? Sie wissen ja, daß meine Tochter todt ist."

„Und wenn Sie, Dank diesen beiden Buchstaben, Ihr Kind wiederfinden könnten?"

„Protat," sagte Margarethe, indem sie darauf verzichtete, eine Komödie zu spielen, welche der Wichtigkeit ihrer Lage nicht entsprach, — „Protat, lebt sie? Sprechen Sie! Sprechen Sie!"

„Hören Sie, Madame Margarethe, ich will offen mit Ihnen reden; ich bin überzeugt, daß Ihnen das lieber ist und auch mir wird es bequemer sein."

„Protat, sagen Sie mir die Wahrheit, und ich schwöre Ihnen, daß Sie es nicht zu bereuen haben sollen.“

„Nun wohl denn, Madame; hören Sie. Während Ihrer Krankheit haben Sie nicht aufgehört, zu sagen, man hätte Ihr Kind vertauscht, und Herr Berthold, der Ihre Tochter nicht gesehen hatte, schrieb Ihre Worte auf Rechnung des Fiebers; Sie hatten aber Recht. Man hat Ihnen ein todtes Kind an die Stelle des Ihrigen gelegt, das ist so gewiß, wie daß es einen Gott gibt.“

„Weiter! Weiter!“

Ich dachte Anfangs ebenso, wie Herr Berthold, denn ich hatte die kleine Leiche nicht gesehen, aber ich wollte Gewißheit über das Alles haben und forschte daher meine Leute aus; ich hatte Anzeichen. Meine Frau kannte besser als ich das Gesicht der Kleinen, und eines Tages, in den Tuilerien, einen Monat nach der Beerdigung der, welche Ihren Namen trug, erkannte meine Frau ganz genau das Kind, dem sie so oft das Saugfläschchen gereicht hatte. Das verbannte, wie Sie sich wohl denken können, Madame, alle unsere Zweifel.“

„Sie kannten die Kindesräuber?“

„Wir hatten Jemand in Verdacht, und erfuhren sehr bald, zu welchem Hause die Amme gehörte, die in den Tuilerien ein kleines Mädchen spazieren trug, das ganz mit Spitzen bedeckt war und welches eine schon bejahrte Dame begleitete — ihre Großmutter.“

„Der Name dieser Dame?“

„Als wir sahen, mit wem wir es zu thun hatten, richtete ich meine kleine Batterie, und seit sechzehn Jahren hat der Herr, der Ihnen Ihr Kind raubte, mir eine kleine Rente gezahlt.“

„So haben Sie also Ihr Stillschweigen verkauft?“ sagte Margarethe mit Unwillen.

„Ei, man ist nicht reich und man muß doch essen und seinen Durst stillen.“

„Jetzt wollen Sie mir das Geheimniß verkaufen, nicht wahr?“

„Madame, der Herr hat mich zuerst glauben gemacht, Sie befänden sich im Elend, dann, Sie wären verschwunden und endlich, Sie wären gestorben. Ich schlief daher auf beiden Ohren, aber als ich Sie vorhin erkannte, da dachte ich, daß Sie vielleicht nicht bös sein würden, Ihre Tochter zu finden, oder wenigstens dem Herrn einigen Kummer zu bereiten.“

„Der Name dieses Mannes, Protat? Der Name dieses Mannes!“

„O, er war ein geschickter Mensch, und um die Verwirrung größer zu machen, hat er damit angefangen, seine Tochter ebenso zu nennen, wie Sie die Ihrige.“

„Marienblume!“ rief Margarethe, wie ergriffen von einer plötzlichen Eingebung.

„Ja, ein hübscher Name!“ sagte Protat, der in Verzweiflung gerieth, schon so viel gesagt zu haben, und fürchtete, nichts mehr verkaufen zu können.

„Kommen Sie zu Ende, Protat! Sagen Sie mir den Namen dieses Menschen, denn ich zittere davor, ihn zu errathen.“

„Das werde ich gern thun, Madame“, sagte der Thürhüter, indem er seine Mütze zwischen den Fingern drehte und mit beredter Verlegenheit die Augen zu Boden schlug.

Margarethe verstand ihn. Sie ging in ein anstoßendes Zimmer und kehrte beinahe augenblicklich zurück, in der Hand mehrere Bankbillets.

„Da, nimm, mein Freund", sagte sie. „Ist das genug?"

„Ach, Madame", rief Protat geblendet, „ich werde meine Träume verwirklichen können."

„Ja, Du wirst Deine Träume verwirklichen, aber sprich; beendige diese abscheuliche Mittheilung."

„Weinhändler in Chatou! — Das ist mein Ehrgeiz! — Ich habe einen Schank im Auge —"

„Der, welcher mir meine Tochter gestohlen hat, Protat, ist —?"

„Der Graf da Fereira", erwiderte der Portier, indem er voll Trunkenheit seine Bankbillets zählte.

„Ich war davon überzeugt! Ich fühlte es! Ja!"

„Madame haben mich weiter nichts zu fragen? Madame wissen, wo er wohnt?"

„Ja, ja! Geh!"

Protat ließ sich das nicht wiederholen und entfernte sich bescheiden. Fünf Minnten darauf öffnete er indeß die Thür des Boudoirs wieder.

„Was gibt es noch?" sagte Margarethe, indem sie sich der Betäubung entriß, in welche der Sturm ihrer Gedanken sie gestürzt hatte.

„Madame versprechen mir, nicht zu sagen, daß ich es bin —?"

„Ja — geh nur."

Protat verschwand.

Das Gesicht Margarethens sprach Schrecken und Entmuthigung aus.

„Die XXVI haben ihre Augen auf Die geworfen, welche meine Tochter ist! — Sie wollen ihre Millionen haben!" sagte sie sich voll Betrübniß. „Ach, ich werde das ganze Pique-As auf dem Halse haben! — Und ich bin allein — allein!"

V.

Das Schloß Wilhelms des Eroberers.

Indessen hatte der Doctor Berthold fortgefahren, seine Spionerie zu betreiben und das Briefgeheimniß der Gräfin da Fereira zu verletzen. Wir finden ihn daher auch eines Morgens wieder damit beschäftigt, einen Brief zu übersetzen, welchen ihm der Kellner des Hôtels, dessen Bestechung ihm gelungen war, übergeben hatte.

Dieser Brief war an die Gräfin gerichtet.

Als Berthold seine Arbeit beendet hatte, versiegelte er ruhig wieder das Couvert, steckte es dann lächelnd in die Tasche und verurtheilte die arme Frau dazu, noch eine Stunde auf den kostbaren Brief zu warten.

Er war mit Zurücksetzung der vorzüglichen Aerzte des Bades durch die Familie Fereira während ihres Badeaufenthaltes, vielleicht durch seine früheren Verbindungen mit dem Grafen, als Arzt gewählt worden; durch diesen Titel hatte er auch seinen freien Eintritt bei den Damen.

Der Graf war den Tag zuvor angekommen, aber treu seinen Gewohnheiten des Vergnügens, hatte er schon eine Fischpartie auf dem Meere arrangirt, und seine Rückkehr wurde erst nach zwei Stunden erwartet. Die Marquise hielt ihre Siesta, die Gräfin da Fereira hatte sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, und der Doctor hörte in dem Salon die

Stimme Marienblumens, die sich harmonisch mit der eines jungen Mannes zu einer Moderomanze vereinigte, welche mit dem Piano begleitet wurde.

Er wollte sich wieder zurückziehen, nicht neugierig nach den Rouladen und den Refrains, als die Musik verstummte. Die geöffnete Thür gestattete ihm, näher zu treten, ohne gehört zu werden, und hinter einem Thürvorhange verborgen hörte er das Gespräch der beiden jungen Leute mit an.

„Werden Sie mir endlich die Ursache Ihrer Traurigkeit sagen?“ fragte das junge Mädchen, ohne die Stimme zu sehr zu erheben — „denn Sie mögen immerhin thun, als wären Sie sehr aufmerksam auf die Musik, so sehe ich doch, daß Sie mir irgend etwas verbergen. Sie wollen mir einen Kummer nicht anvertrauen, an dem ich einen Antheil haben würde.“

„Ich schwöre Ihnen —“

„Sie schwören! — Das ist ein sehr verwegener Eid!“

„Gleichwohl gibt es Dinge, die man verschweigen muß.“

„Mir?“

„Ja, besonders Ihnen!“

„Sie müssen zugestehen, daß das sehr galant ist! — O, vergeblich vertheidigen Sie sich; ich muß wissen, was mit Ihnen vorgeht. Das Alles ist nicht natürlich! — Diesen Morgen sprachen Sie mit der Großmama, Beide sehr eifrig; bei meiner Ankunft schwiegen Sie plötzlich. Ist das Alles natürlich? — Herr Kilian, wenn Sie nicht wollen, daß ich mich für immer mit Ihnen entzweien soll, — für immer, hören Sie wohl? — so müssen Sie mir Wort für Wort wiederholen, was Großmama Ihnen gesagt hat!“

„Was Sie da verlangen —“

„Es betrifft mich, darauf möchte ich wetten, und eben deshalb will ich — ja, will ich, daß Sie sprechen sollen!“

„Marienblume, wollen Sie mir denn das Herz brechen?"

„Wie das?" sagte das junge Mädchen mit plötzlicher Zurückhaltung.

„Wenn ich Ihnen wiederhole, was mir die Frau Marquise befohlen hat, so hieße das, mich zu einer wahren Marter verurtheilen; wenn ich die Kraft hatte, es anzuhören, so würde ich vielleicht nicht die besitzen, es wieder zu sagen."

„Es ist also sehr schrecklich? Sollte die gute Marquise in solchem Grade grausam gewesen sein?"

„Es ist nicht ganz ein Jahr her, daß ich Sie kenne und — und es scheint mir, als hätte ich Sie nie verlassen. Das von mir zu fordern, heißt, mich dem Unglück und der Verzweiflung preisgeben."

„Was wollen Sie damit sagen? — Sprechen Sie es aus, mein Herr; ich fordere es."

„Nun wohl denn; in Folge eines ziemlich langen Gespräches, wie Sie wissen, sagte mir die Marquise: Benehmen Sie sich heute gegen meine Enkelin wie immer, aber bis zu diesem Abend machen Sie irgend einen Vorwand ausfindig, um morgen Früh abzureisen, und kehren Sie dann nicht zurück —"

„Nicht zurückkehren?"

„Ich bin noch nicht zu Ende, und was ich hinzuzufügen habe, ist das Schrecklichste."

„Das hat Großmama Ihnen gesagt —?" fragte Marienblume nachdenkend.

„Sie verbot mir nicht, es Ihnen zu verbergen; aber um des Himmels Willen sagen Sie ihr nichts davon."

„Fahren Sie fort! — Fahren Sie fort!"

„Die Frau Marquise sagte: Kehren Sie nicht zurück, bis Marienblume — verheirathet ist."

„Ha!“ rief das junge Mädchen, indem es erblaßte und eine ihrer Hände auf die Tasten des Pianos fallen ließ, welche einen finstern Ton von sich gaben.

„Nicht wahr, Sie begreifen, und verzeihen meiner Verzweiflung?“

„Wenn Sie aber nicht reisen?“ fragte Marienblume mit dem Tone der Entschiedenheit.

„Ach, leider muß ich es! Die Marquise hat sich nicht vergebens auf mein Gefühl der Ehre und der Rechtlichkeit berufen!“

„Wenn ich verheirathet sein werde —“

„Man erwartet seit längerer Zeit Ihren Vetter Manuel; für ihn hat man Sie bestimmt; das ist mehr als augenscheinlich. Er trägt einen großen Namen! Er ist durch seine Mutter ein Castel-Branco und durch seinen Vater ein Portalègre. Er führt einen der ältesten Namen Spaniens und Portugals.“

„Mein Vetter besitzt, wie man mir hundert Mal gesagt hat, keinen Sou, und mein Vater will, daß sein Schwiegersohn reich sei —“

„Er wird dem Willen seiner Schwiegermutter weichen.“

„Abgesehen von der Geburt,“ sagte das junge Mädchen mit erhabener Freimüthigkeit, „sind Sie hundert Mal mehr werth, wie mein Vetter Manuel, Herr Kilian!“

„Die Marquise will, daß ihre Enkel wieder Portugiesen werden, und sie wird nur dann zufrieden sterben, wenn der Graf, ihr Schwiegersohn, die Naturalisation, die ihn zum Sohne Frankreichs macht, zerrissen hat.“

„Das ist Geburtsstolz und Nationalvorurtheil!“ sagte Marienblume. „Aber zum Glück ist meine Mutter für uns.“

„Die Frau Gräfin?“

„Sie sieht Sie mit Vergnügen, und ich würde mich nicht wundern, wenn ihre Sympathien stärker wären, wie ihr Stolz, der nie sehr weit ging.“

„Ach!“ rief Kilian mit einer Aufregung, die er sogleich unterdrückte.

Marienblume kreuzte die Arme, ging zwei oder drei Mal in dem Salon auf und nieder, senkte den Kopf und schien den Linien des Parquetfußbodens zu folgen.

„Man will mich verheirathen“, sagte sie, „und man zieht mich dabei nicht zu Rathe — schön! Wir wollen sehen!“

„Ich beschwöre Sie“, rief Kilian erschrocken, „seien Sie klug und denken Sie daran, daß ich um den Preis all meines Blutes nicht die Ursache der geringsten Zwistigkeit in Ihrer Familie sein möchte.“

„Herr Kilian“, antwortete sie, indem sie dem jungen Manne die Hand reichte, „Sie sind ein rechtschaffener Mensch und ein edles Herz.“

„Comtesse —!“

„Vertrauen Sie mir! Ich liebe Sie!“

„Sie lieben —!“ sagte der junge Officier mit erstickter Stimme.

„Ja, ich sage es laut und schwöre es hier vor Gott — nie soll ein anderer Mann als Sie mein Gatte werden!“

„Marienblume“, rief er, indem er auf die Knie sank und die Hand küßte, die er nicht losgelassen hatte und die leise in der seinigen zitterte.

„Und jetzt, mein Freund, können Sie reisen. Lassen Sie mich allein kämpfen; ich fühle dazu den Muth und den Willen. Er wird vielleicht lang sein, aber mit Gottes Hilfe erringe ich den Sieg.“

„O Marienblume, Ihnen mein Leben, meine ganze Seele!“

Der Klang von zwei Männerstimmen in dem anstoßenden Salon beunruhigte sie und das junge Mädchen entfloh nach dem Zimmer ihrer Mutter. Kilian blieb regungslos stehen.

Hier, was vorgefallen war.

Der Doctor Berthold war stehen geblieben, um zu lauschen, und verwirrt, betäubt durch die Offenbarungen dieser Liebe, die er durchaus nicht so weit vorgeschritten glaubte, am wenigsten aber für so ernst hielt, fragte er sich, ob er gewaltsam das tête-à-tête stören und so den kleinen Krieg beginnen sollte, den auch er gegen die Heirath Marienblumens mit ihrem Vetter beabsichtigte. Da wurde er durch die Ankunft des Malers Ramus verhindert, der ihn auf seinem Observatorium überraschte.

„Ei, Doctor", rief der Künstler, der eine Unbesonnenheit von Seite unserer Liebenden fürchtete, „Sie horchen an den Thüren? Das ist nicht recht!"

„Still", sagte Berthold, indem er väterlich lächelte, „ich habe soeben der köstlichsten Idylle beigewohnt."

„Einer Idylle?"

„O, Ihr Freund ist ein wahrer Seemann! — Pest, das ist ein hübscher Bissen!"

„Doctor, glauben Sie das nicht; sie sind närrisch und die Vernunft soll durch meinen Mund zu ihnen reden."

„O, ich tadle sie nicht, die lieben Kinder, im Gegentheil, es paßt zu ihrem Alter! — Und dann — weshalb auch nicht? Herr Kilian ist ein hübscher Mensch — von guter Familie — arm vielleicht, aber er hat Talent, Haltung, ein verständiges Wesen, kurz eine Zukunft! Und wenn sie sich lieben —!"

„Sie lieben sich — nichts ist weniger zuverlässig!" sagte Ramus achselzuckend.

„O, sie haben es sich soeben gegenseitig gestanden und auf die kategorischeste Weise.“

„Die Unglückseligen! — Ich will —“

„Mein lieber Herr Ramus, all Ihre Vernunft vermöchte dabei nichts auszurichten, wie ich fürchte. Ihr Cousin, den man erwartet, wird gewaltig gegen eine erste Liebe zu kämpfen haben — denn Alles erwogen, hat der gute Herr Kilian der Kleinen das Leben gerettet, und das zählt viel in der Geschichte der Liebschaften; — Sie können das in allen Romanen und in allen Dramen, Lustspielen oder Vaudevilles sehen, die auf den Theatern von Paris und der ganzen Welt gegeben werden.“

„Doctor!“ sagte Ramus, „ich bitte Sie, nicht ein Wort von alledem!“

„Ich bin ein alter Freund der Familie,“ sagte Berthold gutmüthig.

„Ja, und ich schwöre Ihnen, daß Kilian morgen Früh abreisen wird. Er hat es in meiner Gegenwart der Familie versprochen.“

„Nun, dann trachten Sie, ihn dahin zu bringen, daß er noch heute reist; das wird um so besser sein.“

„Ich will ihn dazu bestimmen,“ sagte Ramus, indem er in den Salon eintrat.

Berthold hütete sich wohl, ihn zurückzuhalten und verließ das Gemach.

Er bemerkte den Kellner, der ihm bei seiner eigenthümlichen Neugier nach dem Inhalt der Briefe diente, gab ihm den, welchen er gelesen hatte, und gebot ihm, denselben in einer Stunde der Gräfin zu übergeben.

Als er den Fuß auf die Straße setzte, redete ein Mann, der beinahe wie ein Militär gekleidet war, ihn an. Er

hielt ein großes graues Couvert in der Hand und war ein Bote des Telegraphenamtes.

„Sind Sie, mein Herr, der Doctor Berthold?“ fragte er.

„Ja, mein Freund.“

„Eine Depesche für Sie.“

Der Bote entfernte sich und Berthold öffnete das Couvert.

Es enthielt nichts als die Worte:

„Margarethe an Berthold, Trouville.

„Thun Sie nichts; unterbrechen Sie Alles. — Ich komme.“

„Der Teufel!“ sagte der Doctor zu sich selbst, „das trifft sich schlecht! — Und meine Batterien waren so schön gerichtet! Dieses Weib ist phantastisch! Sie war die Maitresse da Fereira's — sie wird mir entgegen arbeiten, das ist sicher. — Sie ist gleichwohl Gebieterin! — Gehorchen, das ist hart!“

Er steckte die Depesche in die Tasche und dachte einige Secunden nach.

„Ei,“ sagte er sich dann, wie zu einem Entschluße gelangt, „wenn ich zwei Minuten früher ausgegangen wäre, so hätte ich die Depesche erst bei meiner Rückkehr erhalten — nehmen wir das an — und handeln wir danach! — Dem Kühnen gehört das Glück!“

Berthold begab sich zu Lelièvre, nach dem Hôtel de France, überzeugt, dort ein gesatteltes Pferd, einen bereitstehenden Wagen, und im Falle der Noth sogar eine Diligence zu finden. Als er dann einen jener nicht sehr ungestümen Renner bestiegen hatte, die man bei den Pferdeverleihern findet, begab er sich nach Tonques, einem alten Dorfe, das

gegenwärtig mit Trouville verbunden ist, und befand sich bald auf der großen Landstraße nach Pont l'Evêque.

Zu dem Anfang eines steil aufsteigenden Weges an der linken Seite gelangt, verließ er die Landstraße und ritt die Höhe hinan. Der Weg führte zu den Ruinen des Schlosses Bonneville, der einst mächtigen Wohnung jenes großen Bastards der Normandie, welcher England eroberte und den man Wilhelm nannte.

Eine halbe Stunde darauf war er dem Trümmerhaufen gegenüber, der einst ein stattliches Schloß war.

Es stehen nur noch zwei mächtige Thürme als Schildwachen, welche das Thal der Auge überwachen, einige Theile von einem Walle und ein schönes Spitzbogenthor, welches den Eingang nach der Landseite bildete. Diese stolze Lehenswohnung war ein wahres Adlernest. Aber diesem Aufenthalte des Eroberers ging es wie allen stolzen Wohnungen des Mittelalters: die Zeit legte ihre gewaltige Hand auf dieselben und unter dem Drucke, der schwer wird, wie eine Welt, sind die hohen Pfeiler, die colossalen Stützmauern, die Steine und die Quadern zertrümmert; dann ist Epheu darüber gewachsen und dieser immergrüne Schmuck der Ruinen hat alle Ueberbleibsel des Gebäudes mit seinen tausend Ranken übersponnen und schützt sie gegenwärtig gegen die letzten Stöße des Windes.

Berthold hatte vor sich eine ziemlich beträchtliche Umfangsmauer, die zum Theil eingestürzt und von zahlreichen Rissen durchzogen war, und Seeadlern und Schwalben zum Aufenthalte diente. Er durchschritt ehemals mit Wasser angefüllte Gräben, in denen jetzt Gestrüpp und Nesseln kräftig wuchsen, zwischen welchen erschreckte Eidechsen und hundertjährige Schlangen hinschlüpften.

Das reiche Thal von Touque wird beherrscht durch den noch ziemlich gut erhaltenen Hauptthurm, und am Abend, wenn der Mond sein zweifelhaftes Licht über die hohen Zinnen ergießt, die von einer wilden Vegetation bedeckt werden, glaubt man, das Gespenst des kühnen Eroberers zu erblicken, welcher über die Gebiete des Festlandes hinschwebt, die seiner Herrschaft unterworfen waren.

Berthold war ergriffen durch die großen historischen Erinnerungen, welche das Schloß Bonneville hervorruft, aber er verlor darüber die wichtigen Interessen nicht aus dem Auge, die ihn an diesen Ort führten. Er befestigte sein Pferd an einem Strauche und setzte sich dann nieder an dem Fuße des Hauptthurmes, sich in dem Gebüsch verbergend, in die Ferne, in der Richtung des Meeres, ausblickend.

Indeß waren es nicht die See und deren Ufer, die er erforschte, sondern der steile Weg, den er selbst nach dem Sitze von dem Sohne Roberts des Teufels heraufgekommen war.

Seit einer guten Viertelstunde hielt er so Schildwache, als er in der Ferne einen schwarzen Punct bemerkte, der größer wurde, je näher er kam, und der bald für den Doctor das Aussehen des erwarteten Individuums gewann, denn ein Seufzer der Befriedigung entrang sich seiner Brust.

Es war ein Reiter. Er ritt die Höhe schnell hinan, als fürchtete er, sich verspätet zu haben, und man sah sogar ungeachtet der Entfernung an der Richtung seiner Bewegungen, daß er an eine unsichtbare Person eine Art von Bitte um Nachsicht zu richten schien.

„Ha, Du wirst mich allein hier finden, Einfaltspinsel!“ sagte der Doctor zu sich selbst, indem er die Haltung des Reiters richtig deutete.

Der Reiter stieg vom Pferde und band es an den nämlichen Baum, an welchem auch der Doctor das seinige befestigt hatte. Wahrscheinlich zweifelte er nicht daran, daß das Thier der Person gehörte, mit der er hier zusammentreffen wollte, und ohne die Gleichheit der Sättel beider Pferde zu bemerken, schritt er auf die Ruinen des Schlosses Bonneville zu.

Als er um die Ecke der eingestürzten Mauer des Hauptthurmes bog, wich er zwei Schritte zurück, als er sich von einem Manne angeredet sah, den er nicht kannte und der ihn mit der größten Höflichkeit grüßte.

Der Fremde war ein schöner, junger Mann von kaum dreißig Jahren; sein Auge war stolz, seine Stirn hoch, seine Haut leicht gebräunt durch die Sonne des Südens; er hatte scharfe Züge, schwarze Haare — das Aussehen eines kühnen Mannes, gewöhnt daran, den Willen Anderer sich vor dem seinigen beugen zu sehen.

„Mein Herr," sagte der Doctor, indem er ihn anredete, „Sie sind, wenn ich mich nicht täusche, Herr Manuel von Portalègre und kommen aus Lissabon?"

„Ja, mein Herr," erwiderte der Andere, ohne sein Staunen zu verbergen und, indem er durch seinen Blick das Verlangen aussprach, den Grund einer solchen Anrede zu erfahren.

„Mein Herr," entgegnete Berthold, „die Person, welche Sie hier erwarten, kann vor einer Stunde nicht kommen. Sollte es Ihnen daher wohl angenehm sein, mir diese Zeit zu gewähren und mich durch Ihre Aufmerksamkeit zu ehren?"

„Mein Herr, ich weiß nicht, wer Sie sind. Aber ich sehe dafür kein Hinderniß. Es wird mich daher auch freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Der junge Mann zog ein elegantes Etui aus der Tasche und bot dem Doctor eine Cigarre, die derselbe annahm.

„Mein Herr, ich heiße Berthold und bin Ihr Amtsgenosse, Doctor der Medicin der Facultät von Paris, Ihnen zu dienen.“

„Ich, mein Herr, bin Doctor der Facultät von Coimbra,“ erwiderte der Portugiese.

„Don Manuel, Sie haben Talent; aber Sie sind arm. Sie wollen in Paris das Glück suchen, und besitzen, wie man sagt, den Vortheil eines unfehlbaren und geheimen Mittels gegen gewisse organische Krankheiten. Dadurch hoffen Sie binnen kurzer Zeit zu der Berühmtheit zu gelangen. Ich will Ihnen keine Furcht vor der Facultät von Paris einflößen, die vor Geheimmitteln einen Abscheu hegt, weil die ihrigen sich größtentheils auf Versuche, Vorurtheile und Irrthümer stützen; aber die Laufbahn eines Arztes ist etwas Mißliches. Ein Nichts kann sie glänzend machen, ein Nichts kann aber auch ihr Beginnen hemmen.“

„Mein Herr, ich werde Arzt der Frauen sein; und Sie wissen wohl, ob diesen das Glück lächelt.“

„Einverstanden; allein es gibt noch etwas Besseres, wie die Stellung eines Arztes — das ist die eines Mannes, der sich lediglich mit der Sorge für sein Vergnügen zu beschäftigen hat und dessen Willen auf kein Hinderniß trifft, so oft es sich darum handelt, sie zu befriedigen.“

„Richtig, mein Herr. Ich schwöre Ihnen, daß ich ein müßiges und glänzendes Leben bei Weitem der Arbeit vorziehen würde, welche selbst das ehrenwertheste Geschäft mir gewährt. Ich gestehe das ohne Scham. Ich bin Arzt, weil mein Vater mir keinen Sou hinterließ, indem er sich bei seinen Berechnungen der Zukunft getäuscht hatte.“

„Ich kenne seine Berechnungen. Obgleich Sie jünger sind, als Ihre Cousine, Donna Leonora, wollte er Sie mit derselben verbinden."

„Das ist wahr."

„Und dann würden Sie der Besitzer des ungeheuren Vermögens der Castel-Branco. Die alte Marquise zog in der That den Adel der Portalègre dem der Fereira vor. Bedauern Sie dies Vermögen nicht?"

Don Manuel sah den Fremden auf eine eigenthümliche Weise an, welche in jeder Sprache bedeutet:

„Sie sind sehr neugierig!"

„Verzeihung!" sagte Berthold. „Ich that die Frage, weil ich Ihnen dies Vermögen auf eine zuverlässige Weise zurückgeben kann. „Es ist mir nicht unbekannt, daß die alte Marquise im Geheimen die Hoffnung nährt, Sie würden ihre Enkelin heirathen; aber für eine solche Verbindung gibt es ein wichtiges Hinderniß — es gibt sogar deren mehre."

„So?" sagte Manuel de Portalègre. „Es scheint, mein Herr, daß Sie alle unsere kleinen Familiengeheimnisse ziemlich gut kennen?"

„Ganz genau. Das erste Hinderniß besteht, wie ich glaube, in dem Widerstande, den der Vater des jungen Mädchens gegen Sie leisten würde; — dann gibt es noch ein anderes von einer fürchterlicheren Art und über welches Sie mich anzuhören sich nicht werden enthalten können."

„Indeß, mein Herr," erwiderte der junge Mann, „bemerken Sie, daß ich bei dieser Unterhaltung eine seltene Gefälligkeit beweise. — Mir scheint, als käme ich nach Frankreich nicht ohne einen Schein der Hoffnung, da ich von der ganzen Familie erwartet werde."

„Mein lieber Herr, Sie sind des Gelingens so wenig gewiß, daß eben darin das Geheimniß Ihrer Gefälligkeit

„Wenn ich meine Freiheit kaufe, breche ich nicht mit Ihnen.“

„Sie verstehen mich nicht, mein lieber Herr. Ich nehme für den Augenblick an, die Hand auf das Gewissen, die Hand in die Ihrige, wenn Sie wollen, daß Sie die Comtesse da Fereira nimmermehr heirathen, wenn Sie das Pique-Aß verlassen. Wenn Sie sie nun aber nicht heirathen, womit denken Sie dann Ihre Freiheit zu erkaufen?“

„Das ist also ein Abgrund!“ rief Manuel, der sich von einem Schwindel erfaßt fühlte, indem er den Sinn dieser Gründe ahnete, deren Tragweite ihm aber entging.

„Was hindert Sie, der portugiesische Theilnehmer zu werden, der uns in diesem Augenblicke mangelt; Sie können leicht die Selbstständigkeit der Ehre mit den Ehren des Whist oder des Roulettes vereinigen; und ein Mann, der so reich an eingestandenen und rechtmäßigen Gütern ist, würde stets eine Art von Schutzwehr für die Gesellschaft sein.“

„Nun wohl, ich verzichte auf die Comtesse da Fereira, wenn Sie mich frei lassen.“

„Junger Mann, Sie haben den Fuß auf einen verhängnißvollen Weg gesetzt und müssen denselben verfolgen. Sehen Sie mich an! Meine Haare sind vor der Zeit weiß geworden. Glauben Sie, daß ich nicht tausend Mal den Tag, die Stunde, die Minute verfluchte, zu welcher mir der Gedanke kam, von dem liebenswürdigen und verbrecherischen Laster den Reichthum zu verlangen, den, wie ich jetzt leider zu spät erkenne, die Arbeit mir hätte gewähren können? Sprechen Sie daher nicht von Großmuth zu einem alten, erfahrenen Manne, dessen Herz gegen alle guten menschlichen Gefühle gestählt ist. Ich wurde unglücklich durch das Pique-Aß; ich will bei Anderen die Leiden sehen, die ich selbst erduldete.“

„Nun wohl denn — es sei — der Krieg! Aber sehen Sie sich vor; das Leben gilt mir nichts, wenn ich ein Verlangen befriedigen will."

„Das weiß ich. Gleichwohl will ich Sie nicht als Verräther behandeln. Ich weiß, wen Sie hier erwarten: es ist die Gräfin da Fereira —"

„Still, Unglücklicher!" rief Manuel. „Kein Wort weiter!"

„Sie sind ihr Liebhaber," fuhr Berthold fort, ohne sich irre machen zu lassen, „dadurch halten wir Sie — zunächst."

„Ha!" rief Manuel, indem er sich auf einen Hügel niederwarf, den Kopf in die Hände barg und von einer unterdrückten Wuth erfaßt wurde, die sich durch Thränen verrieth.

„Denken Sie nach, Don Manuel. Ich werde Sie diesen Abend in dem Hôtel sprechen. Auf Wiedersehen!"

Der Doctor betrachtete ihn lächelnd mit dem Ausdrucke des Triumphes und that einige Schritte, um sich zu entfernen. Aber noch war er nicht zehn Schritte gegangen, als er sich plötzlich an der Gurgel gepackt fühlte und unfähig war, sich zu rühren.

Es war Manuel, der auf ihn zusprang, wie der Tiger aus den Dschungeln.

„Elender!" rief er, „Du sollst mit diesem Geheimniß nicht weit gehen!"

Berthold öffnete den Mund, aber er konnte kein einziges Wort hervorbringen. Zugleich fühlte er einen kalten Ring auf seine Stirn sich drücken.

Eine Secunde darauf ertönte in den Ruinen ein Schuß und der Unglückliche sank mit zerschmettertem Schädel an dem Fuße von dem Thurme Wilhelms des Eroberers nieder.

Berthold hatte noch die Kraft, zu sprechen, ehe er den letzten Seufzer aushauchte.

„Das Geheimniß," sagte er, „gehört den XXVI.!"

Damit starb er.

„Nun wohl," antwortete Manuel mit einer finsteren Entschlossenheit, „so werde ich die XXVI. tödten!"

In demselben Augenblicke, in welchem der Schuß fiel, erschien eine Frau auf der Höhe des Weges und stürzte athemlos und entsetzt auf den Schauplatz des Verbrechens zu, das ohne andere Zeugen blieb.

Es war die Gräfin.

„Manuel," rief sie, „was hast Du gethan?"

„Leonore," erwiderte der junge Mann, — „das kostet mich Deine Liebe!"

„O, laß uns fliehen — eile so schnell als möglich nach Paris und kehre von dort über Havre nach Trouville zurück — daß man nicht ahnet, Du seiest schon hier gewesen!"

„Leonore, die erste Stunde unserer Liebe ist befleckt mit Blut!"

„Weshalb hast Du ihn getödtet?"

„Er würde uns in das Verderben gestürzt haben," sagte Manuel, indem er die Taschen der Leiche durchsuchte und die darin gefundenen Papiere prüfte. — „Sieh," fügte er hinzu, „die Abschrift meines letzten Briefes."

„Der Elende!" rief die Gräfin.

Portalègre erhob sich und sagte:

„Der Kampf wird großartig sein; sie sind nicht vorbereitet, ich aber bin es."

„Was willst Du sagen, Manuel?"

„Nichts! Eilen wir hinweg."

Sie trennten sich, allein kaum hatte Leonore zwanzig Schritte gemacht, als sie ihr Pferd anhielt und ihrem Geliebten einen Kuß zuwarf.

„Ich liebe Dich!“ flüsterte sie leise im Hauche der Luft.

Manuel sah sie sich entfernen und sagte dann trübe:

„Sie ist schön, sehr schön — aber ich liebe sie nicht mehr!“

Zweiter Theil.

I.

Marienblumen's Bewerber.

Während diese Begebenheiten sich in dem Schlosse Wilhelms des Eroberers zutrugen, war der Graf von seinem kleinen Seeausfluge zurückgekehrt, und ohne sich viel um die Abwesenheit seiner Frau zu bekümmern, begab er sich zu seiner Schwiegermutter; Marienblume las derselben vor und unterbrach sich darin, als er eintrat.

Sechzehn Jahre waren über das Haupt des Grafen da Fereira hingegangen, und kaum hatte sich der Einfluß dieser Zeit auf seinem gebräunten Gesichte bemerkbar gemacht, so verständig und practisch war die Sorgfalt, mit welcher dieser bejahrte Lion die Spuren zu verwischen verstand. Ein näherer Beobachter würde sich indeß nicht getäuscht haben, hätte er seine Augen geprüft, deren falscher Blick, wenn auch von außerordentlichem Glanze, nicht jene Reinheit der Jugend bewahrt hatte, welche keine Kunst zu ersetzen vermag. Seine Stirn zeigte, trotz seiner Ausschweifungen, und Dank einer beständig beobachteten Gleichmüthigkeit, nicht jene horizontalen Falten, die, wenn sie sich einmal in die Haut eingegraben haben, allen Salben und ausgezeich-

neten Schönheitsmitteln widerstehen. Sein Haar endlich hatte seine ganze Reinheit bewahrt.

Freilich aber muß man gestehen, daß sein Kammerdiener jeden Morgen sorgfältig und mit kleinlicher Aufmerksamkeit die Spuren des Alters entfernte, ohne daß dadurch sichtliche Lücken entstanden.

„Weshalb fährst Du nicht fort in Deiner Lectüre, mein Kind?“ fragte der Graf mit einer Stimme, die er jedes Mal auffallend milderte, wenn er mit Der sprach, welche, wie er nur zu gut wußte, blos dem Namen nach seine Tochter war.

„Mein Vater“, entgegnete Marienblume furchtsam, denn obgleich sie zu dem sogenannten Alter der Vernunft gelangt war, zitterte sie unter dem Blick oder bei der Annäherung Dessen, den zu achten und zu lieben ihre Pflicht gebot.

„Was ist das für ein Buch?“

Marienblume zeigte ihm den Titel und schloß dann das Buch. Es war ein Band der Gedichte Victor Hugo's, und der Graf fühlte sich innerlich verletzt, denn er erkannte, daß das junge Mädchen ihn für unfähig hielt, die Schönheit der Verse des großen Dichters, des französischen Dante, zu empfinden.

„Haben Sie eine glückliche Fahrt gemacht, mein Vater?“ fragte sie.

„Zwei Stunden der Anstrengung, das war Alles“, erwiderte der Graf.

Das junge Mädchen schob ihm einen Armsessel hin und legte in diese so einfache Bewegung eine unaussprechliche Anmuth, einen solchen Zauber, daß er ihr noch mit dem Blicke folgte, als sie schon auf ihren Platz zurückgekehrt war und ihr Buch wieder genommen hatte, zur Fortsetzung der Lectüre den Befehl ihrer Großmutter erwartend.

„Und mit wem waren Sie in Ihrem Boote, mein Vater?"

„Mit fünf der Herren, unter denen auch Herr v. Méran und Herr v. Froidfond sich befanden."

„Deshalb also", sagte die Marquise, „haben wir Herrn v. Froidfond diesen Morgen nicht gesehen; ich war daher verwundert über die Abwesenheit meines Cavaliere servente."

„Herr v. Froidfond ist in der That sehr liebenswürdig", sagte Marienblume.

„Und dann würde man auch nimmermehr vermuthen, daß er fünfundvierzig Jahre wenigstens alt ist, nicht wahr, Graf?"

„Ja, er ist in meinem Alter — vielleicht etwas jünger —"

„O, das würde ich nimmermehr glauben, mein Vater. Sie scheinen gewiß nur vierzig Jahre alt zu sein, er aber, Herr v. Froidfond, ist sechzig, darauf möchte ich wetten!"

„Du übertreibst, mein Kind."

„O nein! Aber haben Sie denn niemals bemerkt, daß seine Augen und seine Stirn voller Runzeln sind und daß er geschminkt ist wie ein Schauspieler? Ach, wie sehr mißfällt er mir!"

„Meine Tochter", sagte der Graf mit großer Ernsthaftigkeit, „Herr v. Froidfond ist ein vollendeter Edelmann, und abgesehen von seinen hunderttausend Livres Renten, auch General-Secretär im Ministerium des —"

„Ei, was beweist das, mein Vater; das macht ihn nicht um eine Woche jünger — im Gegentheil!"

„Wenigstens, mein Kind, behalte Deine Betrachtungen für Dich, wenn Leute zugegen sind, denn es ist für mich nothwendig, der Freund des Herrn v. Froidfond zu bleiben."

„Ja, mein Vater, ich werde das Ihretwillen thun."

„Ich habe mit Deiner guten Mama zu sprechen, Marienblume; sei daher so gut, uns zu verlassen, und bitte Deine Mutter, daß sie zu uns kömmt."

„Ich gehe, mein Vater; aber was meine Mutter betrifft, so ist sie ausgegangen, für den ganzen Tag, glaube ich."

Marienblume entfernte sich, begleitet von dem bewundernden Blicke des Grafen, dem keine ihrer Bewegungen entging und der sogar die geringste Falte ihrer Robe zu studiren schien.

„Ist sie nicht anbetungswürdig?" rief die Marquise, als sie verschwunden war.

„Anbetungswürdig — ja!" antwortete Don Juan mit Ueberzeugung und indem er die Augenbrauen zusammenzog.

„Sie hegt keine große Sympathie für Herrn von Froidfond!"

„Um so schlimmer," sagte der Graf, „um so schlimmer!"

„Wie so das? Ich bitte Sie, welch ein Zusammenhang kann zwischen den Sympathien dieses theuren Kindes und der mehr oder minder angenehmen und geschminkten Person dieses Herrn sein?"

„Marquise, ich muß Ihnen sagen, was vorgeht, und ich bin gewiß, daß Sie Ihre Billigung den Plänen gewähren, die ich nähre. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich nicht ganz auf das diplomatische Leben Verzicht geleistet habe und daß meine ehemaligen Dienste noch immer zu rechter Zeit erwähnt werden können, wenn die Rede davon sein sollte, meine Ansprüche geltend zu machen. Ich habe gleich so vielen anderen meiner Freunde die Albernheit begangen, der alten monarchischen Partei treu zu bleiben, und ich bemerkte vielleicht zu spät, daß diese Berechnung des Ehrgeizes nichts war, als ein falsches Manöver. Der Köder

der Stellen hat seine Lawine von Bewerbern, und Die, welche gegenwärtig widerriefen, haben eine unendliche Mühe, ihr Ziel zu erreichen. Sie ernten, was sie gesäet haben: das Mißtrauen. Indeß habe ich das Glück, sehr enge mit Herrn von Froidfond verbunden zu sein, und ich wußte mich seines Geistes so zu bemächtigen, daß ich mit dem Beistande einiger Zugeständnisse und eines bestimmten Versprechens zu seinen Gunsten überzeugt sein darf, in den Staatsrath zu kommen, oder eine Gesandtschaft zu erhalten.

„Das ist sehr gut," sagte die Marquise, welche auch ihrerseits glühend wünschte, den Namen ihres Schwiegersohnes wieder einige Wichtigkeit gewinnen zu sehen. — „Aber welche Zugeständnisse haben Sie gemacht?"

„Zunächst die meiner Meinungen."

„Das ist sehr wenig; gehen wir darüber hinweg," sagte die Witwe mit einem spöttischen Lächeln. — „Um welche bestimmte Versprechung handelt es sich?"

„Marquise, Herr von Froidfond ist reich und nimmt eine hohe Stellung ein — er hat die Aussicht, einst Minister zu werden!"

„Ja, er ist ein sehr ehrenwerther Mann und von dem höchsten Talent!"

„Er führt überdies einen der ältesten Namen des französischen Adels."

„Einverstanden! — Man würde nicht nöthig haben, seinen Titel zu prüfen, wie die so vieler Anderer."

„Nun wohl, Marquise, ich habe für ihn daran gedacht — und der theure Froidfond ist darüber entzückt, außer sich, wahnsinnig vor Freude —"

„Kommen Sie zu Ende."

„Ich habe daran gedacht, ihn zu verheirathen."

„Nicht übel! Nicht übel!“ sagte die Marquise, „und mit einer Frau, die Ihnen ergeben ist, darauf möchte ich wetten, Sie Taugenichts!“

„Mit einer Frau, die ihrem Manne befehlen würde, ihrem Vater die Stelle zu verschaffen, die er gewählt hätte.“

„Wie?“ sagte Frau von Silveira Castel=Branco mit dem Zeichen des höchsten Erstaunens.

„Sie errathen nicht, Marquise?“

„Im Gegentheil, Graf; ich fürchte wahrhaftig, nur zu gut zu errathen! —“

„Sie — fürchten?“

„Nun, ich bin nicht blind — und ist es wirklich Ihre Absicht, Ihre Tochter dem Herrn von Froidfond zu geben?“

„Ja, Madame — meine Tochter.“

„Wahrlich, Sie sind unsinnig!“

„So wenig, Madame, daß Herr von Froidfond mein Wort hat.“

„Nun gut, so werden Sie es zurücknehmen.“

„Aber, Marquise, das ist eine vortreffliche Verbindung, die wir da schließen würden. Ein großes Vermögen, eine hohe Stellung, ein schöner Name.“

„Wirklich, Graf, Sie flößen mir Mitleid ein! Marienblume, ein anbetungswürdiges Kind, eine Rose der Frische, der Jugend und der Schönheit, einem alten, zahnlosen, geschminkten, moschusduftenden Narren geben, der höchstens gut dazu ist, bei einem Heirathscontracte als Vater oder als Zeuge zu dienen, nimmermehr aber als Bräutigam, nimmermehr! — Eine schöne Thorheit! — Gestehen Sie mir sogleich, mein lieber Schwiegersohn, daß Sie Lust haben, zu lachen und daß Sie unser Kind mit dem Sohne des Herrn von Froidfoud verheirathen wollen.“

„Herr von Froidfond ist nie verheirathet gewesen und hat keinen Sohn.“

„Nun wohl, mein Herr, so achten Sie auf das, was ich Ihnen sagen werde. — Meine Enkelin wird nicht nur diesen ehemals jungen Mann, den Greis, den Sie ihr bestimmen, nicht heirathen, sondern vielmehr den, den ich selbst ihr bestimme.“

„Madame —“

„Das ist mein erstes und mein letztes Wort! — O, beruhigen Sie sich nur, Sie werden über ihn nicht zu erröthen haben, was den Namen betrifft, und das Vermögen — das ist meine Sache. — Das theure Kind wird seinerseits weder gegen das Gesicht, noch gegen das Alter meines Schützlings etwas einzuwenden haben.“

„Marienblume ist ein Kind, dem ich Vernunft beibringen werde!“ sagte der Graf sichtlich aufgeregt.

„Ja! — Und Sie sahen, daß sie soeben noch Dem, welcher Ihre Sympathie besitzt, ein Alter von sechzig Jahren beilegte.“ „Hören Sie, Graf, Sie verstehen nichts von dem Herzen der Weiber und noch weniger von dem Herzen der jungen Mädchen. Das Leben ist kurz; man weiß nicht, wie viel Tage Gott uns bestimmt; kürzen wir diese nicht durch eine Quelle eines Verdrußes, der zu groß oder zu schwer ist. Das Leben ist die Jugend und die Liebe — Marienblume wird einen jungen Mann lieben und heirathen!“

„Einen jungen Mann!“ sagte Don Juan mit dem Ausdruck der Angst und der Eifersucht, „und wie werden Sie einen finden, der dieses anbetungswürdigen jungen Mädchens würdig ist? Nicht unter unseren Bekannten, unter denen ich, wohin ich auch blicke, nur Dummköpfe sehe.“

„Das ist Ihre Schuld! Weshalb umgeben Sie sich nur mit Menschen der Art? Weshalb sind Sie nicht streng

in der Wahl Ihres Umganges? Man sollte beinahe glauben, das wäre Ihrerseits eine Berechnung!"

„Die jetzige Jugend ist wenig werth, Madame; — denn die Börse und Alles, was der Besuch dieser Höhle nach sich zieht, trocknet das Herz aus und beschränkt den Verstand."

„Ich denke deshalb auch nicht daran, unter Ihren Geschäftsleuten einen Mann für unser Kind zu suchen. Ich wundere mich, daß Sie mich in dieser Beziehung nicht errathen."

„Was wollen Sie sagen?"

„Daß Ihr Schwiegersohn ein Portalègre sein muß."

„Das ist nicht das Mittel, mich in Frankreich, in meinem Vaterlande, wieder in Gunst zu bringen."

„Meine Enkelin wird einst Marquise da Silveira Castel-Branco sein, und deshalb muß sie einen Portalègre heirathen, besonders aber muß dieser Portalègre von unserer Familie sein."

„Ha!" sagte Don Juan, welcher jetzt begriff.

„Heute oder morgen wird Ihr Schwiegersohn eintreffen, Graf. Bereiten Sie sich deshalb vor, ihn freundlich zu empfangen."

In diesem Augenblicke trat die Gräfin ein.

Sie warf ihre Reitpeitsche weg und nahm ihren Hut in einer Ecke des Salons ab. Dies gestattete ihr, ihre Verwirrung zu verbergen und ihre Züge ein wenig zu ordnen; allein sie konnte in ihr Gesicht nicht die leiseste Röthe zurückrufen, denn sie blieb marmorweiß. Uebrigens waren der Graf und die Marquise zu sehr mit ihrer eigenen Unterhaltung beschäftigt, um eine große Aufmerksamkeit auf eine Blässe zu richten, welche mit großer Wahrscheinlichkeit als die Folge eines schnellen Rittes bezeichnet werden konnte.

„Gräfin“, sagte Don Juan, „sollten Sie die Ansicht Ihrer Mutter theilen?“

„Ueber was?“ fragte Leonora, indem sie vor einem Spiegel ihr Haar ordnete.

„In Beziehung auf die Heirath Ihrer Tochter.“

„Nun?“

„Wissen Sie, wen sie ihr bestimmt?“

„Wen?“ sagte die Gräfin, indem sie ihr Herz in ihrer Brust so gewaltig klopfen hörte, daß sie sich an ein Möbel stützen mußte.

„Don Manuel, Ihren Cousin.“

„In der That, Don Manuel de Portalègre“, rief die Marquise triumphirend.

Der Graf wendete sich zu seiner Frau und sagte mit eisigem Lächeln:

„Was meinen Sie dazu, Gräfin?“

„Ich meine“, sagte diese, indem sie ihre Worte dem Innersten ihres Herzens entrang, „ich meine, daß Don Manuel sie nicht glücklich machen würde.“

„Ta, ta, ta! Was bringt Dich auf den Gedanken, mein Herzchen?“

„Der Character Marienblumens und der Don Manuels, den ich kenne, und die nicht mit einander sympathisiren.“

„Sehr wahr“, sagte der Graf. „Ich schlug Herrn v. Froidfond vor.“

Die Gräfin sah ihren Mann an und ihr klarer Blick drang ohne Zweifel bis in die geheimsten Gedanken des Grafen, denn er wendete die Augen ab.

„Eine Leiche!“ sagte sie, ohne ihren Widerwillen verbergen zu können. „Sie können nicht daran denken, Graf, das Kind so zu opfern.“

„Es heißt, sie ebenfalls opfern, wenn man sie mit Manuel verheirathet. Ich kenne ihn; er besitzt alle Laster und —“

„Mein Herr, unterbrach ihn die Gräfin, „schonen Sie die Abwesenden, wenn sie unseres Blutes sind!“

„Graf“, nahm die Marquise wieder das Wort, „wir werden Sie bekehren, meine Tochter und ich, und das ist das Wenigste, denn die Millionen gehören uns.“

Der Graf machte eine Bewegung der Ungeduld und die Gräfin richtete auf ihre Mutter einen Blick unbeschreiblichen Schreckens. Sie kam dahin, sich ernstlich zu fragen, ob es, um ein größeres Unglück zu vermeiden, nicht besser wäre, wenn sie der Partei ihres Mannes beiträte, obgleich sie die gehässigen Berechnungen dieser Seele errieth, deren Verderbtheit sie kennen gelernt hatte.

Zum Glück für die verlegenen Theilnehmer dieses Auftrittes wurde an die Thür geklopft.

Ein Diener trat ein.

„Madame,“ sagte er zu der Marquise, „eine Dame wünscht Sie zu sprechen.“

„Wer ist sie?“

„Sie hat ihren Namen nicht genannt; ich halte sie für eine Fremde, und sie wünscht augenblicklich und wegen einer sehr ernsten Sache mit der Frau Marquise zu sprechen.“

„Sie möge eintreten,“ sagte die Witwe.

„Wir verlassen Sie,“ sagten zugleich der Graf und die Gräfin. Beide glücklich, sich entfernen zu können, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen.

Aber der Bediente hielt sie zurück.

„Verzeihung, Herr Graf,“ sagte er; „Verzeihung, Frau Gräfin — aber die Dame wünscht auch mit Ihnen zu sprechen, und ich glaube, wenn sie Sie beisammen fände —“

„Lassen Sie sie eintreten,“ sagte lebhaft die Marquise, die schon sichtlich beunruhigt war und deren Staunen gewiß dem ihrer Kinder nicht nachstand.

Der Diener führte die Besucherin herein.

Es war Margarethe.

II.

Das unauslöschliche Zeichen.

Zur großen Ueberraschung ihrer Verbündeten Yorghi, Boleslav und Gontran und der noch größeren Kingston's, der zufällig bei der Ankunft des Packetbootes auf dem Uferdamme stand, hatte Margarethe, um nach Trouville zu gehen, ihre einfachste Toilette angelegt.

Als sie eintrat, hielten die Marquise und ihre Tochter sie für eine jener guten Familienmütter des reichen Bürgerstandes, welche die Bäder nur wegen der Gesundheit ihrer Kinder besuchen, und die einfach wünschte, mit ihnen eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Indeß überraschte sie das Verlangen, augenblicklich empfangen zu werden.

Der Graf allein begriff, was sie wollen könnte, und zitterte.

Er und Margarethe hatten einen flüchtigen Blick mit einander gewechselt — einen Blick des Entsetzens, des Hasses und der Rache.

Diese vier Personen umgab eine Atmosphäre, die mit Electricität geschwängert war.

„Madame," sagte Margarethe mit großer Ruhe und indem sie sich besonders an die Gräfin Leonore wendete, „Sie sind wahrscheinlich weit entfernt, den Zweck meines Besuches zu ahnen; aber ein einziges Wort wird Ihnen augenblicklich die Tragweite desselben begreiflich machen —"

„Madame,“ sagte der Graf, der sich keine Rechenschaft von seiner Lage zu geben vermochte, und nicht wußte, welche Haltung er annehmen sollte, denn das Schweigen und der Erfolg von sechzehn Jahren hatten ihn so in seiner Sicherheit eingeschläfert, daß er sich niemals auf den Auftritt vorbereitete, der jetzt stattfinden sollte.

„Herr Graf,“ sagte Margarethe, indem sie sich zu ihm wendete, „ich will hoffen, daß Sie es nicht versuchen werden, mir den Mund zu schließen.“

„Indeß —“ wagte Don Juan zu sagen.

„Lassen Sie hören, Madame,“ sagte die Gräfin, „welches ist das Wort, von dem Sie sprechen?“

„Ich komme, Frau Gräfin, um von Der mit Ihnen zu reden, die Sie bis zu diesem Tage und gegen Alle stets Ihre Tochter genannt haben.“

„Ha!“ sagte Leonore, welche so wenig diese Enthüllung erwartet hatte, daß die Worte bei ihr die Wirkung eines Keulenschlages hervorbrachten. — Sie taumelte.

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame!“ rief der Graf heftig. „Es gibt Gesetze —“

„Es gibt Gesetze, Graf, ja, es gibt Gesetze gegen die Räuber von Schätzen, wie es andere Gesetze gegen Kindesräuber gibt.“

„Unglückselige!“

„Was soll das Alles heißen?“ rief die alte Marquise ganz verwirrt. Ihr schwacher Kopf wirbelte plötzlich auf eine eigenthümliche Weise.

„Kein Wort weiter, Madame!“ sagte der Graf.

„Ich werde sprechen, mein Herr, und Sie werden mich sprechen lassen. Uebrigens wende ich mich nicht an Sie, sondern an die Frau Gräfin, die, wie ich sehe, ein Opfer Ihrer abscheulichen Machinationen war.“

„Erklären Sie sich, Madame!“ sagte die Marquise im höchsten Grade verwirrt.

„Ich werde es thun — und obgleich zwei Worte genügten, um unsere gegenseitige Lage zu erklären, will ich doch weiter zurückgehen.“

„Wehe!“ dachte der Graf, indem er die Zähne auf einander biß und die Fäuste wüthend ballte.

„Frau Marquise,“ nahm Margarethe wieder das Wort, „das Schweigen Ihrer Tochter und der Zorn Ihres Schwiegersohnes müssen Ihnen zunächst beweisen, daß mein Schritt nichts hat, was nach Betrug aussähe, — blicken Sie sie an!“

„Graf,“ sagte die Marquise, „erklären Sie mir —“

„Er wird es nicht wagen; ich will es statt seiner thun. Vor sechzehn Jahren wurden zwei Kinder an demselben Tage, glaube ich, geboren; das eine aber war krank und schwächlich und zum Tode verurtheilt, während das andere gesund und kräftig war und ein langes Leben verhieß. Das eine wurde geboren durch die Gräfin da Fereira, das andere durch eine arme Frau, welche Margarethe Kerléis hieß. Das, welches nicht leben konnte, starb, und in einer Nacht, während einer Abwesenheit der Mutter des andern, ward ihr Kind entführt.

„Lüge!“ rief der Graf.

„Ja, Madame, das sterbende Kind war das der Gräfin.“

„Also ist Marienblume —“, rief die Marquise.

„Marienblume ist die Tochter jener Margarethe Kerléis“, sagte Margarethe mit scharfem Tone.

„Lüge! Lüge!“ rief wiederholt der Graf, indem er drohend aufsprang.

„Frau Marquise“, sagte Margarethe, ohne zu erschrecken, „fragen Sie Ihre Tochter, ob ich die Wahrheit sage.“

„Leonore", sagte die Marquise mit verstörtem Blicke und thränenfeuchten Augen, „meine Leonore, ist es wahr?"

„Es ist wahr!" sagte die Gräfin, indem sie vor ihrer Mutter auf die Knie sank.

„Ha, die Nichtswürdigen!" rief die Witwe, indem sie sich in ihrem Sessel zurückwarf.

„Sie tödten sie!" sagte Fereira, auf die Marquise deutend.

„Was kümmert das mich! Ich will, daß Licht werde, und es ist geschehen!"

„Gehen Sie, Madame, gehen Sie!"

„Nicht, ehe Marienblume mir zurückgegeben ist."

„Und was wollen Sie mit ihr anfangen?" sagte der Graf mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung.

„Ich will sie ihrer Mutter zurückgeben — ihrer wirklichen Mutter", sagte Margaretha mit so leiser Stimme, daß der Graf sie kaum verstehen konnte.

„Einem verlornen Weibe!" antwortete er ebenso.

„O beruhigen Sie sich!" entgegnete Margarethe, „ihre Reinheit wird darüber nicht zu erröthen haben. —"

Aber die Marquise erholte sich bald aus ihrer Betäubung.

„Diese Frau", sagte sie, indem sie Margarethe erblickte, „sie ist noch hier?"

„Ich erwarte", sagte die Bretagnerin, „daß man mir Marienblume zurückgibt."

„Nimmermehr!" rief der Graf.

„Aber das ist ja unmöglich!" rief die Witwe. „Das Alles ist ein entsetzlicher Traum!"

„Nein, Madame, es ist die Wirklichkeit und Sie werden sich nicht länger zur Mitschuldigen eines abscheulichen Betruges und einer gotteslästerlichen Berechnung machen!"

„Aber ich liebe sie!“ rief Donna Isabella ganz in Thränen.

„Sie lieben sie? Ich glaube es, Sie müssen ein gutes, edles Herz haben! Man sagt es mir; aber sehen Sie Die an, die stets für ihre Mutter galt; hat sie nur einen einzigen Schrei, einen einzigen Seufzer, einen einzigen Ausruf des Bedauerns gethan? Nein! Sie seufzte stets unter dem harten Gesetze ihres Gemals, der ihr ein Kind aufdrang, welches nicht aus ihrem Schooße entsprang, und ich bin überzeugt, daß sie sich nicht widersetzen wird, Marienblume ihrer wirklichen Mutter zurückzugeben.“

„Leonore —“

„Nicht wahr, Gräfin, Sie willigen ein?“ fragte die Bretagnerin mit gebieterischem Tone.

„Ja — führen Sie sie fort — führen Sie sie fort“, sagte die Gräfin, „denn bei ihrem Anblick habe ich seit sechzehn Jahren stets gefühlt, wie die Thränen der Verzweiflung mir in das Herz traten, und ich gestehe, daß mein Mund ihr nie den süßen Namen der Tochter geben konnte. — Ich klage mich an — ja, aus dem Grunde meiner Seele — daß es eine verabscheuungswerthe Handlung war, die wir begingen und daß es gerecht ist, wenn sie ihre Strafe empfängt.“

„Sehen Sie, Frau Marquise“, sagte Margarethe triumphirend.

„Diese Frau lügt!“ rief der Graf, welcher die Keckheit versuchen wollte; „sie ist wahnsinnig; ich will —“

„Herr Graf da Fereira, sehen Sie sich vor; es gibt Zeugen Ihres Verbrechens, zahlreichere Zeugen, als Sie vielleicht glauben, und ich könnte Sie, ohne Furcht, Lügen gestraft zu werden, überführen!“

„Sie werden es nicht wagen!“

„Sie, Graf, Sie sind wahnsinnig!"

„Aber Marienblume wird Ihnen nicht folgen wollen!"

„Glauben Sie das? — Ich denke es nicht! — Ich weiß — man hat mir gesagt, sie habe ein edles Herz, und sie wird, davon bin ich überzeugt, nicht fortfahren wollen, den Platz, den Rang und den Namen einzunehmen, die ihr nicht gebühren!"

„Sie wird nichts erfahren und die Tochter der Fereirá und der Castel-Branco bleiben."

„Glauben Sie das, Graf? — Wohl, so schwöre ich Ihnen, wenn Sie nicht etwa mich tödten, um meine Stimme zu ersticken, daß ich stets gegenwärtig sein werde, um ihr überall, wo sie ist, zu sagen: Marienblume, Ihr Name, Ihr Reichthum, gehören Ihnen nicht; Sie haben sie gestohlen!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Salons und Marienblume erschien, schön, ruhig, aber blaß.

„Nein, Madame," sagte sie, indem sie vortrat, „Sie werden mir das nimmermehr zum Vorwurf machen, denn ich bin bereit, Ihnen zu folgen, wenn Sie mir schwören, mich zu meiner Mutter zu bringen."

Das Schweigen des Todes folgte dieser letzten und langsam ausgesprochenen Erklärung des jungen Mädchens.

Die Marquise war von plötzlichem Schrecken ergriffen, ihr theures Kind sie verlassen zu sehen, das, auf welchem das ganze Glück und die ganze Freude ihrer Existenz beruhte. — Sie stimmte ein in die Berechnungen ihres Schwiegersohnes und machte sich unmittelbar und ohne Ueberlegung, getrieben durch eine göttliche Regung der Liebe, zur Mitschuldigen Derer, welchen es gelungen war, sie so lange zu täuschen.

„Mein Kind," sagte sie, „man betrügt Dich und Du bist wirklich meine Tochter und die Leonorens."

„Sie glaubt Ihnen nicht, Madame," sagte Margarethe, indem sie auf das verstörte Gesicht Marienblumens zeigte.

„Sie haben für das Alles keine Beweise!" rief die Marquise.

„Beweise? Bedarf ich ihrer? — Und überdies gibt es einen Beweis, der seit sechzehn Jahren beredt sprechen muß, einen Beweis, gegen den es keinen Einwurf gibt. — Die Tochter der Margarethe Kerléis — die Tochter — meiner Schwester —" denn Margarethe wollte sich noch nicht zu erkennen geben, weil sie sich dessen nicht für würdig hielt — „die Tochter der Margarethe Kerléis," fuhr sie fort, „hat auf der Brust die unauslöschlichen Buchstaben F. und K."

„Ha!" rief Marienblume entsetzt.

„Das ist eine Lüge!" rief die Marquise; „wenn dieses Zeichen vorhanden wäre, hätte ich es gesehen."

„Fräulein, wollen Sie es wagen, mich Lügen zu strafen?" fragte Margarethe mit einem Tone wilder Autorität.

„Nein, Madame!" erwiderte Marienblume entschieden.

Und mit einer Bewegung erhabener Schamlosigkeit riß das junge Mädchen sein Gazekleid aus einander, entblößte ihren vollen, reizenden Busen und zeigte die Buchstaben, die genannt worden und unter ihrer rechten Brust in blauer Farbe eingegraben waren.

„Hier ist das Zeichen!" rief sie.

„Es ist also wahr!" schrie die Marquise vernichtet.

„Und jetzt, Madame," fuhr Marienblume fort, „jetzt werden Sie mich zu meiner Mutter führen."

III.

Auf dem Wege nach Paris.

Der Graf und die Gräfin waren vernichtet und hatten Marienblume fortführen lassen, ungeachtet der Thränen und des Widerspruches der Marquise, welche seit sechzehn Jahren daran gewöhnt war, sie als ihre Enkelin zu betrachten und einwilligte, den Betrug ihres Schwiegersohnes zu verzeihen, während sie zugleich ihren Stolz und ihre aristokratischen Ansprüche aufgab. Aber das junge Mädchen hatte plötzlich im Herzen das lebhafte Verlangen gefühlt, ihre Mutter zu sehen. Während der ganzen Kindheit der heiligen Zuneigung beraubt, die durch nichts ersetzt werden kann, sehnte sie sich nach dem Glücke, an den Mutterbusen gedrückt zu werden. Die Kälte, die Art von Gleichgiltigkeit, durch die sie sich stets gekränkt gefühlt hatte, sobald sie sich selbst prüfte, und die kindlichen Freuden ihrer Freundinnen im Kloster mit der ihrigen verglich; die ganze gezwungene Vergangenheit ohne Zuneigung zeigte sich in glühenden Zügen ihren Augen und erregte in ihr den Wunsch, eiligst einem Hause zu entfliehen, in dem sie sich beinahe stets unbehaglich gefühlt hatte.

Sie richtete keine Art der Beachtung auf die Glossen, welche die Welt über ihr Verschwinden machen könnte; nur, indem sie die Marquise umarmte, empfand sie lebhaftes Bedauern und tiefen Schmerz.

Uebrigens erschien es ihr minder grausam, während des vorübergehenden Aufenthaltes in Trouville zu scheiden, als aus dem Hôtel in der Rue des Ecuries d'Artois, wo sie wohnte; an den Luxus und die glänzende Existenz, die sie aufgab, dachte sie nicht einmal.

Margarethe, die, wie man sah, aus einem Rest des Schamgefühls und besonders nach den Rathschlägen des Abbé Morel — des Almoseniers des Hôtel Dieu — sich zuerst ihrer Tochter nur als die Schwester ihrer Mutter zu erkennen gab, handelte, führte Marienblume nach dem Hôtel zum goldenen Arm, wo sie abgestiegen war.

Hier fanden sie den Abbé Morel.

Marienblume, die sich glücklich fühlte, eine Mutter zu finden und die Zeugnisse ihrer Ahnungen rechtfertigen, besonders aber den Mangel der Liebe entschuldigen zu sehen, welche sie für ihre Eltern gefühlt hatte, denen sie stets eine große Kälte zum Vorwurf machte, — Marienblume war heftig aufgeregt. Margarethe rechnete viel auf den Einfluß und das Wort des würdigen Abbé, um die Aufregung dieses jungen Herzens zu besiegen — um das Kind auf das neue Leben, welches sie führen sollte, vorzubereiten.

Es war eine große Schonung erforderlich, um sie dahin zu bringen, mit Geduld die Verzögerung des Zusammentreffens mit ihrer Mutter zu ertragen. Besonders durfte man ihr nicht die Fähigkeit lassen, sich nach der Familie, der sie entfloh, zurückzusehnen.

Margarethe hatte die Sache nicht hinlänglich überlegt.

Ehe sie so ihre Tochter zurückforderte, hätte sie daran denken müssen, dem Herzen derselben irgend eine Nahrung zu gewähren; sie durfte sie nicht der Gefahr aussetzen, plötzlich eine große Leere zu empfinden, wie die, welche nothwendigerweise bei ihr durch die mindestens zweifelhafte

Existenz der Königin einer verbrecherischen Verbindung entstehen mußte.

Der Abbé Morel kannte zwar nicht das ganze Leben dieser Frau, allein er ahnete einen Theil der Wahrheit. Er schrieb der Freigebigkeit einiger unbekannten Beschützer den Luxus zu, in dessen Mitte er sie gefunden hatte; er ging sogar in seinen Vermuthungen noch weiter, aber wenn der würdige Geistliche die Augen vor einer Stellung schloß, welche unglücklicherweise in Paris nur zu viele Beispiele bietet, so willigte er doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung ein, der Mutter seine Mitwirkung zu gewähren, daß die Tochter um keinen Preis in die Atmosphäre des Lasters gebracht werden sollte, in welcher sie selbst athmete.

Margarethe versprach dies und versprach es voll Aufrichtigkeit; denn nicht erst in diesem Augenblicke erröthete sie über die Lage, die sie sich geschaffen hatte. —

„Mein Kind," sagte der Abbé zu Marienblume, „wir wurden durch Ihre Mutter beauftragt, Sie nach Paris zu bringen, aber ich sehe, daß Madame Ihnen noch nicht Alles sagte, was Ihre Mutter von Ihnen verlangt."

„O, sprechen Sie, mein Herr; ihre Wünsche sollen Befehle für mich sein, denen ich mich mit dem Gefühle des Glückes unterwerfe," sagte das junge Mädchen mit der Stimme eines Engels, welche zu dem Herzen des unlauteren Weibes drang und dasselbe schmerzlich zusammenpreßte.

„Indem Sie die reiche Familie verlassen, welche bis zu diesem Tage die Ihrige war, dürfen Sie nicht erwarten, alle die Genüße, alle die Befriedigungen, wieder zu finden, an die Sie gewöhnt sind. Ihre ganze Existenz wird sich ändern. Nicht mehr das vornehme und reiche Mädchen, die Erbin eines großen Namens und eines glänzenden Vermögens, wird ihren Weg durch das Leben nehmen, sondern ein

demüthiges, junges Mädchen, gezwungen, von ihrer Arbeit das tägliche Brot zu verlangen."

„Mein Herr," erwiderte Marienblume, „eine solche Existenz hat nichts, was mich erschreckt, und ich fühle mich ganz bereit, sie gleich heute zu beginnen. Ich bin sogar glücklich, auf diese Weise das Verbrechen büßen zu können, dessen Mitschuldige ich unwissentlich war. Nicht etwa, daß ich die Arbeit als eine Strafe betrachte, aber da meine Hände wenig daran gewöhnt sind, wird das Anfangs peinlich für mich sein. Später werde ich mich stolz fühlen, so die Unabhängigkeit und die Selbstachtung gewinnen zu können."

„Ich danke, Marienblume," sagte Margarethe, indem sie mit Thränen in den Augen auf sie zutrat. „Sie haben ein edles Herz und ich — Ihre Mutter wird sich glücklich fühlen, Sie so bereitwillig das große Opfer bringen zu sehen, welches Ihnen auferlegt wurde."

„Das ist kein Opfer, Madame — es ist eine Pflicht."

Margarethe richtete einen Blick der Verzweiflung auf den Priester, der sie verstand.

„Mein Kind," sagte der Abbé Morel, „Madame ist — die Schwester Ihrer Mutter."

„Ach, Verzeihung," sagte das junge Mädchen, indem sie zu Margarethen eilte, die sie in ihre Arme schloß und zärtlich küßte — „Sie sind meine Tante — ich werde Sie lieben —"

„Ja, Marienblume, Du wirst mich lieben, denn auch ich habe viel gelitten."

Der Priester legte den Finger auf den Mund. Sie schwieg.

„Hören Sie, Fräulein," nahm der Abbé Morel wieder das Wort, „gleich nach Ihrer Ankunft in Paris werden

Sie als Lehrmädchen in ein rechtschaffenes Haus gebracht werden."

„Brechen wir augenblicklich auf, mein Herr!" erwiderte sie, „besonders aber sagen Sie mir, daß ich meine Mutter bald sehen werde."

„Glaube mir, mein Kind, daß ihre Ungeduld, Dich sie „meine Mutter" nennen zu hören, noch größer ist, wie die Deinige."

Eine Stunde darauf war die Postchaise, welche Margarethe nach Trouville gebracht hatte, auf der Straße von Pont l'Evêque und Lisieux, wo die drei Reisenden die Eisenbahn nehmen wollten.

Im Augenblick, als der Wagen in Touques einfuhr, stieß das Dampfboot ab, und Marienblume bog sich zu der Wagenthür hinaus, in der Hoffnung, unter der Menge der Reisenden vielleicht ein bekanntes und befreundetes Gesicht zu erblicken.

Sie sah Niemand, aber sie war von einem jungen Manne erkannt worden, der an der andern Seite der Straße stand und zurückgetreten war, um den Wagen vorüberfahren zu lassen.

Als Kilian — denn er war es — die Postchaise im raschen Laufe erblickte und die unbekannten Personen sah, die das junge Mädchen begleiteten und zu entführen schienen, da hatte er einen Augenblick den Gedanken, vorwärts zu springen und sich der eiligen Reise zu widersetzen, auf die Gefahr hin, auf dem Straßenpflaster zerschmettert zu werden. Aber eine kräftige Hand zog ihn noch zu rechter Zeit zurück.

Es war die des Engländers Kingston.

„Ei, mein lieber Herr Kilian", rief er, „Sie hätten sich beinahe überfahren lassen."

Der junge Mann sah ihn mit irren Blicken an, die er dann wieder auf den sich rasch entfernenden Wagen richtete, dessen Einholung schon nicht mehr möglich war.

„Ich träumte“, dachte er.

„Sie kommen von Havre?“

„Nein“, erwiderte Kilian, „ich bin auf dem Puncte, abzureisen.“

„Ach, es ist wahr!“ rief Kingston. „Uebrigens bemerke ich Ihren Freund, den Künstler, und verlasse Sie.“

Er ging nach dem Innern des Dorfes, dessen Hauptstraße eine zahlreiche Menschenmenge erfüllte, die lebhaft aufgeregt zu sein schien.

Ramus erreichte in der That nach wenigen Augenblicken seinen Freund und bot demselben eine Hand, die dieser feucht und zitternd fand.

„Was ist Dir denn, Freund?“ sagte Kilian, dessen Herz sich schmerzlich zusammenzog.

„Du sollst es erfahren. Laß uns gehen“, sagte der Maler, indem er ihn nach der Trouville entgegengesetzten Seite zog, denn die erste Regung Kilians bei dem Anblicke von der Aufregung seines Freundes war, auf seine Abreise zu verzichten.

„Wo willst Du mich denn hinführen?“

„Ich weiß es nicht; doch laß uns gehen.“

„Ramus, Du willst mir irgend etwas verbergen, davon bin ich überzeugt.“

„Nein.“

„Weshalb ziehst Du mich dann nach dieser Seite und scheinst mich verhindern zu wollen, nach Trouville zu gehen?“

„Ich hindere Dich daran nicht.“

„Doch! Du siehst es wohl!“ sagte der Officier ungeduldig.

„Nun wohl“, sagte Ramus, indem er stehen blieb, „ich will Dich von Trouville fortziehen, weil Du in diesem Augenblick dort nur Sorge und Kummer finden könntest.“

„Sie! — Sprich es aus! Was ist ihr begegnet?“

„Ich weiß es nicht. Irgend ein Geheimniß! Man hat mich nicht empfangen und ich vernahm —“

„Was? Komm zu Ende! Du legst mich auf die Folter!“

„Ich erfuhr, daß in Gesellschaft eines Priesters und einer Dame —“

„So war sie es doch! Sie ist fort!“ rief Kilian.

Und er eilte fort in der Richtung, welche der Wagen eingeschlagen hatte, vorüber an der zahlreichen Gruppe von Einwohnern, die ihm den Horizont verbargen; aber jener Wagen war verschwunden.

„Das ist der Weg nach Paris,“ sagte Ramus, indem er ihn einholte, „wir werden sie wiederfinden.“

„Fort, ohne ihre Eltern! — Was bedeutet das? — Ach, Ramus, wir müssen dies Geheimniß erforschen.“

„Einstweilen,“ erwiderte der Künstler, der sich den Bewohnern des Dorfes genähert hatte, „gibt es hier auch eines; laß uns hören.“

Sie vernahmen, ebenso wie Herr Kingston, der stehen geblieben war, daß Touristen die Leiche eines Mannes in den Ruinen des Schlosses Bonneville gefunden hätten und daß sie eiligst heruntergekommen wären, um bei den Behörden Anzeige zu machen.

Man fügte hinzu, eine abgeschossene Pistole, die man in der rechten Hand des Mannes gefunden hätte, ließe auf einen Selbstmord schließen.

Nach dem Signalement der Leiche, besonders aber, indem Kingston die Umstände, sowie das Wenige, was der

Doctor ihm anvertraut hatte, in Erwägung zog, zweifelte er nicht, daß Berthold der Todte sei.

„Wenn der junge Portalègre den Streich geführt hat,“ dachte der Engländer, „so ist er noch stärker, als wir glaubten.“

IV.

Das Lebewohl eines Vaters.

Die Postchaise, welche Marienblume entführte, war schon über das Dorf Canapville hinaus, als eine geringe Strecke hinter den Häusern ein Reiter plötzlich aus einer buschigen Hecke hervorsprengte, sich mitten auf die Straße stellte und dem Postillon mit einer so gebieterischen Bewegung zu halten befahl, daß dieser augenblicklich gehorchte, überzeugt, der Reiter hätte das Recht zu dem Befehle.

Der Reiter näherte sich der Wagenthür.

„Sie, Herr Graf?" rief Margarethe im höchsten Grade erstaunt.

„Ja, Madame; ich habe Ihnen viele Dinge zu sagen, welche die Gräfin nicht hätte hören können, und ich fand kein besseres Mittel, als das, Ihnen hierher voraus zu reiten. — Wollen Sie mir einige Minuten gewähren?"

„Gern," erwiderte Margarethe mit einer Art von Freudigkeit, die ihren Schrecken verbarg, — denn sie wußte, daß der Graf verlegen war — „aber ich steige aus; wir werden dann bequemer miteinander sprechen können."

Sie beeilte sich, den Fuß auf den Boden zu setzen.

Der Graf ahmte ihrem Beispiele nach und knüpfte den Zügel seines Pferdes an eine der hinteren Federn des Wagens.

Beide gingen eine geringe Strecke voraus, denn die Mutter wollte ihre Tochter nicht aus den Augen lassen.

„Margarethe," sagte der Graf, sobald sie allein waren, „Sie müssen über die Leichtigkeit gestaunt haben, mit welcher es Ihnen gelang, uns Marienblume zu entführen."

„Ja und nein, Herr Graf. Ja, weil ich dachte, Sie würden die Gewandtheit besessen haben, die Liebe dieses Kindes in hinlänglichem Grade zu gewinnen, um eine Trennung für sie schmerzlich zu machen — nur sie allein fürchtete ich, denn ich wollte ihr Herz nicht martern. Aber Gott hat das Alles geleitet und ihm sei gedankt, daß Sie so wenig Macht auf ihr Herz gewonnen haben, und daß es sich dadurch bei dem ersten Rufe frei fühlen konnte."

„So fürchteten Sie also nicht von ihrer Seite den Widerstand?"

„Nein, Herr Graf; und Sie werden begreifen, weshalb. Sie können sich wohl denken, daß ich, gleich nachdem ich erfahren hatte, Sie wären es, der mir einst mein Kind raubte, und ehe ich nach Trouville ging, Erkundigungen über alle näheren Umstände einzog, die mir in Beziehung auf Sie zu wissen nöthig waren. Seit den sechzehn Jahren, seit denen jeder Verkehr zwischen uns abgebrochen wurde, mußten natürlich viele Dinge vorgefallen sein, deren Kenntniß für mich wichtig war. Ich vernahm zunächst, daß Sie nicht darauf verzichtet haben, wieder einen wichtigen Posten einzunehmen; davon gingen alle meine Berechnungen aus."

„Wie!"

„Nun, offenbar konnten Sie es nicht wagen, die Zukunft, die Sie träumen, zu compromittiren, indem Sie einen Rechtskampf annehmen. Man läßt da immer einen guten Theil seines Rufes, und zuverlässig den besten, im Stich. Die Advocaten sind so schwatzhaft! Ueberdies hatte ich mich

darnach gewaffnet. Ich dachte daher, daß Sie in ein Abkommen willigen würden.“

„Zwischen Ihnen und mir? Das kann ich kaum begreifen.“

„Ja, es ist wahr, Sie sind ein großer Herr und ich bin nichts, als ein armes, verlorenes Weib, aber ich bin nicht die Einzige meines Gleichen, der es gelang, sich eine unabhängige Stellung zu erringen. Sie wissen, daß man mit Ordnung, einigem Capital und ein wenig Verstand, an der Börse schnell sein Glück machen kann; so reich nun aber auch die Marquise, Ihre Schwiegermutter, ist, befriedigt sie durchaus nicht Ihre prachtliebenden Launen und Sie sind noch immer der mit Schulden überhäufte Don Juan, den ich ehemals kannte, — so daß ich ganz geneigt war, Ihnen mein Kind abzukaufen.“

„So!“ sagte lächelnd der Graf.

„Die Noth flößt mir keine Furcht ein; ich hätte Ihnen Alles gegeben, was ich besitze.“

„Sie sind also sehr reich, Margarethe, meine alte Freundin?“

„Hinreichend, um die Habgier befriedigen zu können, deren ich Sie fähig hielt, wie ich mich anklagen muß.“

„Ach, Margarethe, Sie können es nicht begreifen, daß es ein Alter gibt, in welchem man für die Seele andere Regungen und andere Leidenschaften braucht, als die, welche für die Kinder eine unerläßliche Nahrung ist.“

„Sie täuschen sich, Graf, und der Beweis ist, daß ich mich ganz dem Glücke meiner Tochter widmen will.“

„Sie haben schlecht gehandelt, indem Sie sie mir fortnahmen und hätten sich zuerst an mich wenden sollen.“

„Wie das?“

„Ich hätte Ihnen begreiflich gemacht, was ich Ihnen jetzt sagen will. Das Glück besteht nicht blos darin, gerade vorwärts zu gehen, wie eine Kanonenkugel. Das Leben, wie unsere Sitten, unsere Gewohnheiten, unsere Vorurtheile es uns gebildet haben, ist zum Theil durch das erfüllt, was man das Ehrgefühl nennt. Wenn Sie aber Ihre Lage reiflicher überdacht hätten, so würden Sie begriffen haben, daß es von dem höchsten Interesse für Sie, besonders aber für Ihr Kind ist, es sein Geschick in der Mitte der Familie erfüllen zu lassen, in welcher es aufwuchs. Wir hätten mit einander einen Vertrag schließen können, demzufolge ich Ihnen das Recht gewährt hätte, sie zu sehen, sie zu umarmen und ihren Schritten in der Welt zu folgen, in der sie von der Achtung Aller umgeben ist. Indem Sie sie aber plötzlich der ehrenhaften Umgebung entreißen, in welcher sie bis jetzt lebte, stürzen Sie sie in den Abgrund, der, was Sie auch sagen mögen, durch seine verschlungenen Wurzeln einen Ihrer Füße festhält. Haben Sie das überlegt, Margarethe?"

„Ja", erwiderte sie, den Kopf senkend.

„Und Sie sind nicht davor erbebt, unbesonnene Mutter, die Sie sind?"

„Ich habe Alles abgewogen, Alles berechnet, und unterstützt von den Rathschlägen des ehrwürdigen Abbé, der dort in meinem Wagen ist, faßte ich den Entschluß, gegen den die Ehre nichts einzuwenden haben kann."

„Können Sie mir Ihren Plan nicht anvertrauen?"

„Ihnen, Don Juan, Ihnen, den ich als einen Menschen ohne Grundsätze kennen lernte, und der, wenn nur der Schein gerettet ist, die Ehre ohne Zaudern opfert, deren Anforderungen Sie so wohlgefällig auseinandersetzen?"

„Fürchten Sie nichts, Margarethe," entgegnete der Graf mit einer geschickt gespielten Demuth; „was man auch gesagt haben mag, so habe ich mich doch sehr verändert!"

„Nun wohl, ich kann das vervollständigen, was ich Ihnen schon in Ihrer Wohnung sagte. Meine Absicht ist, Marienblume in ein achtungswerthes Haus zu bringen, ihr einen Stand zu verleihen, sie unabhängig zu machen, fähig, um später die Bewerbungen eines ehrenhaften Mannes annehmen zu können. Mein Vermögen wird wenig für sie sein, denn obgleich es mir gehört, erkenne ich doch seinen Ursprung als nicht rein genug, um dadurch meiner Tochter eine Aussteuer zu gewähren, sie müßte denn einen Mann bekommen, der verständig genug ist, um sie wegen des Reichthums frei zu sprechen, dessen Quelle sie selbst vielleicht nicht einmal ahnet. Ich werde dabei den Beistand des Priesters genießen, der uns begleitet und der sich im Voraus der Wiedergewinnung der Ehre widmet, welche meine Tochter mich so glühend wünschen läßt."

„Vortrefflich, Margarethe; das beweist ein großes Herz und ich erwartete nicht weniger von Ihnen. Gestatten Sie mir aber, Ihnen das Eine bemerklich zu machen, daß die weibliche Arbeit in unseren Zeiten eine sehr illusorische Hilfsquelle ist und daß sie nur mit Mühe Den zu ernähren vermag, der es wagt, von ihr den Lebensunterhalt zu fordern. Marienblume ist an den Luxus gewöhnt; erinnern Sie sich daran, daß eben dieser es war, der Sie in das Verderben stürzte, obgleich Sie ihn erst seit wenigen Monaten kannten. — Sie hat sich seit ihrem ersten Lächeln, seit sechzehn Jahren, an die tausend kleinen Genüße des Lebens gewöhnt. Fürchten Sie nicht, daß die Erschütterung zu gewaltig sein wird, wenn sie so plötzlich von dem größten Reichthume in die äußerste Armuth stürzt?"

„Sie hat Herz und Muth; sie nimmt dieses Schicksal an.“

„Sie ist Ihre Tochter und Sie sind eine ausgezeichnete Frau; das überrascht mich daher nicht; aber bedenken Sie, daß Sie da eine furchtbare Verantwortlichkeit auf sich laden.“

„Hören Sie, Don Juan, ich will Ihnen Alles sagen. Ich denke daran, mich zu verheirathen. Mit wem? — das weiß ich nicht; aber mit einem Ehrenmanne, der meinen Plan begreift, der das dazu erforderliche Zartgefühl besitzt und der der verantwortliche Bewahrer meines Vermögens sein wird und im Falle der Noth meine Tochter zur Annahme desselben bewegt.“

Der Graf konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, dessen boshaften Ausdruck Margarethe erfaßte.

„Don Juan, Sie betrügen mich in diesem Augenblicke, darauf möchte ich schwören!“ rief sie.

„Ich, Margarethe?“

„Sie haben verderbliche Zwecke gehabt, indem Sie hierher kamen! Gestehen Sie das!“

„Keine, Margarethe, keine, ich schwöre es Ihnen; ich wollte Ihnen nur die Bemerkungen machen, die Ihre unvorhergesehene Handlung gebot, und dann eine Bitte an Sie richten.“

„Eine Bitte?“

„Glauben Sie, ich hätte seit sechzehn Jahren mit der süßen Gewohnheit leben können, Marienblume meine Tochter nennen zu hören, ohne für dieses Kind eine aufrichtige Zuneigung zu empfinden? Sie ist ein Engel der Aufrichtigkeit und Güte, und sie machte zuerst, daß ich das Leben aus einem neuen Gesichtspuncte betrachte. Die väterliche Liebe hat bei mir jede andere Liebe vernichtet, und Sie versetzten meinem Herzen eine furchtbare Wunde, indem sie

mich plötzlich dieses höchsten Glückes beraubten. Im Namen unserer alten Freundschaft, Margarethe, im Namen der Liebe, die Sie für Ihr Kind hegen, flehe ich Sie an, die Bitte nicht zurückzuweisen, die ich an Sie richten will. Versprechen Sie mir das im Voraus!"

„Was wollen Sie, Herr Graf?"

„Das Versprechen, daß Sie mich oft Die sehen lassen wollen, die ich nicht aufhören werde, zu lieben — wie ein Vater."

"Das kann ich Ihnen nicht versprechen."

„Weshalb nicht?"

„Weil Marienblume dazu bestimmt ist, ein einfaches, bescheidenes Leben zu führen, weil Ihr Anblick sie zu sehr an eine Existenz erinnern würde, die sie ohne den Raub, dessen Sie sich einst schuldig machten, niemals hätte kennen lernen."

„Sie sind grausam, Margarethe."

„Grausam — nein, nur klug, das ist Alles. Ich will nichts von der Gräfin sagen; ich weiß, daß sie Die niemals sehr geliebt hat, welche sie durch Sie gezwungen als ihr Kind annehmen mußte, aber es ist möglich, daß die Marquise, Ihre Schwiegermutter, die sie leidenschaftlich liebt, an mich dieselbe Forderung stellt, und ich will keine Ausnahme machen."

„Wenn ich Ihnen aber die vollständigste Zurückhaltung verspreche —"

„Nein, mein Herr, nein."

„Sehen Sie sich vor, Margarethe", sagte Fereira, indem er mit den Zähnen knirschte.

„Graf, seien Sie vernünftig; setzen Sie sich an meine Stelle und sagen Sie mir dann, ob Sie nicht ebenso handeln würden, wie ich."

„Sie zeigen dabei eine Strenge, welche zu tadeln Ihre Tochter vielleicht eines Tages die Erste sein wird.“

„Nein, sie wird mir nie darüber zürnen, daß ich daran arbeitete, ihr Kummer und Täuschungen zu ersparen.“

„Was bürgt Ihnen dafür?“

„Die Reinheit meiner Absichten.“

„Sie wissen, daß die Hölle damit gepflastert ist, Margarethe! — Sehen Sie sich vor!“

„Nochmals? — Sind Sie denn mein Feind?“

„Nein und hundertmal nein! Aber glauben Sie mir, es liegt viel weniger Gefahr darin, Ihre Tochter einen Mann, wie ich, dessen Haar grau wird, empfangen zu lassen, einen Mann, den sie lange als ihren Vater küßte — als sie der Gefahr auszusetzen —“

„Welcher Gefahr? — Sprechen Sie es aus —“

„Der Gefahr, eines Tages die traurige Entdeckung dessen zu machen, was ihre Mutter war.“

„Ha!“ rief Margarethe, in das Herz getroffen — „das wäre eine verabscheuenswerthe und nichtswürdige Handlung, Graf, und Sie werden dieselbe nicht begehen!“

„Nein; aber Sie ließen sich soeben ein Wort entschlüpfen, dessen Wichtigkeit Sie vielleicht nicht reiflich erwogen, Margarethe, denn ich will seine Tragweite nicht erfassen.“

„Was wollen Sie sagen?“

„Sie sprachen davon, sich zu verheirathen.“

„Nun?“

„Sind Sie denn Witwe?“

„Seit sechzehn Jahren habe ich keine Nachricht von meinem Manne. Ich ließ ihn überall suchen — in der ganzen Bretagne, in allen Häfen, in denen er vielleicht sein Handwerk als Schiffszimmermann ausübte — nichts

konnte mich auf seine Spur bringen. Bei dem Character, den ich an ihm kannte, muß er sich umgebracht haben."

„Um sich wieder zu verheirathen, bedürfen Sie des authentischen Beweises seines Todes, oder einer Abwesenheit von dreißig Jahren."

„Ich werde alle Sterberegister in ganz Frankreich nachschlagen lassen."

„Und wenn er im Auslande starb? Glauben Sie mir, Margarethe, es ist eine eitle Chimäre, die Sie da verfolgen — und wenigstens nutzlos — der Mann, den Sie im Auge haben, müßte denn von einer solchen Ehrenhaftigkeit sein —"

„Ich will es Ihnen nicht verbergen, daß Sie ihn kennen. Er genießt eines ausgezeichneten Rufes —"

„Ein guter Ruf ist etwas werth, besonders wenn er ehrenhaft erworben ist."

„Es ist der Doctor Berthold."

„Ah!" sagte der Graf lächelnd und achselzuckend.

„Ist er nicht ehrenhaft?"

„Hören Sie, Madame, lassen Sie mich einige Abschiedsworte an Marienblume richten; dann werde ich Ihnen eine sehr interessante Geschichte von diesem guten Doctor Berthold erzählen."

„Ach, Don Juan, Sie sind wahrlich ein sonderbarer Mensch!"

Sie erreichten die Postchaise, hinter welcher das noch immer angebundene Pferd des Grafen ungeduldig mit den Hufen auf das Pflaster der Straße schlug.

Margarethe nahm ihren Platz in dem Wagen wieder ein und der Graf stützte sich an die Thür.

„Marienblume," sagte er, indem er die Hand des jungen Mädchens ergriff, „ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Du uns für immer verlassen würdest; ich

wollte Dich noch einmal wiedersehen, mein theures Kind; man zerreißt nicht so plötzlich eine sechzehnjährige Vergangenheit, ohne daß in dem Herzen etwas bricht. Mein Betragen mag strafbar gewesen sein; ich will es nicht versuchen, das zu läugnen, aber Du wirst wenigstens zugeben, daß ich nie aufgehört habe, für Dich die Augen und das Herz des zärtlichsten Vaters zu haben."

„Mein Herr —" sagte das junge Mädchen, in Verlegenheit gesetzt durch den Flammenblick des Grafen.

„Ich begreife, Marienblume, daß man Dir die Pflicht auferlegen muß, mich nicht mehr zu sehen; allein wenn ich das Haupt unter diesem Ausspruche beuge, so wirst Du mir gestatten, nicht wahr, Dir zu sagen, in welchem Grade mein Herz darunter leidet und blutet. — In der Ferne, mein Kind, werde ich nicht aufhören, Dich zu lieben, wie ich Dich seit Deiner Geburt stets geliebt habe, und wenn Du jemals glaubst, meines Armes oder alles Dessen, was mein ist, zu bedürfen, so fürchte Dich nicht, sondern komme überall zu mir und Du wirst sogleich wieder in den Besitz all der Reichthümer treten, die nichts Dir entreißen kann."

„Graf", sagte Margarethe, die Stirn runzelnd, „Sie vergessen —"

„Marienblume, mein Kind, meine angebetete Tochter, glaube es mir, ich liebe Dich!"

„Ha!" rief Margarethe, indem sie einen Schrei ausstieß, den plötzlichen Ausbruch einer fürchterlichen Offenbarung.

Und schnell wie der Blitz richtete sie sich empor und rief heftig zu dem Wagen hinaus:

„Postillon, vorwärts! Was die Pferde laufen wollen! Dreifaches Trinkgeld!"

Die Postchaise setzte sich in Bewegung und flog mit der Schnelligkeit eines Pfeiles dahin.

Der Graf hatte nur so viel Zeit, sich zurückzuwerfen, um nicht seine Füße unter den Rädern zermalmt zu sehen.

Er stieß ein Gebrüll des Zornes aus und wollte sich an den Wagen klammern, aber noch hatte er nicht drei Schritte gethan und schon war er weit entfernt.

Das Pferd des Grafen, welches hinter dem Wagen befestigt war, galoppirte mit demselben und ließ seinen Herrn ohnmächtig, wüthend, allein, mitten auf der Chaussee stehen.

Seit einer Viertelstunde saß er an dem Rande der Straße, vor Wuth seine Nägel beißend, als er von der Seite, auf welcher der Wagen verschwunden war, ruhig einen Reiter im kurzen Trabe daherkommen sah.

Er eilte demselben sogleich entgegen und war ganz erstaunt, als er den Reiter erkannte.

„Manuel!“ rief er, „Du bist es?“

„In eigener Person, mein lieber Graf; ich komme soeben an und Du —?“

„Manuel, ich werde Dir Alles erklären, aber für den Augenblick brauche ich Dein Pferd.“

„Wozu?“

„Was kümmert das Dich? Steige schnell ab.“

„Ha, ich verstehe Dich, Du Don Juan, der Du bist! Um den Frauen nachzueilen, denen ich eben begegnete.“

„Du hast sie gesehen?“

„Ein Engel der Jugend und der Schönheit! Eine wahre Perle!“

„Dein Pferd, Manuel, ich beschwöre Dich!“

„Nun, so nimm es!“ sagte der junge Portugiese, indem er abstieg, „und eile, wohin die Liebe Dich ruft, Du alter Taugenichts!“

„Gehen sie nach Paris?“ fragte sich der Graf, indem er das Pferd bestieg; „ich werde es erfahren.“

Er drückte dem Pferde die Schenkel an und flog davon.

„Nun“, sagte der junge Mann zu sich selbst, „ich sehe, daß die theure Leonore noch immer die glücklichste Frau von der Welt ist.“

V.

Der Vater Bruno.

Marienblume war in gewisser Beziehung der Mittelpunct, um den sich alle Gedanken der vertrauten Freunde ihrer Familie sammelten; ihr Verschwinden war daher das Signal zu einer vollständigen Verödung.

Der Maler Ramus war von der Witwe verabschiedet worden, denn die gute Dame, welche die Beute des Schmerzes war, ihr angebetetes Kind verloren zu haben, hatte kein Herz mehr für die Toilette oder die Sitzungen zu ihrem Bilde. Er war nach Paris zurückgekehrt, und im Gegensatz zu sein'en Kunstgenossen, die stets die letzten Augenblicke erwarten, um an den Gemälden zu arbeiten, die zu der Ausstellung bestimmt sind, benutzte er voll Eifer die langen Tage, welche der Sommer ihm bot, um eine Bestellung zu befördern, die er von dem Ministerium empfangen hatte und die dazu bestimmt war, die Kathedrale einer der größeren Städte Frankreichs zu schmücken, „der letzte Tag des Heidenthumes."

Sein Atelier, an welches eine kleine Wohnung von zwei Zimmern und einem Cabinet stieß, lag dem Gebrauche nach in dem höchsten Theile eines der Flügel eines Hauses in der Rue Chabrol Nr. 40, eben jenem Hause, in welchem Madame Poupinel, die Nähterin, wohnte und deren Thürhüter Protat gewesen war.

Wir sagen gewesen war, denn Dank der Freigebigkeit Margarethens hatte der Trunkenbold seine Träume verwirklichen, das heißt, sich als Weinhändler in Chatou niederlassen können.

Ramus stand früh auf, aber Bonito, sein Diener, noch früher. Das könnte einige Leser überraschen, welche die Gewohnheiten des Negers kennen, oder die sich einer früheren Stelle erinnern, in welcher oberflächlich von Bonito die Rede war. Aber sein scheinbarer Eifer war nur das Resultat tiefer Verstellungskunst und einer bewundernswürdig geordneten Trägheit.

Bonito verließ daher sein Dachzimmer mit Tagesanbruch, reinigte schlecht und recht die Kleider seines Herrn, brachte das Atelier einigermaßen in Ordnung, und sobald er dann den Maler mit Pinsel und Palette in den Händen an der Arbeit sah, kehrte er zurück in sein Bett, überzeugt, wenigstens zwei oder drei gute Stunden der Ruhe vor sich zu haben.

Ramus duldete viele Dinge von diesem Menschen, der ihm ungeachtet seiner Farbe ein Ganzes von Formen und Muskeln bot, welches er vergebens von den zwei- oder dreihundert Modellen gefordert haben würde, welche die Ateliers belagern.

Eines schönen Morgens, während der letzten Augusttage desselben Jahres, wollte Bonito eben auf seine Dachstube zurückkehren, als an die Thür des Ateliers geklopft wurde.

Er öffnete und führte zu seinem Herrn einen Mann von ungefähr sechzig Jahren ein, dessen ganze Erscheinung einen jener Arbeiter verrieth, welche die Sonne bräunte und fortwährende Anstrengung gebückt machte.

Der Mensch trug Pantalons von Sammt, die von unbestimmter Farbe waren, eine kurze blaue Blouse, und hielt in der Hand einen grauen Filzhut, der einen Augenblick zuvor einen jener scharf ausgeprägten Köpfe mit einem kahlen Schädel und zwei sanften und dennoch fürchterlichen Augen bedeckte. Es war eine jener Löwentypen, die man bei den erhabenen Männern des Volkes findet, welche der große Leonardo in seinem herrlichen Abendmahle dem Christus zu Gefährten gegeben hat.

„Ach, Sie sind es, Vater Bruno?" sagte der Künstler, ohne den Pinsel wegzulegen.

„Ja, Herr Ramus," erwiderte der Arbeiter, „ich kam —"

„Bonito, einen Stuhl für Herrn Bruno", rief der Künstler.

„Stören Sie sich nicht", sagte der Handwerker, indem er selbst einen Stuhl von geschnitztem Eichenholz nahm und über den geringen Eifer des Negers lächelte, der in dem Augenblick, als er den nächsten ergriff, sich darauf gesetzt hatte.

„Bonito, eine Pfeife für Herrn Bruno!"

„Nicht nöthig, mein Herr; ich habe meine Alte, die noch nicht ausgegangen ist", sagte der Besucher, indem er aus seiner Tasche den beachtenswerthen Nasenwärmer zog, den er bei seinem Eintritte einstecken zu müssen geglaubt hatte.

„Nun gut, so plaudern wir, indem wir rauchen, Vater Bruno."

„Doch! Sie ist ausgegangen!" sagte der Arbeiter, indem er vergebens trachtete, einen Zug zu thun.

„Bonito, Feuer für Herrn Bruno!" rief der Künstler. Ein Brummen antwortete allein auf diesen Befehl und

Ramus erkannte wahrscheinlich den Sinn dieses Lautes, denn er stand auf und bot dem Gaste einige Streichhölzer.

„Vater Bruno, Sie kommen wohl, um von dem Nachen zu sprechen, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr, er ist fertig.“

„Sie haben sich damit Zeit gelassen, Sacrebleu! denn es ist heute ein Jahr, daß ich ihn bestellte. Sie sind sogar Ursache, Vater Bruno, daß ich zwei Sommer ein wenig überall umhergereist bin, statt, wie es seit zehn Jahren meine Gewohnheit war, auf dem Wasser der Seine von Charenton bis an die Verpfählungen von Marly umher zu schiffen.“

„Entschuldigen Sie, Herr Ramus, aber ich habe Ihnen das Boot nicht früher versprochen, wie Sie sich erinnern werden.“

„Ich weiß es wohl! Sie sind ein sonderbares Original! Wie Sie, Vater Bruno, der gewandteste Kahnbauer, den man je in dem Departement der Seine sah und der fabelhafte Summen verdienen könnte, Sie wollen nur einen Kahn jährlich bauen!“

„Ja, was wollen Sie, Herr Ramus, das genügt mir. Ich gehöre nicht zu den Individuen, die speculiren und Renten anhäufen. Ich will nur für mich und für Porto den Lebensunterhalt gewinnen. Nun, jetzt habe ich meinem Hausbesitzer keine Miethe zu bezahlen, denn ich konnte mir ein kleines Stück Land kaufen und darauf ein Haus bauen. Ich schwöre Ihnen daher, daß ich an einem Kahne jährlich noch zu viel haben würde und daß es mir Zwang auferlegte, verdiente ich zwanzig Sous mehr!“

„Das ist ein eigenthümliches Raisonnement, Vater Bruno!“

„Wozu sollte es mir nützen, Geld zu gewinnen, das frage ich Sie, ich, der ich allein auf der Welt stehe und keinen anderen Gefährten habe, als meinen armen Porto?"

„Ich begreife wohl, daß Sie nicht daran denken, einem solchen Erben Renten zu hinterlassen."

„Nicht etwa, daß er es nicht werth wäre, das arme Thier; aber wie es scheint, kann es nicht sein. Mich tröstet es, daß er alt ist und vor mir krepiren wird."

„Sie gelten für einen Misanthropen, Vater Bruno."

„Für einen — was?" fragte der Zimmermann, der das Wort nicht verstand.

„Für einen Menschen, der seine Mitmenschen nicht liebt."

„Ei Wetter, weshalb sollte ich sie lieben? Wenn ich mich nach allen Seiten umsehe, so erblicke ich nichts als das Böse, das sie mir thaten, und nicht ein Strohhälmchen Gutes."

„Sie sind sehr streng."

„Sollten Sie etwa glauben, ich wäre als ein Wilder oder eine Eule geboren? Nein! Ich habe, wie alle Welt, die Freude und das Vergnügen geliebt; ich hatte meine Zeit der Thorheit und der Hoffnung. Ich glaubte, die Erde sei nicht groß genug, um mich zu tragen, so glücklich und zufrieden fühlte ich mich! Aber das Alles verschwand wie unter einem Stoße des Nordweststurmes — und so bin ich denn hier!"

„Wer hat nicht in dieser Welt seine Leiden gehabt, Vater Bruno? Man kann das Leben selbst nur unter dieser Bedingung schätzen."

„Das ist sehr wahr!"

„Uebrigens besitzen Sie ein gutes Mittel, Ihre Leiden zu vergessen!"

„Ich muß wohl!"

„Man sagt, es geschähe Ihnen häufig, daß Sie Ihren Kummer ertränken, und zwar mit einem Eifer — Bonito!"

„Rufen Sie Ihren Mohren, Herr Ramus?"

„Ja."

„Nun, es ist schon eine lange Zeit her, daß er sich auf den Fußspitzen davonschlich."

„Das soll nichts ausmachen!" sagte der Künstler, indem er aufstand.

Ramus öffnete einen Schrank, nahm zwei Gläser und eine Flasche heraus, setzte sie auf seinen Farbentisch und schänkte sie voll.

„Hier, Vater Bruno, ist ein Kummerbrecher, der geradewegs aus Jamaica kömmt."

„O, der ist gut!" sagte der Arbeiter, der sich nicht bitten ließ.

„Erzählen Sie mir Ihren Kummer, Vater Bruno; das wird Sie erleichtern," sagte Ramus, indem er sich beeilte, auf's Neue das Glas seines Gastes zu füllen, dessen Gesicht sich verfinsterte.

„O, diese Dinge, sehen Sie, die bleiben in mir!"

„Wenn Sie aber trinken, müssen Sie auch sprechen."

„Niemals; ich bleibe immer Herr meiner selbst."

„Dann ist es nicht das Vergessen Ihrer Leiden, das Sie in dem Weine suchen, sondern ein Vergnügen."

„Doch, es ist das Vergessen, und ich vergesse so gut, daß ich nicht spreche. — Ach, sehen Sie wohl, es ist etwas Entsetzliches, im Kopfe einen einzigen Gedanken zu haben, immer vor Augen eine einzige Handlung zu sehen. — Das brennt! Das könnte wahnsinnig machen!"

Der Zimmermann hielt inne und betrachtete den Künstler voll Mißtrauen.

„Aber das ist schon genug," fügte er hinzu; „ich sage zu viel. Weshalb sehen Sie mich so an, Herr Ramus, mit so klaren und zugleich so guten Augen? Wahrlich, bei der Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, scheint es mir, als ob Sie nicht boshafter wären, wie mein armer Porto!"

„Es ist wahr, Vater Bruno," sagte der Künstler, indem er dem Arbeiter eine redliche und geöffnete Hand hinhielt — „was ich im Herzen trage, sehen Sie, das habe ich auch hier auf der Hand!"

„Sie erweisen mir viel Ehre, Herr Ramus," entgegnete Bruno, indem er kräftig die weiße, feine Hand drückte.

„Nun, mein Guter, da Sie sich nicht gescheut haben, mir Ihre Hand zu reichen, hat Ihr Kummer keine verbrecherische oder schmachvolle Ursache."

„O — man weiß nicht —" antwortete der Zimmermann. „Es gibt Dinge, die nicht alle Welt hier auf Erden auf gleiche Weise betrachtet. Und vielleicht werden eben Sie mich zuerst tadeln, wenn Sie wüßten — aber ich habe ein ruhiges und reines Gewissen, Herr Ramus. Was ich that, war mein Recht! Zu sagen, daß ich es heute wieder thun würde, ist nicht ganz gewiß, weil ich alt bin und so viel Betrachtungen angestellt habe. — Aber dennoch — ja, wenn ich zu viel daran denke, dann fühle ich all mein Blut sich empören! — Und deshalb trinke ich einmal alle acht Tage am Sonntag nach der Messe."

„In der Schänke der Mutter Lisette," sagte Ramus munter.

„Ja; aber ich werde sie eines Tages verlassen, denn die Mutter Lisette ist dies Frühjahr gestorben, und Der, welcher das Geschäft von ihren Erben vor vierzehn Tagen kaufte, gefällt mir durchaus nicht. Er ist nicht verschwiegen."

„Das ist in der That eine ernste Sache für einen Weinhändler!“

„Er will nicht begreifen, daß ich meinen Schoppen ganz allein trinke und sieht immer aus, als wollte er mir helfen. Das ist ein Wesen, welches mir nicht gefällt.“

„Das begreife ich, Vater Bruno.“

„Aber ich will Sie nicht länger stören, Herr Ramus; es wäre gütig von Ihnen, wenn Sie an einem der nächsten Morgen kommen wollten, um das Boot zu versuchen.“

„Ein Boot versuchen, welches Sie gebaut haben, Papa? — Nein, das kann nicht geschehen! Es ist so gut, als ob alle Admirale und Inspectoren der Regierung es besichtigt hätten. Für wann die Taufe?“

„Für wann Sie wollen.“

„Nun wohl, dann Sonntag, wenn es Ihnen paßt.“

„Gut, Sonntag, Herr Ramus. Man wird sich für den Tag schön machen“, sagte der alte Arbeiter mit trübem Lächeln.

„Und wir werden tüchtig trinken, Morbleu!“

„Aber Sie haben mir noch nicht den Namen gesagt, den ich auf dem Hintertheil des Schiffes in schönen, erhabenen Kupferbuchstaben anbringen lassen soll.“

„Das ist wahr! Er ist: Marienblume!“

„Ha!“ rief Bruno erblassend.

„Haben Sie einen Widerwillen gegen den Namen, Vater Bruno?“

„Nein, es ist nur, weil ich mich daran erinnere —“

„Es ist ein bretagnischer Name. Sind Sie etwa aus jenem Lande?“

„Nein“, erwiderte barsch der Zimmermann, indem er den Kopf abwandte und auf die Thür zuging.

„Nun, Sie gehen so, Vater Bruno? Brauchen Sie denn kein Geld? — Ei, zum Teufel, Sie müssen nicht so viel Vertrauen zu den Malern haben, wissen Sie es wohl! Sie sind zuweilen sehr schlechte Zahler. Da, nehmen Sie eine kleine Abschlagszahlung."

Ramus nahm aus dem Fache seines Farbenkastens eine Banknote, die er dem Vater Bruno in die Hand drückte.

„Es ist ein freundschaftlicher Rath, den ich Ihnen gebe, Vater: Lernen Sie Arbeiter hier an und machen Sie viele Kähne; Sie würden dadurch viel Geld gewinnen! Ohne Geld schätzt man Sie hienieden nicht, hätten Sie auch alle Talente und alles Verdienst."

Bruno sah den Maler mit einem Blicke an, welcher deutlich sagte: „Ich will nicht, daß man mich schätzt!"

Der Maler lächelte und fügte hinzu:

„Sie müssen an Ihre alten Tage denken."

„Bah! Und das Hospital?" antwortete der Arbeiter mit trübem Kopfschütteln. „Man stirbt dort eben so gut, wie in seinem Bett."

„Das ist ein schlechter Gedanke. — Sonntag werden wir wieder davon sprechen."

Der Vater Bruno ging langsam die Treppe hinab und verließ das Haus, indem er leise zu sich selbst sagte:

„Marienblume! Warum denn diesen Namen lieber als einen andern?"

Seit zwanzig Minuten hatte er das Atelier verlassen, als ohne anzuklopfen ein neuer Besuch mit jener Autorität eintrat, welche ein langer vertrauter Umgang gewährte.

„Wie, Kilian!" rief der Maler, indem er Palette und Pinsel auf einen Stuhl legte; „Du in Paris?"

„Wundert Dich das?" fragte der Fähnrich, welcher für den Augenblick seine Uniform abgelegt hatte.

„Ohne Zweifel.“

„Höre, Ramus, mache Dich nicht über mich lustig und gestehe, daß Du mir geschrieben hast.“

„Wie! Ich hätte Dir geschrieben? Ich will gehangen werden, wenn das wahr ist.“

„So erkläre mir diesen Brief, den ich in Havre empfing und der mich veranlaßte, von dem Minister einen dreitägigen Urlaub zu erbitten, den ich erhielt. Da, nimm und lies.“

Ramus nahm den Brief, den sein Freund ihm reichte, und las:

„Komm, wenn Du kannst; ich weiß, wo sie ist.“

„Das ist mein kurzer Styl, welcher sich durch den heiligen Abscheu erklärt, den ich gegen Tinte und Feder empfinde; es ist auch meine Schrift, aber —“

„Nun, gestehe, mein Freund, und Du wirst mir dadurch allzulange Aeußerungen der Dankbarkeit ersparen.“

„In der That liebe ich sie nicht und das wird das Kürzeste sein.

Nun wohl, ich gestehe. Was weiter?“ fragte der Maler, indem er dem Freunde die Hand reichte.

„Wo ist sie?“

„O über die Verliebten, die innigen Feinde der Klugheit, welche doch, wie man sagt, die Mutter der Sicherheit ist!“

„Mein Freund, ich beschwöre Dich, laß mich nicht länger leiden. Sage mir, wo der Engel sich befindet, der für mich hienieden Alles ist, Hoffnung, Heil, Muth, Ehrgeiz, Verlangen und Wille. Wenn Du wüßtest, was ich während dieses langen Monates gelitten habe, den ich fern von ihr zubrachte, eine Beute der Besorgniß, welche mir das Geheimniß verursachte, mit dem man sie umgibt — denn ver-

gebens suchte ich die Finsterniß zu durchdringen; die unbestimmten Erklärungen, welche die Marquise von Silveira Castel-Branco mir gab, sind weit entfernt, die Neugier und die Angst meines Herzens zu befriedigen. — Ist sie für immer verschwunden? Bin ich es, dem man sie rauben will? Ist sie todt? Das sind die tödtlichen Fragen, die sich meinem kranken Geiste beständig aufdrängen und die nichts zu lösen vermag. Aber ich danke es Dir, dem treuen Freunde meiner Kindheit und dem theuren Echo meiner Gedanken, daß Du mich verstanden hast! — Du hast sie gefunden! Du weißt, wo man sie verbirgt, Du willst es mir anvertrauen, — sprich, sprich!"

Und der junge Mann blieb regungslos, athemlos, ein Wort der Aufklärung, des Lebens fordernd, stehen, beinahe zum Zorn gereizt durch das spöttische Schweigen seines Freundes.

Ramus sah ihn in der That als Künstler, als Beobachter an, denn Maler sind im Allgemeinen auch Beobachter. Der glühende Ausdruck dieser Liebe, deren Reinheit und Selbstverläugnung er kannte, bot ihm das höchste Interesse.

Heinrich Kilian war, wie wir erwähnten, Schiffsfähnrich; er war sechsundzwanzig Jahre alt, hatte blonde Haare, ein elegantes Wesen, regelmäßige, scharf ausgeprägte Züge und besaß in der Welt eine große Schüchternheit und im Feuer eine große Tapferkeit. Wenn er noch nicht mit einem Orden geschmückt war, so kam dies daher, daß er in der Begier, vorwärts zu kommen, in Folge einer glänzenden Handlung unter den Mauern von Sebastopol, überzeugt, daß das Kreuz ihm eines Tages nicht entgehen könnte, das Avancement vorgezogen hatte.

Seine große Jugend — denn er sah durchaus nicht so alt aus, wie er war — verlieh seinen Epauletten einen

hohen Zauber, und so oft er sich in der koketten Marineuniform zeigte, zog er Aller Blicke auf sich und verursachte ein wohlwollendes Flüstern der Sympathie, welche seine Bescheidenheit kaum bemerkte.

Wenn er Marienblume leidenschaftlich liebte, so hatte doch sein Zartgefühl nie die Schranke zu überschreiten gewagt, welche so viele portugiesische oder brasilianische Millionen zwischen ihm und dem reizenden Mädchen aufführte. Zum Glück für ihn zeigte Ramus nicht ebensoviel Zurückhaltung, und der boshafte Maler hatte stets im Geheimen die Hoffnung genährt, die beiden Liebenden zu vereinigen, die gegen diesen treuen und verschwiegenen Dritten sich so offen aussprachen.

„Du willst, daß ich sprechen soll," entgegnete Ramus nach den warmen Worten seines Freundes. — „Nun wohl, ich werde nicht sprechen. — Still! Werde nicht bös. — Ich werde etwas Besseres thun, als leere Worte in die Luft schleudern, und ich gehöre nicht zu der Familie der Helden Homers, die, ehe sie handelten, sich endlosen Wortgefechten hingaben; ich will —"

„Mein Freund, das ist der längste Satz, den ich von Dir gehört habe, seitdem ich kam," unterbrach ihn Kilian voll Sanftmuth.

„So komm denn, aber bewaffne Dich mit Stoicismus und besonders enthalte Dich jeder Bewegung.

„Ich verspreche es Dir," sagte Kilian, indem er seinen Hut nahm.

„Laß das Ding liegen, das unwürdig ist, das Haupt eines Seemannes zu bedecken, und folge mir."

Kilian gehorchte und folgte seinem Freunde, der ihn majestätisch nach seinem Schlafzimmer führte, welches an

das Atelier stieß und dessen offenes Fenster durch einen großen Vorhang verdeckt wurde.

„Du hast mir versprochen, Dich keinem Zeichen der Freude oder der Täuschung zu überlassen. Dies ist das Programm des Assissengerichtes. Aber Du wirst eingeladen, Dich demselben noch gewissenhafter zu fügen, als dies in den Tribunalen geschieht.“

„Bist Du diesen Morgen schwatzhaft, Ramus!“

„Wie spät ist es?“

„Ich glaube, halb Sieben — ja!“

„Nun wohl! Seit einer halben Stunde muß die Erscheinung sichtbar sein.“

„Was willst Du sagen?“

„Sieh!“

Der Künstler zog den Vorhang zurück und das Fenster bot einen Rahmen, durch den man die Dächer der benachbarten Häuser sah, so wie das näherliegende des Hauses selbst, das er bewohnte, denn das Fenster seines Schlafzimmers, welches an das Atelier stieß, lag in einem der drei Flügel dieses Hauses.

Gegenüber, ebenfalls umgeben von den Rahmen eines Dachfensters, zeigte sich ein junges Mädchen, welches sich auf die breite Steinbrüstung des Fensters stützte. Sie trug ein einfaches Kattunkleid; um die Ohren hatte sie einen Foulard gebunden, der nachlässig unter dem Kinn zugeknüpft war, und mit Trunkenheit schien sie die ersten Düfte der Morgenluft einzusaugen. Ihr Auge, das in dem Raume umherirrte und eine träumerische Melancholie verrieth, schien ihre Gedanken weit fort zu tragen, über den gewaltigen Steinhaufen hinweg, den man Paris nennt, nach den fernen Küsten des Oceans, dessen stürmisches Wogenrauschen ihr Ohr vielleicht vernahm.

„Das ist Marienblume!“ rief Kilian mit leiser Stimme.

Hörte sie diesen Ausruf, oder gehorchte sie dem eigenthümlichen und geheimnißvollen magischen Gesetze gleichgestimmter Seelen, einem unläugbaren Magnetismus, dem Magnete des Blickes, der den Blick anzieht — genug, das junge Mädchen erhob beinahe augenblicklich ihre Augen zu dem hohen Fenster, an welchem die beiden Männer standen. Die Schnelligkeit dieses Blickes war so groß, daß Ramus, obgleich er den Gefühlen der beiden Haupttheilnehmer dieser Idylle aus der Entfernung fremd sein mußte, einen so heftigen Schlag empfing, daß er den Vorhang fallen ließ. Kilian erhob ihn aber sogleich wieder mit der Entschiedenheit, einen Traum zurückzurufen, den man erblickt hat und verschwinden zu sehen fürchtet. Uebrigens nahm die Erscheinung Marienblumens diesen Morgen ganz den Character einer Vision an; denn kaum hatte der junge Mann den Vorhang erhoben, als sie mit einer Art von Schrecken auf einen Theil der Mauer des Hauses deutete. Ramus verstand, daß es der war, wo sich das Treppenhaus seiner Stiege befand. Zugleich legte sie einen Finger auf die Lippen und verschwand beinahe augenblicklich.

Kilian blieb vor Schmerz regungslos stehen.

„Sie wieder gesehen zu haben, um sie so schnell zu verlieren! Das ist, um sich den Kopf an der Mauer zu zerschmettern.“

„Mein Lieber, seit vierzehn Tagen sehe ich sie so jeden Morgen und am Abend suche ich durch die Vorhänge zu errathen, was die zitternden Schatten vornehmen, die sich darauf abzeichnen. Ich gebe Dir die Versicherung, wenn man weiß, daß diese eigensinnigen Schatten, diese beinahe immer lieblichen Formen, durch das reizende Kind hervorgebracht werden — ich gebe Dir die Versicherung, daß

darin genug liegt, um alles Ernstes den Schlaf eines Menschen zu stören, der weniger entschieden Dein Freund ist, als ich es bin.“

„Ramus, Du gibst mir das Leben zurück!“

„Still! Da kömmt ein Besuch und das ist die Erklärung ihres Zeichens. — Ein reizendes Zeichen, Kilian, wie Du gestehen mußt! — Ach, Alles ist Anmuth und Poesie an diesem anbetungswürdigen Geschöpfe,“ fügte der Maler mit einem gewaltigen Seufzer hinzu.

In der That hatte man an die Thüre geklopft, und da Niemand antwortete, klopfte man leise wieder.

„Sieh, ob wohl das Thier von Bonito auf seinem Posten ist!“ rief der Maler, indem er zu öffnen eilte und eine wohlbeleibte Person einführte, mit der wir schon Bekanntschaft machten.

„Ei, der liebe Herr Poupinel.“

„Ich selbst,“ sagte der Kaufmann. „Geht es diesen Morgen gut, großer Künstler?“

„Nicht übel. Mein Freund,“ sagte der Maler, indem er sich zu Kilian wendete, „erlaube mir, Dir den Herrn vorzustellen, einen der geschicktesten Künstler der Stadt. — Das wundert Dich? Aber es ist eine Thatsache. Der Herr ist der kühnste Zuschneider, und die eleganten Damen, welche sich durch seine Gattin kleiden, sind unter Tausenden zu erkennen. Er ist ein Künstler in Falbalas; er hat die Crinoline und den spanischen Aermel zu der Höhe eines Principes erhoben! Verneige Dich vor ihm!“

Kilian verneigte sich in allem Ernste, ohne daran zu denken, über die komische Haltung dieses sonderbaren Industriellen zu lachen, der übrigens der beste Mensch von der Welt war.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, mein theurer Herr Poupinel?"

„Ein eigenthümlicher Umstand, großer Künstler; Sie sollen darüber urtheilen."

„Bonito! — Wo ist er denn? Bonito! Meiner Treu, mein lieber Herr, der Schelm ist verschwunden; nehmen Sie selbst einen Sessel."

„Herr Ramus," sagte Poupinel, nachdem er sich gesetzt hatte, „gestehen Sie mir sogleich die Wahrheit und geben Sie meinem Geiste die Ruhe zurück."

„Erklären Sie sich, mein lieber Herr."

„Nun wohl. Vergangenen Winter ist meine Frau — nicht etwa, daß ich in irgend etwas Verdacht gegen sie hätte, das theure Geschöpf — aber — nun, meine Frau hat sich, wie ich vergangenen Winter bemerkte, alle zwei Tage mit einer ungewöhnlichen Gesuchtheit angekleidet. Sie zog eine beinahe ausgeschnittene Robe an; denn unter uns gesagt, hat sie ziemlich hübsche Schultern — und in dieser Kleidung ging sie aus, ohne mir zu sagen, wohin sie ihre Schritte trug. Ich war unruhig, doch ich sagte nichts, und mein Schweigen wurde um so vollständiger, als sie mit dem Monate April jeden Ausgang unter diesen Umständen unterließ. — Aber das fängt jetzt wieder an. Seit acht Tagen ist Prudentia dreimal ausgegangen und immer wieder in dieser gesuchten Toilette. Gestern endlich stellte ich mich an das Fenster, um zu sehen, nach welcher Seite sie ginge. Aber sie kam nicht aus dem Hause und ich sagte mir: Sie wird mit der neuen Thürhüterin schwatzen. — Doch es verging eine ganze Stunde, ohne daß sie aus dem Hause trat, und als ich das Fenster verließ, kehrte sie zurück. Sie sagte mir, sie hätte Einkäufe gemacht. Ich war überzeugt von der Unwahrheit und meine Einbildungskraft arbei-

tete. — Ich fühlte einen Anfall der Gelbsucht — ich bin ihr unterworfen und gleichwohl sehr kräftig — zum Glück gab mir die Nacht, welche guten Rath ertheilt, die Erklärung der Sache. — Herr Ramus, Sie betrügen mich."

„Poupinel!"

„Mein Freund, Sie verstehen sich mit meiner Frau, um mich —"

„Ich schwöre Ihnen —"

„Schwören Sie nicht; ihr Schlaf hat sie verrathen, sie war diese Nacht Somnambule, sie hat gesprochen. Mein lieber Herr, zeigen Sie es mir."

„Was?"

„Das Porträt Prudentia's."

„Nun, da Sie denn Alles wissen, so ist es nicht mehr möglich, Ihnen eine Ueberraschung zu bereiten. Hier die verlangte Prudentia."

Der Maler nahm einen Rahmen, der verkehrt gegen die Wand gelehnt war, stellte ihn auf eine Staffelei und erfüllte den ehrlichen Menschen mit Verwunderung.

„Wie das aussieht!" rief er.

„Sie heißen Gregor, und Sie begreifen wohl, daß bis zu Ihrem Namenstage nur wenig Zeit und noch viel zu thun ist?"

„Ich glaube das wohl! Kaum vierzehn Tage!"

„So finden Sie es also nicht allzu schlecht?"

„Bewundernswürdig! Indeß —"

„Ja, auf eine Bemerkung war ich gefaßt. Nun, sprechen Sie schnell, denn ich höre Jemand heraufkommen und auf der Treppe husten."

„Das ist der kleine trockene Husten Prudentia's!" rief der Mann entsetzt. „Wenn sie mich hier findet, bin ich ver-

loren; sie hat mir verboten, einen Fuß zu Ihnen zu setzen, unter dem Vorwande, daß die Künstler keine Sitten haben."

„Kilian, führe ihn schnell in mein Zimmer!" rief der Künstler, indem er Madame Poupinel öffnete.

Der Zuschneider war scharlachroth vor Aufregung, öffnete den Vorhang des Fensters, um zu athmen, und that dies lärmend.

„Eine hübsche Aussicht", sagte Kilian, indem er sich neben ihn stellte, voll Hoffnung, Marienblume wieder zu sehen.

„Ja, man übersieht den ganzen Montmartre."

„Wohnen Sie im Hause, mein Herr?"

„Guten Tag, guten Tag!" sagte mit leiser Stimme und einer ziemlich anmuthigen Bewegung der Hand der dicke Mann.

Kilian folgte der Richtung des Blickes und bemerkte an einem andern Fenster einer Dachstube, als dem, an welchem er früher die Geliebte erblickt hatte, zwei junge Mädchen, die den Gruß erwiderten. Eine derselben war Marienblume.

„Reizende junge Personen", sagte Kilian mit einem Tone, den er gleichgiltig machen wollte.

„Besonders die Brünette", sagte Poupinel mit einer Art von Enthusiasmus."

„Sie kennen diese Mädchen, mein Herr?" fragte Kilian voll Besorgniß."

„Parbleu! Sie warten auf die Zeit, um an die Arbeit zu gehen."

„Wie!"

„Es sind Arbeiterinnen meiner Frau."

Kilian fühlte sich wie geblendet und war einer Ohnmacht nahe.

„Marienblume Arbeiterin!" sagte er entsetzt zu sich selbst.

Poupinel bemerkte seine Unruhe nicht; er hatte das Fenster verlassen und lauschte an der Thür des Ateliers.

VI.

Herr und Madame Poupinel.

Madame Poupinel hatte Sitzung gehabt.

Der Namenstag ihres Gatten näherte sich und Ramus konnte ihr bei der Wichtigkeit seiner übrigen Aufträge nur kurze Sitzungen widmen. Er mußte daher jede Gelegenheit ergreifen.

Ramus, welcher das am Tage zuvor verabredete Zusammentreffen vergessen hatte, war sehr verlegen durch die Anwesenheit des Mannes in dem benachbarten Zimmer.

Als Madame Poupinel ihr Porträt auf der Staffelei sah, glaubte sie natürlich, der Künstler hätte sie erwartet und danach seine Vorbereitungen getroffen. Nachdem sie das große Gemälde besehen hatte, das er ihretwegen für den Augenblick aufgab und dem sie die verdienten Lobsprüche zollte, blieb sie wohlgefällig vor ihrem Bilde stehen. Dann nahm sie ihren Shawl ab, entblößte ihre wirklich sehr schönen Schultern und sah den Künstler mit einer gewissen Besorgniß an.

„Sie finden etwas, das Ihnen mißfällt," sagte Ramus, der an die phantastischen Einfälle seiner Kunden gewöhnt war.

„Nein, gewiß nicht — und dennoch — es ist, daß der Mund —"

„Nun? Der Mund?"

„Kommt er Ihnen nicht ein wenig — ein wenig groß vor?“

„Ei, Sie wollen ja, daß er lächelt.“

„Das ist wahr; aber könnten Sie nicht —“

„Wenn ich ihn verkleinere, so sieht er gekniffen aus, und das würde Ihnen nicht gleichen.“

„Sie haben Recht, mein guter Herr Ramus, aber ich sehe mich nicht oft lächeln und man hat mir stets gesagt, mein Mund wäre —“

„Klein!“ beeilte sich der Künstler mit ein wenig erzwungener Galanterie zu ergänzen.

„Schmeichler! O, Sie fürchten wohl, mir —“

„Ihnen — sprechen Sie sich aus, theure Dame, da Sie einmal dabei sind!“

„Die Augen kommen mir sehr klein vor.“

„O,“ sagte Ramus, „sobald Sie es wollen, mache ich Ihnen die Augen einer Circassierin.“

„Wie Sie übertreiben! — Sie haben also schöne Augen, die Cir —“

„Wahre Thorwege!“ erwiderte Ramus mit großer Derbheit. „Sie kennen doch das Lied: Die Augen meiner Iris —“

„Pfui, mein Herr, welch ein Gräuel!“ rief die Nähterin mit keuschem Unwillen. „Ein Lied aus dem lateinischen Viertel!“

„Kennen Sie es?“

„Ich hatte Arbeiterinnen, die so schlecht erzogen waren! Aber zum Glück verstehe ich es jetzt, sie zu wählen.“

„Ja, Sie haben eine — ich sah sie kaum — aber was für eine Brunette! — Sie ist herrlich, und wenn ich ein solches Modell für eine meiner Römerinnen hätte —. Doch sehen Sie wohl, das sind Priesterinnen des Bacchus,“ fügte

der Künstler hinzu, indem er auf die Figuren deutete, die er auf seiner Leinwand mit Kreide entworfen hatte.

„Sie sind gekleidet —!“ sagte Madame Poupinel, indem sie zu erröthen versuchte.

„Wie man es jetzt nicht mehr ist,“ fügte Ramus hinzu; „nur in ihre Schönheit allein gekleidet!“

„Aber kommen wir zurück zu meinem Porträt.“

„Ja, denn die Zeit drängt. Auf! An den Platz!“

Der Künstler bot galant der guten Frau die Hand, um sie auf die Estrade zu heben, auf welcher der für sie bestimmte Armsessel stand. Madame Poupinel ließ sich zurechtsetzen, indem sie es beklagte, keine Zeit gefunden zu haben, noch wichtigere Bemerkungen zu machen. Aber sie behielt sich das für die erste Zeit der Ruhe vor.

Sie war eine Frau von fünfunddreißig Jahren, ziemlich frisch und ihre ein wenig gewöhnlichen Züge wurden durch einen Ausdruck wahrer Güte gehoben. Ihre mäßige Fülle verlieh ihr das Aussehen einer Mama, welches anspruchsvolle Frauen selbst bei dem besten Willen nicht verläugnen können. Sie saß mit einer gewissen Majestät auf ihrer Estrade, sich spreizend, wie auf einem Throne, und unwillkürlich verglich der Maler sie mit der Marquise da Silveira Castel-Branco, welche ebenfalls Vergnügen an dieser Art von Frohndienst fand, nur mit dem Unterschiede, daß sie dabei sehr anständig einschlief, während die Nähterin selbst für eine Krone sich weder gerührt, noch das Auge geschlossen hätte.

Indeß fühlte Ramus sich beengt durch die Anwesenheit der beiden Männer in seinem Zimmer und zeigte in dieser Sitzung nicht seine gewöhnliche Heiterkeit und Unterhaltungsgabe; er hatte nicht die komischen Geschichtchen, durch die er nach der Versicherung seiner Kunden die Langeweile der

Sitzungen zu mildern verstand, und durch sein Schweigen ermüdet dachte Madame Poupinel daran, ihn auf dasselbe aufmerksam zu machen, als man plötzlich in dem anstoßenden Zimmer etwas fallen hörte, ein Ereigniß, auf welches sogleich unterdrücktes Gelächter folgte.

„Ist Jemand da?“ rief Madame Poupinel erschrocken.

„Ein Freund“, entgegnete Ramus ruhig lächelnd, indem er an die Verlegenheit des Mannes dachte.

„Und Sie legen sich bei mir Zwang auf, Herr Ramus? Ihr Freund muß sich dort sehr langweilen.“

„Er hat Bücher.“

„O gleichviel; ich will nicht, daß er meinetwegen — ich bitte, lassen Sie ihn eintreten. Er wird vielleicht munterer sein, wie Sie, denn Sie sind diesen Morgen eine wahre Nachtmütze.“

„Ich hätte es nicht gewagt — diese Toilette —“

„Nun, was hat sie denn so Erschreckliches?“ sagte Madame Poupinel, die entzückt war, im Vorübergehen ihre Reize ein wenig zeigen zu können.

„O, sobald Sie einwilligen —“, sagte der Künstler, indem er schnell die Thür seines Zimmers öffnete. „Komm herein, Kilian, komm herein; Madame erlaubt es.“

Ramus schloß die Thür und der junge Officier grüßte die schöne Sitzende mit seiner gewöhnlichen Schüchternheit, was der Dame nicht mißfiel, die, sobald die Vorstellung erfolgt war, Gefallen daran fand, eine Menge Fragen über die Ufer des Meeres — über die Stellen, wo man dessen Schönheiten am besten erkennen könnte, Dieppe, Havre, Boulogne ꝛc., kurz über alle möglichen Gemeinplätze, an ihn zu richten, sämmtlich Dinge, auf welche der Seemann mit einer Leutseligkeit antwortete, die sein Freund bewunderte.

Aber es stand geschrieben, daß dieser Morgen voll Unterbrechungen sein sollte, denn mitten in einer Beschreibung, welche der Pariserin begreiflich machen sollte, was eine Austernbank sei, eine Sache, die wahrscheinlich auch sehr lebhaft Herrn Poupinel interessirte, welcher hinter der angelehnten Thür lauschte, ließ auf seiner Seite sich ein Geräusch hören, welches dem früheren so ziemlich ähnlich war.

„Ist denn noch Jemand darin?" rief Madame Poupinel.

„Niemand", erwiderte Ramus, ohne in Verwirrung zu gerathen.

„Niemand? Ich weiß aber doch bestimmt, daß ich hörte —"

Und als sollten ihre Worte bestätigt werden, warf Herr Poupinel, der sich hinter einem Schirme verbergen wollte, wieder einen Stuhl mit einem gewaltigen Lärmen um.

„Hören Sie wohl!" sagte Madame Poupinel, „schon wieder! Ist das ein anderer Freund, so lassen Sie ihn ebenfalls eintreten."

„Es ist eine Katze", erwiderte Ramus laut lachend.

„Eine Katze, welche all diesen Lärm verursacht? Das ist nicht sehr wahrscheinlich!"

„So wird es Bonito sein, der das Bett machte, nicht wahr, Kilian?"

„Er ist es in der That", bestätigte der Officier.

Kaum hatte er den Mund geschlossen, als die Thür des Ateliers sich öffnete und der Neger eintrat, eine dicke Magd hereinführend, die mit nackten Armen und ihrer aufgeschlagenen weißen Schürze, ohne Madame Poupinel, die durch den gewaltigen Rahmen des letzten Tages des Heidenthums verborgen wurde, zu erblicken, laut rief:

„Herr Poupinel, ein Bote der Bank kommt wegen einer Note."

„Mein Mann ist dort!“ rief die Nähterin, indem sie der Magd eine Art von Medusenhaupt zeigte, und von der Estrade herabspringend nach dem anstoßenden Zimmer eilte, aus dem sie den unglücklichen Poupinel mehr todt als lebendig hervorzog.

„Gnade für ihn!“ sagte Ramus mit komischer Angst.

„Wie, mein Herr, Sie sind da? Und Sie haben gesehen —“

„Dein Bild — ja, mein Hühnchen.“

„Das ist eine Unwürdigkeit, ein Verrath, Herr Ramus; es ist nicht recht von Ihnen!“

„Meine gute Freundin, Herr Ramus ist unschuldig. Wenn Du mich anhören willst, so wirst Du erfahren —“

„Schweigen Sie, Sie unbescheidener, dicker Mensch; Sie verdienen nicht, daß man etwas für Sie thut.“

„Wie, es ist für mich?“ sagte Poupinel, indem er den Ueberraschten zu spielen versuchte.

„Ja, Undankbarer!“ sagte Madame Poupinel mit einer Art von Schluchzen, denn das vortreffliche Geschöpf konnte nicht ernsthaft auf einen Gatten böse werden, den sie seit langer Zeit anbetete.

„Prudentia, verzeihst Du mir?“

„Also findest Du es ähnlich?“ fragte die Dame schmollend.

„Auffallend! Auffallend!“

„Herr Poupinel,“ sagte die Magd, „unten ist —“

„Gut; er soll warten,“ gebot Madame Poupinel; — „aber warten sie selbst, Hyacintha, und kommen Sie näher; — wir wollen doch sehen,“ sagte sie, indem sie dem Maler ein Zeichen gab.

„Hier bin ich, Madame,“ sagte die Magd.

Die Nähterin stellte das Mädchen ihrem Porträt gegenüber.

„Nun, Hyacintha, wem gleicht das Bild?“

„Pardieu,“ sagte die dicke Magd, „das sieht man doch wohl! Es ist Madame, wie hingespuckt!“

„Die Unschuld hat gesprochen!“ rief Ramus, indem er den runden Arm der Magd klopfte.

„Ja,“ fuhr Madame Poupinel fort; „aber weshalb haben Sie mich so unter der Nase angeschmiert?“

„Das ist nicht angeschmiert! Es ist ein Spiel des Lichtes und eine Wirkung des Schattens.“

„Des Schattens! Aber ich habe nie einen solchen Schatten unter meiner Nase gesehen! Sie müssen das fortschaffen!“

„Unmöglich, Madame! Es ist die Natur.“

„Die Natur! — Wenn wir nicht hinabgehen müßten — aber wir werden später das Gespräch wieder aufnehmen. — Kommen Sie, Herr Poupinel, und besonders sehen Sie nicht so die nackten Gestalten dieses großen Gemäldes an; das ist unanständig!“

„Meine theure Prudentia, das ist Kunst, wie Herr Ramus sagt.“

„Das heißt, es sträuben sich einem davor die Haare auf dem Kopfe!“

Als Ramus und Kilian wieder allein waren — denn wir zählen Bonito für nichts, der es für passend erachtet hatte, den Platz der Madame Poupinel in dem großen Armsessel auf der Estrade einzunehmen — ergriff Kilian die Hand des Freundes und sagte mit dem Ausdrucke schmerzlichen Staunens:

„Sie ist Nähterin!“

„Bei Madame Poupinel, ja; das ist eine ganze Geschichte! — Die Marquise sagte mir davon einige Worte und ich errieth den Rest. — Sie ist übrigens nicht mehr eine reiche Erbin und mir scheint, das müßte Dir gewaltig zulächeln.“

„Ach, mein Freund,“ rief Kilian, „Du öffnest mir die Augen! — Daran dachte ich nicht; ich war nur mit ihr beschäftigt, mit dem, was sie darunter leiden könnte, nicht mehr von der Pracht umgeben zu sein, in deren Mitte sie geboren wurde — Du hast Recht, sie ist nicht mehr reich, ist jetzt meines Gleichen und ich könnte —“

„Du könntest — Du könntest! Das heißt, die Angelegenheiten stehen vielleicht noch schlimmer als je auf dieser Seite. — Die Witwe liebte Dich, die Gräfin sah Dich nicht mit bösen Augen, während gegenwärtig —“

„Sprich es aus! Während gegenwärtig —?“

„Nun wohl! Wenn das liebe, sanfte Kind die Tochter irgend eines braven Arbeiters ist, so wirst Du für sie ein zu vornehmer Herr sein und man wird Deiner Liebe, besonders aber Deiner Aufrichtigkeit, mißtrauen.“

„Du machst mich erzittern, Ramus. Ist das möglich?“

„Sehr möglich. Das Volk hat wohl das Recht, mißtrauisch zu sein, denn es wird so oft betrogen.“

„Aber ich liebe sie; ich liebe sie, um darüber den Verstand zu verlieren!“

„Du darfst nicht das Einzige verlieren, worauf Du mit Recht stolz sein darfst, mein Freund, und dessen wir vielleicht mehr wie je bedürfen.“

„Ich muß Marienblume sehen und sie fragen —“

„Wer ihre neuen Eltern sind, nicht wahr? Du glaubst wohl, das kann so auf der Stelle geschehen, Du ungedul-

diger Mensch? Laß mich nur gewähren; ich habe die Poupinels in meinen Händen, und das ist schon Etwas.

„Das ist Viel. Sie müssen das Vertrauen der Eltern besitzen.“

„Sie sind die rechtschaffensten Leute von der Welt. — Aber es ist ein Geheimniß dabei. Ganz entschieden — und sie werden die Verschwiegenen spielen wollen. Ich muß mich daher darein ergeben, fürchterliche Scharmützel über den größeren oder geringeren Schatten zu bestehen, der unter der Nase dieses Bildes angebracht werden soll; aber man wird sich der Freundschaft zu opfern wissen. Uebrigens kannst Du auf beiden Ohren schlafen und hier ist dazu ein Sopha, wenn Du Lust hast. Bonito gibt Dir ein gutes Beispiel.“

Bei diesen Worten versetzte Ramus den Fingern des Negers ein Schnippchen, durch welches derselbe aus dem Schlafe emporfuhr.

„Donner und Wetter! Du schläfst beständig, Du Ungläubiger! Auf, an das Werk, Schelm; kleide Dich schnell als König von Congo! Wir wollen doch sehen, ob Du dann schlafen wirst!“

Der Neger kleidete sich mit einer gewissen Eile an. Er besaß Liebe zur Kunst, und ungeachtet der Derbheit des Künstlers gegen ihn hätte er sich für ihn in Stücke hauen lassen. Er hatte sein Herz erkannt und würdigen gelernt. Eine Viertelstunde darauf erschien er wieder in einem prachtvollen Costum. Er strahlte vor Freude — die Neger lieben den Flitterstaat.

Kilian konnte sich nicht entschließen, das Atelier zu verlassen, von wo er, wie er wußte, das Idol seiner Gedanken wieder erblicken konnte, und er streckte sich daher auf das

Sopha. Was hätte er übrigens auch außerhalb dieses Hauses thun sollen, welches sein ganzes Leben umschloß?

Seit einer guten Viertelstunde gab Ramus in schönen Draperien à la Rubens die verblichenen Stoffe wieder, welche Bonito ihm zeigte, als an die Thür geklopft wurde.

„Ob man wohl in Ruhe arbeiten kann!" rief der Maler.

Bonito war von der Estrade herabgesprungen, und ohne daran zu denken, daß er sein Königscostume blosstellte, öffnete er die Thür.

Zwei Männer traten ein: Der Graf da Fereira und ein Cousin, Don Manuel Portalègre.

VII.

Was man eine Wiedererkennung nennt.

Eine anerkannte Thatsache ist es, daß man sich in Paris mit großer Leichtigkeit verbergen kann.

Ungeachtet des ungehofften Beistandes, den das Pferd seines Vetters ihm leistete, war es Don Juan nicht möglich gewesen, die Postchaise einzuholen, welche Marienblume entführte, und indem er dabei beharrte, ihr zu folgen, da er hoffte, daß sie vielleicht durch irgend ein Ereigniß gezwungen werden würde, anzuhalten, kam er eine Stunde nach Abgang des Extrazuges, den Margaretha statt ihres Wagens genommen hatte, nach Lisieux.

Manuel faßte den Entschluß, an der Straße die Rückkehr des Grafen zu erwarten, statt allein zu Fuß nach Trouville zurückzukehren, denn er hätte dadurch in den Verdacht gerathen können, bei der Ermordung des Doctor Berthold betheiligt zu sein, obgleich er die Vorsicht gebraucht hatte, die Dinge so zu ordnen, daß man an einem Selbstmord glauben mußte.

Die Abenddämmerung überraschte ihn und er war überdies noch nüchtern. Zum Glück für ihn erschien gegen acht Uhr auf der Straße eine Postchaise, welche von Pont l'Evêque kam. Er erkannte sie augenblicklich für dieselbe, welche der Graf verfolgte, und wie groß war seine Ueber-

raschung, als er seinen Cousin selbst sah, der den Kopf zur Wagenthür herausstreckte.

Hatte er die Flüchtlinge eingeholt? Brachte er sie nach Trouville zurück?

Der Graf hatte gan zeinfach in Lisieux eben die Kalesche gemiethet und brachte hinter derselben nicht nur das Pferd Manuels, sondern auch das, welches ihm entführt worden war, da er den albernen Gedanken gehabt hatte, es an die Federn des Wagens zu binden.

Auf seine Bitte schwieg Manuel, als sie Trouville erreichten; aber sobald die Witwe ihn mit dem bekannt gemacht hatte, was sich im Laufe des Tages zutrug, war es ihm nicht schwer, zu erkennen, welcher Art der Eifer Don Juans sei. Der Entwurf zu dem Porträt Marienblumens, der in dem Salon stehen geblieben war, klärte ihn vollends auf, und während er es sehr zu beklagen schien, daß eine so anbetungswürdige Braut ihm entrissen wurde — eine Klage, die er ziemlich leichtfertig vor Leonoren äußerte — konnte er sich nicht enthalten, daran zu denken, daß er vielleicht Mittel finden würde, sie unter einem anderen Titel wieder zu finden.

Abends, als er sich schlafen legte, sagte er zu sich: „Da Don Juan in sie verliebt ist, weshalb sollte ich es nicht auch sein? — Und ich habe mehr Aussichten, wie er. — Ich galt nie für ihren Vater — ja, aber — Leonore!“

Fereira, welcher sich durch seinen scharfsinnigen Vetter errathen sah, gestand ihm lieber Alles. Das gestattete ihm, im Falle der Noth aus ihm einen Verbündeten zu machen. Da man wieder nach Paris zurückgekehrt war, suchte er Marienblume auf, indem er den mächtigen Hebel anwendete, dem, wie man sagt, Alles gelingen soll, der sich aber bei dieser Gelegenheit durchaus ohnmächtig zeigte. Er umgab

Margarethe mit Spionen, allein sie verfügte über eine weit ausgedehntere Macht, als die seinige und wußte alle seine Versuche zu hintergehen.

Der Zufall übernahm es, ihn mit einem Theile des Geheimnisses bekannt zu machen.

Manuel seinerseits dachte an Marienblume nur, wie Jemand zuweilen an einen Traum denkt, der sich dem Gedächtnisse eingeprägt hat und bei dem man einige Augenblicke stehen blieb. Beschäftigt durch Leonore, die eine gewisse Herrschaft über sein Herz und seine Sinne zu gewinnen verstanden hatte, ganz dem ersten Rausche, dem ersten Ungestüm, hingegeben, welche der Aufenthalt in Paris hervorruft, fuhr er eines Tages bei der Rückkehr von einem Ausfluge nach Enghien durch die Rue de Chabrol.

Plötzlich sah er aus einem Hause dieser Straße zwei junge Männer treten, die er zu erkennen glaubte und die er Leonoren bezeichnete.

„Ist das nicht Herr Ramus und der Liebhaber, den Sie mit Ihrer Ex-Tochter hatten verheirathen wollen?“ sagte er sorglos.

„Er wohnt dort,“ antwortete gleichgiltig die Gräfin.

Am nächsten Morgen stand Manuel mit der Ueberzeugung auf, daß er durch diese jungen Leute den Zufluchts-Ort des jungen Mädchens erfahren würde, und während er sich wohl hütete, diesen Gedanken seinem Vetter mitzutheilen, ließ er sich von demselben den Vorschlag machen, die Gemälde und das Atelier des Künstlers zu besuchen. War die Bekanntschaft gemacht und wurde sie vertrauter, dann übernahm er alles Uebrige.

Manuel war ein geschickter Rechner, wie wir später erfahren werden. Er hatte oft mit seiner Tante Isabella gesprochen, so, daß es nicht unbedingt nur eine Laune war,

die ihn zu dem Wunsche brachte, Marienblume wieder zu finden. Er hatte es in der That für zweckmäßig erachtet, seine Forschungen in einem neutralen Lager anzustellen, welches je nach der Veranlassung das eines Freundes oder eines Feindes werden konnte.

Ramus empfing die beiden Vettern sehr freundlich. Er bat sie um die Erlaubniß, während des Plauderns arbeiten zu dürfen, und binnen kurzer Zeit war das Gespräch zwischen den jungen Männern mit der Freiheit und der Zwanglosigkeit im Gange, zu welcher ihr Alter sie berechtigte. Es versteht sich von selbst, daß der Graf für einen jungen Mann gelten durfte; seine Ansichten standen ihm übrigens dazu kräftig bei.

Während Manuel sich sagte, daß die beiden Freunde ihm gegenüber eine gewisse Zurückhaltung zu zeigen schienen — denn allem Anscheine nach war ihnen nicht unbekannt, welche Pläne die Marquise gehabt hatte — erhob der Graf mit dem Ende seines Stockes einen Seidenstoff, der über einem Rahmen hing, so daß er einen Theil des Gegenstandes verbarg. Er war so wenig darauf gefaßt, hier ein bekanntes Gesicht zu erblicken, daß er einen lauten Ausruf, welcher Manuel und Kilian herbeizog, nicht unterdrücken konnte.

Der junge Officier erröthete, und Manuel, der mit dem Bilde, das er vor Augen hatte, nicht sehr vertraut war, begriff durch diese Röthe mehr, als die Aehnlichkeit ihm sagte.

„Sie ist es in der That, Herr Graf," sagte Ramus. „Ich habe sie aus dem Gedächtnisse gemalt, denn ihre Großmutter wollte nie zugeben, daß ich meinen Entwurf mit mir nahm."

„Das Bild ist sehr ähnlich!"

„Welches denn?“ fragte Manuel mit der größten Ruhe.

„Diese Gestalt — die christliche Jungfrau, welche nach dem Märtyrerthum verlangt.“

„Nun?“

„Du hast doch bei der Marquise den Entwurf gesehen, von welchem Herr Ramus sprach?“

„Ah!“ sagte Manuel, als ob er sich besänne. „Ja, sie ist es wirklich!“ Und er suchte mit dem Blicke nach Kilian, dieser aber hatte seinen Platz auf dem Divan wieder eingenommen.

„Meine Herren“, sagte Ramus, um die Aufmerksamkeit abzulenken und besonders um Kilian jede Unannehmlichkeit zu ersparen, „ich habe da einen Gedanken, einen reizenden Gedanken, wenn er gefällt. Ich sage Ihnen aber offen, daß ich Ihnen denselben nicht mittheilen werde, wenn Sie mir nicht im Voraus versprechen, ihn anzunehmen.“

„Sprechen Sie, mein Herr“, sagte Manuel, den die Freimüthigkeit des Malers entzückte und der darauf rechnete, dieselbe auszubeuten, ohne daran zu denken, daß sehr oft die Freimüthigkeit die geschickteste Verstellung ist. „Ich bin ganz der Ihrige.“

„Nächsten Sonntag, das heißt in drei Tagen, werden einige Freunde und ich in Chatou ein Boot taufen. Seien Sie von den Unserigen.“

„Wie, Sie sind Bootsmann?“

„Nehmen Sie es an?“

„Meiner Treu, mit Vergnügen“, antwortete Manuel, „und Du, Juan?“

„Mich, meine Herren, werden Sie entschuldigen. Ich habe für diesen Tag eine wichtige Angelegenheit, die ich unmöglich verschieben kann.“

„Das thut mir leid; aber der Herr wird von der Partie sein, und das ist ein Ersatz.“

Das Zusammentreffen wurde entschieden verabredet, dann nahmen die beiden Besucher Abschied; der Graf mit der Zurückhaltung, die er nicht aufgegeben hatte, und Manuel mit der ganzen südlichen Hingebung und als ob er zwei alte Freunde verließe.

„War es denn nöthig, sie zu Deinem kleinen Feste einzuladen“, sagte Kilian, als sie wieder allein mit einander waren. „Ich möchte Die nie wiedersehen, welche mich an das erinnern, was ich vergessen will.“

„O, ich habe meinen Plan!“

„Hättest Du die Blicke des Grafen gesehen! Wie sie funkelten, als er auf Deinem Gemälde die Züge Marienblumens erkannte!“

„Nun, was weiter?“

„Ich habe die Ahnung, daß dieser Mensch irgend einen finstern Gedanken verbirgt.“

„Du glaubst das und es ist möglich, ich aber mißtraue eher dem Andern, siehst Du, mit seinen weißen Zähnen, scharf und spitz wie die eines Tigers, seinem verschleierten Blick und seiner einschmeichelnden Stimme. Wenn ich sie eingeladen habe, so geschah es, weil ich einen Feind wittere, ich weiß nicht weshalb, es ist Instinct, wenn Du willst, aber es ist so. Der Vorsicht wegen ist es meiner Ansicht nach besser, seine Feinde zur Hand zu haben, als sich von ihnen zu entfernen.“

„Du übertreibst, Ramus! Sprechen wir vielmehr von —“

„Von Marienblume, nicht wahr, Du egoistischer Mensch? Nun gut, ja, wir werden von ihr sprechen, so viel Du willst, und was noch besser ist, wir werden mit ihr sprechen.“

„Mit ihr! Was sagst Du da?"

„Siehst Du, mein Freund, ich gehöre nicht zu jenen unfruchtbaren Naturen, die sich damit begnügen, die vollendeten Thatsachen hinzunehmen, und die sich nicht die Mühe geben, sich zu bücken, um die Welt am Zusammensturz zu hindern. Nein! Ich war geboren, um gleich Dir Seemann zu werden, aber auf eine andere Weise, und ich wünschte, die Reise des Capitäns Cook, Dumonts, d'Urville's und anderer unermüdlicher Seefahrer zu erneuern, oder einen Corsaren in einem Kriege gegen die Engländer zu commandiren! Sobald ich daher Marienblume an diesem Fenster erblickte, sagte ich mir, daß ich mich unbedingt ihr nähern müßte — wohlverstanden, Deinetwegen. Weißt Du, was ich gethan habe, Kilian, um dieses Resultat zu erlangen?"

„Du machst der Madame Poupinel den Hof?"

„Du bist einfältig! — Besser als das! Wir wollen frühstücken, vorausgesetzt, daß Herr Bonito die Güte gehabt hat, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, und wenn es dann am Sanct Vincenz von Paul Mittag schlägt —"

„Nun?"

„Dann wirst Du sehen, welche Mittel ich aus Freundschaft für Dich anwende."

Ramus' Besorgniß war unbegründet. Das Frühstück gehörte zu den Dingen, mit welchen der Neger sich am meisten beschäftigte. Freilich überließ er die kleinlichen Sorgen für die Einzelnheiten dem benachbarten Restaurateur. Deshalb saßen die beiden Freunde bald einander gegenüber an einem kleinen Tische, der in einem Fenster in dem Zimmer des Künstlers stand, so daß sie die kleinen Fenster Marienblumens nicht aus dem Auge verlieren konnten.

Der König von Congo bediente sie.

„Mein Herr,“ sagte Bonito, indem er sich geschäftig an dem Tische zeigte, was nur eine abscheuliche Berechnung seinerseits war, denn er trug die Gerichte, nach deren Ueberbleibseln er besonders begehrte, schneller ab, als er sie aufsetzte; — „mein Herr —“

„Nun,“ fragte Ramus, „was willst Du?“

„Als ich eben hinabging, sah ich die Herren von vorhin mit dem Portier sprechen.“

„So?“ sagten die beiden jungen Männer, indem sie einen besorgten Blick wechselten.

„Ich lauschte. Der Alte fragte nach Protat; er sehr verwundert über den Wechsel. Portier hat Chatou bezeichnet.“

„Wer ist dieser Protat?“ sagte Kilian.

„Ein Schelm, der vor vierzehn Tagen hier Thürhüter war. — Der Hausherr hat wohl daran gethan, uns von ihm zu befreien.“

Der König von Congo hatte kaum den Kaffee eingeschänkt, als die Uhr die zwölf Schläge der Mittags-Stunde that.

„Das ist die Stunde,“ sagte Kilian, „zu welcher Du Dich als das Muster der Freunde zeigen solltest.“

„Du wirst nicht lange zu warten haben.“

Fünf Minuten darauf wurde bescheiden an die äußere Thür des Ateliers geklopft.

Bonito beeilte sich, zu öffnen, und verschwand dann bescheiden.

Durch die schmale Oeffnung der angelehnten Thür sah Kilian in das Atelier ein junges Mädchen von eigenthümlicher Schönheit eintreten. Sie hatte reiche Formen und der Maler empfing sie mit lebhaften Aeußerungen der Freude. Sie war im bloßen Kopfe und schien außerordentlich erschreckt zu sein.

„Apéno, Sie sind eine wahre Liebesgöttin!“ sagte Ramus, indem er sie auf den Hals küßte — einen reizenden Hals.

„Ich verstehe,“ sagte Kilian bei sich.

Dieses junge Mädchen war eben das, welches er zuvor an demselben Fenster mit Marienblume gesehen hatte.

VIII.

Das Arbeitszimmer der Nätherin.

Als Marienblume nach Paris kam, hatte sie verlangt, zu ihrer Mutter geführt zu werden. Sie bestand umsomehr darauf, da der plötzliche Wechsel, und die augenscheinlich berechnete Zurückhaltung Margarethens, sie verwirrten und ihr ein unerklärliches Beben verursachten, denn sie hatte eine Art von Ahnung, daß diese Frau, die sich nur für ihre Tante ausgab, ihre Mutter sei, und legte ihr unschuldige Schlingen, in denen die Seele Margarethens sich zuverlässig hätte fangen müssen, wenn nicht die Weisheit des Abbé Morel zwischen diesen beiden Herzen stand, die so mächtig zu einander hingezogen wurden.

Marienblume nahm daher mit beredten Blicken und unterdrückter Herzlichkeit voll Zauber und Bescheidenheit alle die Gründe auf, die der Abbé geltend machte, um eine Erkennung noch fern zu halten, die sie selbst früher oder später herbeizuführen hoffte, wenn sie nach ihrem Wunsche zu lange ausbleiben sollte.

Der Abbé Morel aber wollte, daß Margarethe moralisch wieder zu Ehren gekommen sein sollte, ehe sie sich enthüllte. Er wollte, daß diese gesuchte, so von Aufmerksamkeiten umgebene, selbst in ihrer Gesunkenheit so gefeierte Frau, die in der Lage, welche sie sich geschaffen hatte, mit einer Art von Ehrerbietung umgeben war, auf alle ihre

Vortheile verzichtete, um wieder die Führerin des jungen Mädchens zu werden, welches ehrenwerthe Eltern ihr zurückgegeben hatten. Vergebens behauptete Margarethe, daß eben die Reinheit Marienblumens sie hindern würde, den Abgrund zu erblicken und mit ihr in denselben hinabzusinken, und daß es ihr leicht sein würde, sie über die Natur ihres Luxus und ihre Stellung in der Welt zu täuschen. Der tugendhafte Priester willigte nicht in diese Ausflüchte, und da er sich stark fühlte durch die guten Absichten der Frau, deren Herz er als im Grunde redlich erkannte, beharrte er darauf, daß sie den Weg verfolgen sollte, den sein unbeugsames Zartgefühl ihr vorzeichnete.

Marienblume wurde demzufolge bei Madame Poupinel in die Lehre gebracht, eine Frau von vortrefflichen Grundsätzen und einem reinen Gewissen. Madame Poupinel hatte keine eigenen Kinder und versprach, Marienblume wie ihre Tochter zu behandeln.

Die Wohnung der Nähterin lag, wie wir sahen, im zweiten Stock, aber an einer anderen Stiege, als die zu dem Arbeitszimmer. Dieser Flügel des Hauses war nicht so hoch wie die andern, und über demselben lag ein Dachgeschoß, von welchem drei Zimmer durch eine kleine Wendel-Treppe mit den unteren Gemächern zusammenhingen. Eine dieser Stuben war für Marienblume eingerichtet worden und man hatte sie zu einem Schmuck-Kästchen gemacht. Die Tapeten, die einfachen Mahagonimöbel, der einfache Teppich, der den Fußboden bedeckte, machten das Zimmer in der That zu einem Aufenthaltsort, der selbst nach der Pracht des Hôtel Fereira nicht ganz zu verschmähen war.

Hier hatte Ramus sie gleich am Morgen nach seiner Rückkehr erblickt.

Das Arbeitspersonal der Madame Poupinel bestand aus fünf Nähterinnen, eingerechnet die Neueingetretene, und zwei kleinen Lehrmädchen. Natürlich plauderten die jungen Mädchen mit einander, und Marienblume, die einen offenen und freimüthigen Character hatte, fand Gefallen daran, das unablässige Geschwätz der Einen von ihnen anzuhören. Diese bemerkte Ramus ebenfalls eines Morgens an dem Fenster Marienblumens, zu der sie gekommen war, um sie zu besuchen, ehe sie an die Arbeit gingen; denn sie wohnte auswärts.

Sie war eine Brünette von jener aufgeweckten und sinnlichen Schönheit, von welcher die antike Bilderzeit uns so anmuthige Beispiele in den eigenthümlichen Frauen gibt, die zum Vergnügen geschaffen und Priesterinnen der Göttin Wollust waren.

Sie hatte eine einfache, doch sorgfältig gewählte Toilette und man erkannte unter der sinnreichen Gesuchtheit ihrer Armuth den Instinct der Eleganz und das Verlangen, zu glänzen. Sie hatte einen Schnitt ihrer Kleider angenommen, den sie, wie sie eines Tages erklärte, nie mehr aufgeben wollte, nachdem sie die Wirkung desselben an Madame Margarethe erkannt hatte: Ein auf der Brust viereckig ausgeschnittenes Leibchen, eine ältere Mode, die zur Zeit Franz I. sehr beliebt war und deren anmuthige Gefälligkeit seitdem noch durch keinen andern Schnitt überboten wurde.

Dieses junge Mädchen war Apéno.

Das war ein Spottname. Er war ihr in einem andern Atelier vor fünf oder sechs Jahren gegeben worden, als sie noch lernte; da die Werkstätten der bessern Nähterinnen in einem Zustande fortwährender Nebenbuhlerschaft sich befinden, werden die Gewohnheiten der einen stets in die

anderen verpflanzt, so daß das junge Mädchen den sonderbaren Namen beibehielt, an den sie sich übrigens so sehr gewöhnt hatte, daß sie nur schwer auf den gehört haben würde, den ihr Geburtszeugniß angab. Er rührte von einer eigenthümlichen und doch sehr einfachen Gewohnheit her. Sie hatte die Sucht, alle Arien zu singen, die sie hörte, entweder auf der Straße oder in den kleinen Theatern; aber während sie eine ziemlich hübsche und umfangreiche Stimme besaß, hatte sie nie den Rhythmus oder den Tact behalten können. Indem sie daher die köstliche Romanze Joseph's anstimmte: A peine au sortir de l'enfance! rief sie beständig: A peine au! und ließ dann zwischen diesen Worten und den darauf folgenden einen so langen Zwischenraum, daß sie jederzeit das homerischste Gelächter erweckte.

Dieser Name blieb ihr also, und da sie in der Orthographie nicht sehr stark war, schrieb sie ihn eines Tages, als man dies von ihr verlangte, so nieder, wie sie ihn aussprach: Apéno.

Madame Poupinel hatte nicht mit großer Befriedigung das Vergnügen bemerkt, welches ihre neue Schülerin an diesem sonderbaren Mädchen fand, und eines Tages, als sie dies gegen Marienblume bemerkte, fragte diese auf eine so natürliche und unbefangene Weise, weshalb, daß die verständige Dame es nicht wagte, es ihr zu sagen und sich damit begnügte, die Verbindung zu überwachen, um sie an zu großer Vertraulichkeit zu hindern.

Was Herrn Poupinel betrifft, so muß man gestehen, daß die Anwesenheit Apéno's in dem Arbeitszimmer bei ihm eine gewisse Zerstreutheit veranlaßte. Der glückliche Mensch, der in der Vollkraft des Alters stand und den Leidenschaften noch sehr zugänglich war, denn er zählte kaum fünfundvierzig Jahre, konnte sich nicht enthalten, zuweilen auf diese

ein wenig gemeine Syrene Blicke zu richten, deren Feuer er sich innerlich vorwarf. Er gestand es sich nicht unbedingt, aber dennoch ist es wahr, daß sie ihn verwirrte, und nicht ohne außerordentlich zu erröthen, senkte er unwillkürlich die Augen, so oft die braune Apéno ihren durchbohrenden Blick eines wahrhaft asiatischen Auges auf ihn richtete.

Und Poupinel war oft der Gefahr ausgesetzt, zu erröthen und sich zu verwirren, denn in dem Arbeitszimmer der jungen Mädchen selbst führte er jene gelehrten Zuschneidereien aus, die sein Haus, ohne daß er es noch ahnte, zu dem ausgezeichnetsten von ganz Paris gemacht hatten.

Apéno arbeitete schnell und gut, aber sie war außerordentlich träge, und diese Trägheit veranlaßte sie zu vielen Abwesenheiten aus dem Atelier. Bald blieb sie ganze Stunden aus, wenn man sie fortschickte, entweder zu Kaufleuten oder zu Kunden, bald ging sie ganz einfach nach dem Zimmer Marienblumens hinauf und streckte sich dort auf das Bett, wo dann der Schlaf sich bald ihrer Sinne bemächtigte.

Wenn Madame Poupinel sie schlafend überraschte, ermangelte sie nicht, ihr, und zwar sehr unbesonnen in Gegenwart ihres Mannes, bemerklich zu machen, daß Die, welche in der Nacht gut schlafen, nicht nöthig haben, sich am Tage auszuruhen. Auf diese Beschuldigung antwortete Apéno nichts; allein der unschuldige Poupinel erröthete zuweilen so gewaltig, daß seine Frau sich mit einigem Grunde dadurch hätte verwundert fühlen können.

Ramus behandelte Poupinel Anfangs ganz wie einen Kameraden, bald aber vermochte er zu beurtheilen, wie redlich und gerade dessen schöne Seele sei; er verzichtete deshalb auch darauf, sich seiner zu bedienen, um mit Marienblume in Verbindung zu treten, und im Interesse seines Freundes richtete er seine Augen auf Apéno. Er lauerte am Abend

auf sie und hatte keine Mühe, sich bei ihr Gehör zu verschaffen.

Die Eroberung war leicht und er besaß für ein junges, eitles und kokettes Mädchen eine mächtige Anziehungskraft: er erbot sich, ihr Bild zu malen.

Wie viele Evastöchter die Maler so gefangen haben, mag Gott wissen!

Seit drei Tagen nun ging Apéno jederzeit um Mittag aus, um bei einer benachbarten Krämerin Nadeln oder einen Fingerhut zu kaufen, und sie blieb dabei eine gute Stunde fort.

Die Thür von Ramus' Zimmer war nicht so dicht, daß Kilian nicht die Aeußerungen hören konnte, welche das junge Mädchen zu der vorgeblichen Krämerin machte. Als daher die Stunde vorüber war und der Maler ihm seine Freiheit zurückgab, hatte er ein so trübes, sorgenvolles Gesicht, daß der Künstler sich nicht enthalten konnte, ihn nach der Ursache davon zu fragen.

„Mein lieber Freund," sagte Kilian, „ich begreife nicht, daß ein Mensch von so viel Herz und Geist, wie Du, nicht erkannte, Marienblume könnte nicht die Genossin einer Person sein, die so — so eigenthümlich ist, wie Mademoiselle Apéno."

„Mein Lieber, Marienblume ist ein Spiegel der Reinheit, der die Bilder, welche er zurückwirft, nicht bewahrt."

„Zugestanden; aber ein Hauch genügt, um ihn zu trüben."

„Du hast Recht," sagte Ramus, der plötzlich ernst wurde.

„Du hättest daran denken sollen."

„Ja, was willst Du? Apéno ist das sonderbarste Geschöpf, dem ich seit langer Zeit begegnet bin. Indem ich sie studirte, indem ich das Gute zu erkennen suchte, was in ihrer ein wenig schlechten Organisation liegt, dachte ich nicht

an das Böse, was sie bewirken kann. Du hast Recht, mein Freund, und wir wollen daran arbeiten, daß — es ist sehr delicater Art!"

„Nach dem Wenigen, was ich hören konnte, scheint sie das Vergnügen zu lieben und die Arbeit zu verabscheuen."

„Zugegeben! Sie verhehlt dies nicht —"

„Sie kann daher nicht lange in diesem Hause bleiben—"

„Sie ist erst seit sechs Monaten in ihrer gegenwärtigen Stellung."

„Würde sie fortgeschickt, so würde man sie sicher nicht sehr vermissen!"

„Ich verstehe Dich, mein Freund, und bewundere Dich! — Weißt Du wohl, daß Du grausam wirst? Mein Ehrenwort darauf. Gewiß, wenn ich wollte, so würde ich hundert Gründe finden können, um sie aus dem Atelier fortweisen zu lassen. Aber das wäre eine schlechte Handlung. Wer weiß, ob sie anderwärts eine Stelle fände? Bei einer Natur, wie die ihrige, müßte der Müßiggang ihr ein fürchterlicher Rathgeber sein, und wir hätten uns vielleicht unser ganzes Leben lang den Vorwurf zu machen, zu dem Unglück dieses Mädchens beigetragen zu haben! — Nein, das wäre mehr als eine schlechte Handlung; es wäre eine Nichtswürdigkeit!"

„Indeß willst Du doch Deine Maitresse aus ihr machen?"

„Nein, das schwöre ich Dir! Wenn ich sie hierher zog, so geschah es, um von ihr Angaben über das Leben Derjenigen zu erhalten, die Du liebst. Sie müssen schon vertraute Mittheilungen mit einander ausgetauscht haben, und nach dem, was uns auf diese Weise enthüllt worden wäre, hätten wir dann daran denken können, eine passende Zukunft zu bilden. Ich weiß nicht, wer die neuen Eltern Marienblumens sind, wir haben keine Ahnung von dem ihr be-

stimmten Loose und obgleich Deine Absichten rein und edel sind, muß man doch wissen, wohin man geht; sobald Du aber glaubst — und das ist jetzt auch meine Ueberzeugung — daß Marienblume sich nicht in guten Händen befindet, ist das eine andere Sache. Man muß daran denken, sie zu trennen. Aber auf welche Weise? Das ist die Frage!"

„Welch ein Unglück", sagte Kilian, „sie plötzlich in diese demüthige Lage versunken zu sehen, sie, die dazu geboren war, einen Thron zu besteigen; sie der Gefahr ausgesetzt zu sehen, ihre Reinheit durch die bloße Berührung Derer getrübt zu sehen, welche jetzt ihres Gleichen sind!"

„Ja, das ist abscheulich, Freund Kilian, aber die Gefahr konnte für sie auch in der großen Welt bestehen. Es fehlt auch dort nicht an verderbten Naturen. Du hast richtig geurtheilt, Apéno ist gefährlich; ich glaube jetzt, daß sie nichts mehr zu lernen braucht, und daß Der, welcher sie heute beschäftigte, weder der Erste noch der Letzte sein würde. Aber wenn der Zufall nicht gewollt hätte, daß Madame Poupinel sie verwendete, so ginge Alles gut, denn die andern jungen Mädchen scheinen sehr anständig zu sein —"

„Das beweist —"

„Mischen wir uns nicht hinein, sage ich Dir!"

„Ich habe einen Gedanken. Ich sah oft bei Dir Frauenzimmer, minder schön, als dieses junge Mädchen, und die binnen wenigen Stunden so viel Geld gewinnen, wie sie in ihrem Atelier in zwei Tagen verdienen können."

„Kilian, Deine Liebe macht Dich nicht nur grausam, sondern auch egoistisch! Ein abscheulicher Fehler, der schlimmste von allen, denn er bewirkt jedes Unglück. Du willst sie, dieses arme Mädchen, dem verabscheuungswürdigsten Handwerk widmen, dem Malermodell! Du weißt nicht, was das ist, mein armer Freund, sonst würdest Du das nicht gesagt

haben! — Es ist die letzte, hörst Du wohl, die letzte von allen Sprossen, die ein Weib hinabsteigen kann! Denn es umschließt jede Verworfenheit."

„Kann man dies Geschäft nicht üben und dennoch rechtschaffen bleiben?"

„Unmöglich! Einige haben es versucht, aber sie haben nicht widerstehen können; übrigens hat man schon seinen Heiligenschein der Reinheit verloren, wenn man es beginnt."

„Sprechen wir nicht weiter davon; dennoch muß Marienblume mit diesem jungen Mädchen brechen."

„Es muß sein, ja; aber wie sollen wir dahin gelangen?"

„Suche! Du wirst es ausfindig machen!"

„Ich denke wohl daran, ihr durch Bonito ein Billet übergeben zu lassen, aber der Dummkopf würde irgend eine Albernheit begehen, und dann — wird sie es annehmen? Gleichviel, schreibe immerhin, ich will die Sache bedenken. Bonito!"

Während Kilian schrieb, hatte der Maler die größte Mühe von der Welt, seinen Neger zu finden, der sich in eine schwarze Kammer verkrochen hatte, wo der König von Congo ohne Achtung für die Majestät seines Diadems auf einem Haufen von Reisigbündeln und Steinkohlen schlief.

Ramus machte sich an die Arbeit; das war sein bestes Mittel zum Nachdenken.

Als Kilian seinen Brief beendigt hatte, stand Ramus auf.

„Ich bin ein Gimpel," sagte er; „die Sache ist klar wie der Tag. Ist nicht Poupinel mein Freund und male ich nicht das Bild seiner Frau? Ich werde zu ihnen gehen, und wenn ich nicht mit dem Kinde sprechen kann, so stecke ich ihr Deinen Brief zu. Von mir wird sie ihn nehmen, davon bin ich überzeugt."

„Fürchtest Du nicht, den Argwohn der guten Leute zu erwecken?“

„Ei was! Ich habe zehnmal bei ihnen zu Mittag gegessen!“

„Nun denn, wie Gott will!“ sagte der Officier, indem er seinem Freunde den Brief gab, den Ramus so klein als möglich zusammendrückte.

Darauf kleidete er sich ein wenig um und eilte aus dem Atelier, seinen Freund mehr todt als lebendig zurücklassend; denn das Billet, welches der Maler mit sich nahm, war ebensowohl eine neue Liebeserklärung, als eine Reihenfolge von Rathschlägen über das Benehmen, welches das junge Mädchen seinen Arbeitsgenossinnen gegenüber beobachten sollte. Der Eintritt des Künstlers war ein Ereigniß für die Poupinel's, ein um so überraschenderes Ereigniß, da man weiß, wie wenig verschwenderisch die Maler — das heißt die, welche arbeiten — in der Regel mit der Zeit sind, welche das Tageslicht ihnen läßt.

Freilich besteht davon im Monat August ein Ueberfluß.

Das Ehepaar wollte Ramus durchaus in den Salon führen, aber mit seiner gewöhnlichen Derbheit erklärte er, der Gegenstand seines Besuches forderte, daß er in dem Arbeitszimmer bleibe. Man mußte nachgeben.

Außer den beiden kleinen Lehrmädchen waren fünf erwachsene Mädchen in der Werkstätte, sämmtlich frisch und rosig in ihren einfachen Sommeranzügen, und dies Schauspiel allein schon hätte genügen können, um die Laune des Künstlers zu erklären, denn bei den strengen Grundsätzen der Madame Poupinel hätte er es nicht gewagt, einen solchen Gedanken zu äußern.

Apéno und Marienblume stellten sich, als arbeiteten sie mit allem Eifer. Beide aber waren überzeugt, daß der

Besuch des jungen Malers ihnen persönlich gelte, und verloren ihn daher nicht aus den Augen.

Unter dem Vorwande, die Stoffe, an denen die Mädchen arbeiteten, zu bewundern, ging er von der Einen zu der Andern, indem er dabei beständig mit den beiden Gatten sprach.

Als er seine Bemerkungen über die Robe erschöpft hatte, glaubte er zu dem eigentlichen Zwecke seines Besuches kommen zu dürfen.

„Nun, meine liebe Madame Poupinel,“ sagte er, „ich habe seit diesem Morgen sehr ernste Betrachtungen über das Bild angestellt, welches Sie der fernsten Nachwelt hinterlassen wollen.“

„Welches?“ sagte die Nähterin, erschreckt durch diese feierlichen Worte.

„Das Kleid, welches Sie wählten, ist schlecht. — Werden Sie nicht böse! Es ist prachtvoll, aber man wird davon auf dem Bilde nur wenig sehen, und es wäre daher besser, ein anderes anzuwenden. — Lassen Sie uns ein wenig suchen!“

„Eine Sammtrobe?“ sagte sie.

„Ei, meine Liebe, was fällt Dir ein!“ rief der Mann erschreckt.

„Meine Kunden liefern sie mir,“ sagte sie begütigend.

„Etwas anderes!“ meinte der Maler.

„Das ist schwer!“ versicherte Poupinel.

„Eben deshalb wollte ich hier bleiben!“ rief der Maler. „Ich rechnete auf die Ideen und den guten Geschmack der Damen. Kennen Sie das portugiesische oder spanische Sprichwort: Mira usted! — Tengo una carta para usted?“

Die beiden Gatten versicherten, daß sie davon durchaus nichts verständen.

Ramus hatte diese spanischen Worte gesprochen, indem er Marienblume verstohlen ansah. Er wußte, daß sie, obgleich sie nur portugiesisch sprach, ihn dennoch verstehen würde.

Das, was er für ein Sprichwort ausgab, hieß: Aufgepaßt! Ich habe einen Brief für Sie!

„Das Sprichwort sagt, der Rath Mehrer ist dem eines Einzigen vorzuziehen,“ erklärte Ramus.

„Das ist viel in so wenig Worten!“ rief Poupinel.

„Die spanische Sprache ist bewundernswürdig in ihrer Kürze,“ versicherte mit unwandelbarem Ernste der Maler. „Ich bin für eine einfache antike Draperie und habe hier schon, was ich suche.“

Dabei näherte Ramus sich Marienblume und entzog ihren Händen den weißen Caschemirstoff, an welchem sie nähte.

„Verzeihen Sie, Mademoiselle,“ sagte er, „nur eine Minute!“

Marienblume antwortete nichts, aber sie wurde roth, wie eine glühende Kohle.

Der Maler hüllte nun den Stoff in einen reichen Faltenwurf um die Schultern der Madame Poupinel, die sich ihm gefällig hingab. Er legte hier eine Falte, steckte dort eine Nadel, schien aber plötzlich in Verlegenheit zu gerathen und bat Marienblume, ihm beizustehen und eine Falte zu halten. Dabei wußte er ihr geschickt den Brief zuzustecken, den sie in ihrer Hand verbarg, die wie ein Espenlaub zitterte, denn zum ersten Male in ihrem Leben befand das arme Kind sich in einer solchen Lage und ihr Herz klopfte zum Zerspringen.

„Und nun, schöne Frau“, wendete Ramus sich zu der Nähterin, „rechne ich auf Sie —“

„Morgen Früh“, erwiderte sie „wie gewöhnlich. Es freut mich wirklich, daß ich die Heimlichkeit nicht mehr nöthig habe, sie wurde mir recht lästig.“

„Um so mehr“, entgegnete er, „da Herr Poupinel Vermuthungen hätte anstellen können —“

„Still!“ sagte Prudentia mit geziertem Wesen und begleitete darauf den Künstler bis zur Treppe.

An eben diesem Abend war es Mitternacht, als Ramus nach Hause zurückkehrte. Er ging ohne Licht die Stiege hinauf, und als er den Schlüssel in das Schlüsselloch steckte, legte eine Hand sich auf seinen Arm.

Er war nicht feige, aber doch erbebte er und suchte die Dunkelheit zu durchdringen, indem er rief: „Wer da!“

„Ich bin es“, sagte eine zitternde Stimme.

„Apéno!“ rief Ramus verwundert, öffnete hastig seine Thür und zündete eine Kerze an.

Das Mädchen sank nieder auf den Divan und weinte heftig.

„Mein Kind“, sagte er freundlich, „was ist Ihnen?“

„Mich hat Ihr Benehmen nicht getäuscht! Sie lieben sie!“

„Wen denn?“

„Diese Marienblume.“

„Die Blonde?“

„Spielen Sie noch den Unschuldigen!“

„Ich schwöre Ihnen, Apéno —.“

Sie brach aber auf's Neue in Klagen aus und wollte den Gedanken nicht aufgeben, der Ramus sehr peinlich war, da er fürchtete, daß diese unbegründeten Klagen später laut gegen Die geäußert werden möchten, welche der unschuldige Gegenstand derselben war.

IX.

Kriegserklärung.

Ramus faßte muthig seinen Entschluß und schwur nicht nur bei allen möglichen Göttern, daß er ihre neue Kameradin nicht liebte, sondern daß er sie sogar kaum angesehen hätte.

„Der Beweis?“ sagte die eigensinnige Apéno.

„Der Beweis —“, entgegnete Ramus in der höchsten Verlegenheit, „ist — daß ich Sie liebe.“

Und so diente der Zufall Kiltan über seine Wünsche, denn gleich am nächsten Tage deutete Ramus, der durch die angeborne Verderbtheit erschreckt war, welche er bei diesem Mädchen entdeckte, Apéno an, daß sie Madame Poupinel danken und für immer das Atelier derselben verlassen sollte.

Apéno versprach zu gehorchen und kam ziemlich spät zur Arbeit. Sie empfing ohne Murren die Vorwürfe der Herrschaft. Sie wollte ohne Ramus Wissen nur ihre Woche beendigen. Es fehlten daran nicht mehr wie zwei Tage.

Am nächsten Tage kam sie erst um Mittag in das Atelier, und als sie auf dem Treppenabsatz stehen blieb, um die Thür zu öffnen, begegnete sie einem jungen Manne, der sie eifrig zu der Kleiderhändlerin einführte.

Als Marienblume diesen jungen Mann erblickte, fing sie an zu zittern.

Sie hatte ihn nie gesehen, aber bei dem ersten Worte, das er sprach, und bei dem Blicke, den er auf sie richtete, erkannte sie ihn.

Es war ihr Cousin Manuel von Portalègre, eben Der, den sie hatte heirathen sollen.

Sie erbebte.

„Was will er hier?“ fragte sie sich mit geheimem Schrecken.

Indem Margarethe Marienblume entführt hatte, entzweite sie sich in gewisser Beziehung mit einer Fraction der XXVI. des Pique-Aß. Ohne daß noch irgend eine böse Stimmung sich in Beziehung auf sie offenbarte, fühlte sie, daß sie der Gegenstand eines Verdachtes sei, der von einem Augenblicke zum andern in eine entschiedene Feindschaft ausarten konnte, und jetzt, wo ihr Leben durch eine unendliche Liebe für ihr Kind erfüllt wurde, zitterte sie innerlich und fühlte sich nicht mehr so muthig wie ehedem.

Uebrigens war die Gefahr sogar noch größer, als sie dachte.

In der That hatte die Gesellschaft sechzehn Jahre lang nach den Millionen der Familie Castel-Branco gestrebt, und an dem Grafen verzweifelnd, der ihr aus den Händen schlüpfte, Dank seiner Kühnheit und indem er Denen drohte, die ihn zu beherrschen strebten — hatte sich der ganze Eifer der Berechnungen und Machinationen des Vereines auf Marienblume gerichtet. Nun war diese Sache in gewisser Beziehung als das Hauptwerk der Vorsteher der Verbindung betrachtet worden, und wenn Yorghi, Boleslav und Gontram sie zum Gegenstande einer Intrigue machten, so geschah es in Folge der Annäherung, die sie zwischen der Erbin und dem Portugiesen Manuel von Portalègre herbeiführen konnten.

Der Patriarch ließ sie thun und handeln und bewahrte dabei mit Berthold das große Geheimniß dieses Kindes, indem er sich stets vorbehielt, es im entscheidenden Augenblicke zu offenbaren.

Dieser Augenblick war der, in welchem Marienblume nach dem Tode ihrer Großmutter als Tochter Margarethens erklärt werden sollte — wohlverstanden, nachdem sie geerbt hatte. Und sie rechneten darauf, die Marquise ein solches Testament machen zu lassen, daß der veränderte Stand ihrer vorgeblichen Enkelin durch die enterbten Seiten-Verwandten nicht angeführt werden könnte, um die Erbschaft für ungiltig zu erklären.

Deshalb hatte Berthold sich in Trouville in die Gunst der Familie eingeschlichen.

Sein Tod störte plötzlich die Pläne des Patriarchen, der sich zwar von der Welt zurückgezogen hatte, sich aber doch noch viel mit der Zukunft der Gesellschaft beschäftigte, die er begründet hatte und die sein Stolz geworden war.

Der Engländer Kingston nun suchte den Patriarchen auf und vertraute ihm seinen Zweifel über den unerklärlichen Selbstmord des Doctors; für sie Beide war es erwiesen, daß entweder Margarethe oder Manuel den Doctor Berthold tödteten oder tödten ließen. Die Hypothesen neigten sich indeß mehr auf Seite des Portugiesen, denn Kingston, der durch Berthold in Kenntniß gesetzt worden war, wußte, daß Manuel sein erstes Rendezvous mit seiner Geliebten an eben dem Orte gehabt hatte, wo der Leichnam des Doctors durch die Behörde aufgehoben wurde.

Margarethe glaubte nur den Zorn der drei Verbündeten B, S und H fürchten zu müssen und zitterte dennoch. Hätte sie auch den des Patriarchen geahnet, so würde sie sich für verloren gehalten haben.

Indeß fuhr sie fort, die Gesellschaft mit ihrer gewöhnlichen Intelligenz zu leiten. Allein die Sorgfalt, die sie anwendete, um die Rechnungen derselben zu ordnen, weissagte irgend ein Ereigniß. Yorghi wollte sich nicht ausstechen lassen.

Stets begleitet von seinen Getreuen, Boleslav und Gontran, begab er sich zu dem Patriarchen — in dessen kleines Hôtel der Rue du Rocher.

„Meister,“ sagte er, „unsere Statuten haben den Fall nicht vorausgesehen, daß ein Vorstand abgesetzt werden könnte.“

Der Greis richtete einen scharfen Blick auf die drei Unzertrennlichen.

„Nein,“ erwiderte er dann nach einigem Schweigen, „weil wir den Ehrgeiz nicht zugestanden haben und nur die geleisteten Dienste anerkennen.“

„Ein Verbrechen des Hochverrathes gegen die Gesellschaft verdient indeß Strafe.“

„Ja, wenn die Handlung als ein Verbrechen von Denen betrachtet wird, die darüber zu urtheilen haben.“

„Meister, wir wissen, daß die Alte uns keine Rechenschaft über ihre Handlungen schuldig ist, ausgenommen, wenn sie dem Zwecke des Werkes nachtheilig sind.“

„Wagen Sie, sie dessen anzuklagen?“

„Ja,“ erwiderte Yorghi.

„Sie und diese Herren?“

„Ja,“ entgegneten die beiden Anderen.

„Nun, dann wissen Sie, daß die Anklage in ihrer Gegenwart vorgebracht werden muß, doch nur durch einen Ihresgleichen, das heißt, durch den Patriarchen einer Gesellschaft, welche mit der unseren verbrüdert ist.“

„Meister, es ist Gefahr im Verzuge und Sie besitzen dieses Recht.“

„Ich weiß es — und noch mehr, ich weiß auch, wessen Sie sie beschuldigen.“

„Dann gestatten Sie mir, Meister, mich zu verwundern, daß Sie nicht schon zu diesem Zwecke eine außergewöhnliche Versammlung beriefen.“

„Ich will sie zunächst befragen, dann das fortsetzen, was die Justiz eine Untersuchung nennt, und darauf sehen, ob Grund vorhanden ist, einzuschreiten.“

„Meister, wir haben keinen einzigen Augenblick an Ihrem Eifer gezweifelt, aber ich wiederhole Ihnen, es ist Gefahr im Verzuge.“

„Sehen Sie sich vor, junge Männer, — nicht vergebens würden Sie mich zur Wiederausübung meiner Oberherrschaft berufen haben. Seitdem wir existiren, ist eine einzige Ausstoßung ausgesprochen worden — und diese Entscheidung hat beinahe unsere Verbindung gestürzt, weil sie fürchterliche Folgen hatte. Man muß seine Feinde nicht unter Mitschuldigen rekrutiren.“

„Meister, ich kenne den Fall, den Sie erwähnen; Berthold hat ihn mir offenbart und er bildet einen Vorgang, der uns gegen Verrath sichert.“

„Junge Männer, ich wiederhole es Ihnen, sehen Sie sich vor!“

„Wer das Ende will, will auch die Mittel!“ sagte Yorghi mit wildem Wesen. „Nicht wahr, meine Herren?“ fuhr er fort, indem er sich an seine Freunde wendete.

„Ja“, antworteten Boleslav und Gontran mit zuversichtlicher Stimme.

„Meine Herren, was Sie da zu verlangen wagen, ist etwas Abscheuliches! Wer sagt Ihnen, daß die Erin-

nerung an jene Handlung nicht zum großen Theile den Kummer ausmacht, durch den meine Seele niedergebeugt wird? Der Vertrag, der uns vereinigt, ist ein Vertrag des Vergnügens, gegen welchen das Gesetz nur die leichtesten Strafen anwenden könnte; machen wir ihn nicht zu einem Vertrage des Blutes!"

„Meister", erwiderte seinerseits der Russe Boleslav, „vor einigen Tagen beschuldigten wir die Alte der Lauheit, jetzt beschuldigen wir sie entschieden des Verrathes."

„Junge Männer, vor zehn Jahren wollte Einer von Ihnen uns verrathen; er hatte von dem Procurator des Königs eine Zusammenkunft für den nächsten Tag gefordert. Eine Stunde, ehe er sich zu demselben begeben wollte, wurde er todt in seinem Bette gefunden, mit einem Dolche in der Brust. Das ist die Strafe, welche der Verrath verdient, und eine Bestrafung derart ist es, die Sie fordern!"

„Nein, Herr, und tausendmal nein, aber die Alte hat sich in Folge von Intriguen, die wir nicht durchschauen, und zu einem Zwecke, den wir nicht kennen, der jungen Marienblume bemächtigt, während sie gleichwohl wußte, daß wir auf sie die größten Hoffnungen stützten."

„Wer sagt Ihnen, daß es nicht zu einem für die Gesellschaft nützlichen Zwecke geschah?"

„Alle ihre Schritte, ihre eilige Reise, die Plötzlichkeit ihres Gelingens. Bei dem Allen muß ein persönliches Interesse im Spiele sein."

In diesem Augenblicke hörte man draußen die Glocke der Eingangsthür erschallen.

„Kommen Sie", sagte der Greis, indem er sie mit sich fortzog. „Sie sollen Alles erfahren."

Die jungen Männer folgten ihm in das anstoßende Gemach. Dies war ein Zimmer, welches zugleich dem Ar-

beitscabinet eines Schriftstellers, dem Atelier eines Malers und der Loge eines Schauspielers glich. Man erblickte hier verworrene und beträchtliche Haufen von namenlosen Dingen: Perrücken, Costume, Schönheitsmittel, Pinsel, Spiegel, Bücher, Gemälde, eine Sammlung von Schädeln und Köpfen nach dem Systeme von Gall und Lavater — ein entsetzliches und komisches Pandämonium.

„Was auch geschehen möge," sagte der Greis, „zeigen Sie sich nur, wenn ich Sie rufe, und selbst mit offenem Gesichte darf man Sie dann nicht erkennen."

Der Patriarch drückte nun an einer Feder, die in Armeshöhe lag und in dem Rahmen eines venetianischen Spiegels verborgen war. Sogleich verschob sich der Spiegel, das heißt, er wurde oben in die Höhe geschoben, und der Theil der Mauer, den er entblöst ließ, zeigte eine glatte Fläche, die mit einem Stoffe bedeckt war, dessen Falten der Greis bei Seite schob.

„Hören Sie!" sagte er mit leiser Stimme, indem er auf diese Oeffnung deutete.

Und er ließ die drei Männer in diesem Gemache.

Einige Minuten darauf hörten sie den bezaubernden und wohlbekannten Klang der reizenden Frau, welche sie die Alte nannten.

In der That hatte der Patriarch, indem er in den Salon zurückkehrte, Margarethe in demselben gefunden.

„Sie ließen mich rufen, mein Herr?" sagte sie mit trüber Stimme.

„Margarethe," sagte der Greis streng, „Sie sind eine Frau von Geist und Kopf; ich werde daher auch Ihre Zeit und die meinige nicht durch nutzlose Fragen vergeuden, um andere um so besser zu verhehlen. Ueberdies kennen wir uns

lange genug, um auf diese unnütze Diplomatie zu verzichten. Ich gehe gerade auf das Ziel los."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Welches war Ihr Zweck, als Sie Fräulein da Fereira entführten?"

„Sie wissen das, mein Herr?" sagte Margarethe lächelnd.

„Wäre Kingston auch nicht in Trouville gewesen, so hätte es doch genug gleichgiltige Menschen gegeben, um es uns mitzutheilen."

„Nun wohl, dann müssen Sie auch Alles wissen und haben nicht nöthig, mich einem überflüssigen Verhöre zu unterwerfen."

„Hören Sie, Margarethe. Es liegt in der Handlung, die Sie vollbrachten, etwas, das mir entgeht und ich wage es nicht, dabei stehen zu bleiben. Indeß darf nicht die geringste Dunkelheit über alles das walten; Sie sind nicht für sich allein unabhängig, sondern haben eine Stellung angenommen, die Sie zwingt, den unbestreitbaren Geist der Gegenseitigkeit zuzugestehen. Antworten Sie also offen: Haben Sie bei dieser Veranlassung in der Absicht gehandelt, dem Pique-Aß nützlich zu sein, oder gaben Sie nur einer persönlichen Neigung nach?"

Bei diesen letzten Worten erblaßte Margarethe und wich einige Schritte zurück; die Hand gegen den Greis ausstreckend, rief sie mit einem unaussprechlichen Tone des Schreckens:

„Ha, Sie wissen noch mehr, als Sie sagen, mein Herr!"

„Margarethe, man entführt nicht so ein Mädchen von sechzehn Jahren einer reichen und geachteten Familie, ohne daß dabei ganz andere und mächtigere Interessen im Spiele sind, als die einer Verbindung, wie die unsrige ist!"

„Kommen Sie zu Ende, mein Herr; kommen Sie zu Ende —“

„Nun wohl! Es ist nicht Fräulein da Fereira, die Sie ihren Eltern entführten, sondern es ist Ihre Tochter!“

„Ha!“ sagte Margarethe, indem sie wie vernichtet auf den Divan sank.

„Margarethe, seit dem Tage, an welchem Ihre Tochter in dies Haus eintrat, sagten wir uns Alle, daß das ungeheure Vermögen, welches sie einst erben würde, uns gehört. Deshalb haben wir stets den Grafen von dieser Seite in Ruhe gelassen; jetzt aber sind durch Sie und Ihre Unbesonnenheit unsere Träume, die der Verwirklichung so nahe standen, plötzlich vernichtet worden. Sie sind deshalb des Verrathes angeklagt; denn indem Sie in unsere Reihen eintraten, leisteten Sie Verzicht auf alles Andere und schwuren unserem Werke Gehorsam und Ergebung. Ihre erste Pflicht, als Sie von der Existenz Ihres Kindes hörten, wäre daher gewesen, uns zu Rathe zu ziehen.“

Während dieser Worte war die Alte wieder zu sich gekommen; sie erhob den Kopf.

„Ich bewundere Sie wahrlich!“ sagte sie mit einem stolzen Lächeln. „Wie, ich sollte Ihnen sagen: Ich habe meine Tochter wieder gefunden, die ich seit sechzehn Jahren für todt hielt; was entscheiden Sie, daß ich mit ihr anfangen soll? Sie hätten befohlen, sie in dieser Familie leben zu lassen, alle Regungen meines Herzens zu unterdrücken, mich durch die entsetzliche Selbstverläugnung bei Ihren finstern Werken zu vernichten — und statt dieses Kind meiner Liebe, diese geheiligte Frucht meines Schooßes, zu mir zu rufen, hätten Sie mir geboten, Ihnen beizustehen, um Ihre Intriguen zu verwirklichen und es zu einem unschuldigen Mitschuldigen eines abscheulichen Raubes zu machen! — Nein,

meine Herren, nein! Das hätten Sie nicht erlangt! Ich schwöre es Ihnen bei Christus, oder ich hätte dabei mein Leben gelassen!"

„Um so schlimmer, Margarethe, denn es würde uns peinlich gewesen sein, mit einer Frau, die wir wahrhaft lieben und verehren, einen Kampf zu beginnen."

„Ja, ich bin für Sie eine Vorsehung gewesen; ich habe Sie mit Reichthümern überhäuft. Sie thun wohl, sich heute daran zu erinnern, mein Herr, denn heute, sehen Sie, müssen Sie endlich daran denken, mir ein- für allemal meine Ergebung und meine lange Selbstverläugnung zu bezahlen. Ich bin müde, erschöpft — spreche ich das Wort aus, — beschämt über die Existenz, die ich seit sechzehn Jahren führe und ich will sie ändern; es ist Zeit dazu, und jetzt, da ich einen erhabenen Grund für mich habe, sage ich Ihnen offen, daß nichts mich davon abhalten soll."

„Sie haben Unrecht, Margarethe, zu drohen, ehe Sie wissen, welches unsere Absichten sind."

„Ich drohe nicht, ich bespreche nur die Sache."

„Sonderbare Art der Besprechung, gestehen Sie das ein, meine Freundin; denn Sie ereifern sich."

„Nun wohl, ich werde ruhig sein. Aber ich bitte Sie, in Erwägung zu ziehen, und zwar auf ernste Weise, daß ich eben so sehr, wie Sie, eine Lösung wünsche. Nur scheint es mir, als wäre es nicht nöthig, dazu Feinheiten anzuwenden und Ueberrumpelungen zu versuchen. Mit zwei Worten kann meine Stellung der Gesellschaft gegenüber geschildert und entschieden werden."

„Sprechen Sie."

„Sie sprachen soeben von Ihren Absichten; ich will sie nicht kennen. So lange meine Tochter eine Fremde war, konnte ich gleich Ihnen die Hoffnung nähren, sie in unsere

Netze fallen zu sehen; heute aber ist das etwas anderes. Bin ich, ja oder nein, die Herrin des Pique-Aß?"

„Sie sind es zuverlässig."

„Nun wohl, dann bin ich auch von meinen Handlungen keine Rechenschaft schuldig. O, ich sehe Sie schon kommen, aber gegenwärtig, wo das Uebel geschehen ist, — wenn es für mich ein Uebel ist, mein Kind wieder zu haben, das ich so lange Zeit in der Tiefe meines Herzens beweinte — jetzt noch zu wagen, die Augen auf dies Vermögen zu richten, heißt das Heil der Gesellschaft gefährden und ihren Untergang vorbereiten."

„Vielleicht", sagte der Greis.

„Glauben Sie, daß der Graf da Fereira sich nicht gegenwärtig mit der ganzen Entschiedenheit der Verzweiflung vertheidigen wird, und daß, wenn die Unabhängigkeit, in der Sie ihn bisher zu erhalten wußten, nicht mehr besteht, es ihm schwer sein wird, Ihre Geheimnisse zu offenbaren und Sie der Gerechtigkeit anzuzeigen? — Ich sehe jetzt Alles; für mich ist es Licht geworden, seitdem ich aus Trouville zurückkehrte, und ich habe Zeit gehabt, nachzudenken. Ich begreife Berthold, sein Zögern, seine Gefühlsheuchelei, die Art von Herrschaft, die er über meinen Geist ausübte, so oft er die Erinnerung an mein Kind erweckte; ja, ich begreife Alles, sage ich Ihnen, und ich sehe hell in den Abgrund, den Sie unter meinen Füßen gruben; Sie waren es, der Sie vor sechzehn Jahren Alles thaten; ich erkenne darin Ihre Hand und es war weise berechnet! Sie gingen sogar so weit, eine Ausgrabung der armen kleinen Leiche vorauszusehen, über die ich so viel weinte — aber jetzt, wo Ihr Gebäude zusammengestürzt ist, verläugnen Sie Ihre Barbarei nicht mehr; lassen Sie die Dinge gehen, denken Sie nicht an das Unmögliche, denn das wäre eine entsetzliche

Profanation, eine Gotteslästerung, eine abscheuliche Handlung! Lassen Sie diesem Kinde seine anbetungswürdige Reinheit und stürzen Sie es nicht in den Sumpf, in den seine Mutter gefallen ist."

„Ei, wer sagt Ihnen denn, daß die Reinheit Ihrer Tochter den geringsten Angriff erdulden soll?"

„Ich fühle, daß das, was Sie mir sagen, nicht auf redliche Weise geschehen kann. Wenn wir durch Geduld und List scheitern, nehmen wir dann nicht unsere Zuflucht zur Gewalt?"

„Margarethe, Sie müssen vernünftig sein, mein theures Kind."

„Nein, mein Herr, nein! Sie sind in Paris XXVI. und im Auslande über dreihundert, aber bedenken Sie, daß Sie erliegen können. Wenn der Graf sein Vermögen vertheidigt, so werde ich mein Kind vertheidigen; kommen Sie mir nicht nahe."

„Hören Sie, Margarethe, Berthold und ich wir kannten allein die Existenz Ihres Kindes; also ist Ihnen noch eine Thür geöffnet. Marienblume war in der Familie Fereira angebetet; man kann sie vielleicht in dieselbe zurückbringen, und dann —"

„Nichtswürdig!"

„Bedenken Sie, daß nur die Familie und Sie allein dies Geheimniß kennen, daß es noch nicht in die Welt drang und daß —"

„Ha! Berthold und Sie allein, sagten sie soeben?" erwiderte die Alte mit tiefem Nachdenken.

„Berthold ist todt, der theure Epicuräer, dem das Leben zulächelte und der sanften Schrittes dem Alter entgegenging, vielleicht, um Ihr Nachfolger zu werden. Dieser Mann ohne Freunde hat sich selbst getödtet. Wissen Sie

wohl, daß es stark ist, diesen liebenswürdigen Doctor zum Selbstmord getrieben zu haben?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Margarethe, indem sie dem sonderbaren Ankläger einen fürchterlichen, doch offenen Blick zuschleuderte.

„Das, meine Theure: — daß ich zu einem Alter gelangt bin, in welchem man sich selbst sehr selten das Leben nimmt, und daß ich mich, so gebrechlich und gichtbrüchig ich auch bin, nicht ohne Weiteres ermorden lassen würde."

„Sie könnten glauben —?"

„Alles Mögliche ist zu fürchten!"

Margarethe zuckte die Achseln.

„Ich bin nicht für die Gewaltthaten und war es nie, wie Sie wohl wissen," entgegnete sie, „und Sie beschuldigen mich des Todes von Berthold, ohne mich dessen für fähig zu halten. Aber wir müssen wieder zu dem zurückkehren, bei was wir standen. — Ich bin die Herrin des Pique-Aß; — mein entschiedener Wille aber ist, daß wir auf unbedingte Weise darauf verzichten, die Millionen der Frau von Castel-Branco zu stehlen. — Das ist eine thörichte Unternehmung, die auf keinem vernünftigen Grunde beruht und die, wie ich Ihnen wiederhole, unvermeidlich unsern Untergang herbeiführen würde."

„Und wenn wir auf unserem Willen beharrten?"

„Hören Sie, mein Herr, wir entfernen uns auf sonderbare Weise von unseren Statuten. Ich sagte es Ihnen wohl, als Sie abdanken wollten, daß Sie keinen Theil Ihrer Macht bewahren dürften. Sie vertreten in gewisser Beziehung Gott, an welchen die Menschen beständig wegen der Fehler, der Irrthümer oder der Schwächen der Gebieter appelliren; es gibt Philosophen, welche Gott läugnen. Wenn

Sie auf Ihrem Plane beharren, so stürzen Sie meine Autorität, Sie führen in unsere Gesellschaft die parlamentarische Regierung ein und folglich verlangen Sie meine Entlassung. Handelten nicht so die Minister des letzten Königs, als die Majorität der Kammer ihnen durch die Abstimmung ihre Opposition begreiflich machte?"

„Ich wünsche um keinen Preis Ihren Rücktritt, Margarethe."

„Sie, das ist möglich — aber die Anderen?"

„Befriedigen Sie ihr Verlangen und Ihre Macht wird nie größer gewesen sein."

„Aber ihre Ansprüche müssen fallen, jetzt, da Marienblume nichts mehr ist; sie werden begreifen, daß sie vor der heiligen Sache, die ich vertrete, weichen müssen. Wenn sie glauben, daß ich das junge Mädchen entführte, um ihre Pläne zu begünstigen, so sind sie logisch, indem sie ihre Absichten verfolgen; wenn ich ihnen aber sagen werde —"

„Margarethe, unsere Verbindung steht auf dem Puncte, plötzlich neuen Glanz durch eine gesetzmäßige Organisation zu erlangen, wie Sie wissen. Wenn das Spiel in Brüssel oder in Ostende hergestellt ist, das heißt, an den Thoren von Frankreich, nur sieben Stunden von Paris entfernt — so ist das beinahe ebenso gut, als wäre es in Paris selbst und das bereitet auch ihre Wiederherstellung in der Hauptstadt vor. An dem Tage, an welchem ein solcher Fall eintritt, müssen wir im Stande sein, mit den Speculanten zu ringen, die sich zeigen werden, um das Spiel in die Hände zu bekommen. Wenn wir zwanzig Millionen in Händen hätten, würden wir die Concession erlangen, wo nicht —"

„Nun, was kümmern mich jetzt alle diese Berechnungen? Sie sprachen soeben von meiner Macht. Ich halte nicht mehr darauf! Rauben Sie mir alle meine Reich-

thümer, versetzen Sie mich in das Elend und ich willige ein; ich bringe im Voraus das Opfer, doch lassen Sie mir meine Tochter; mit ihr werde ich arbeiten, denn es fehlt mir dazu nicht an Muth. Wenn ehemals die Trägheit und der Durst nach Luxus mich wahnsinnig machten und mich auf Irrwege lockten, so bin ich heute von all diesem Dunst zurückgekommen; meine Seele hat sich geläutert und ein einziges Gefühl lebt und brennt in meinem Herzen. Es ist die unendliche Liebe für das Kind, das ich wieder fand. Außer dem ist Alles vernichtet, Alles verschwunden. — Brauchen Sie mein Blut, mein Leben, so biete ich es Ihnen, nehmen Sie es!"

„So wäre es also der Krieg, Margarethe?" sagte der Greis mit der Regungslosigkeit einer Bildsäule.

„Sind Sie denn von Marmor und Erz, Sie höllischer Mann? Regt sich denn bei Ihnen keine Fiber bei dem süßen Worte der Ehre oder der Liebe? Nachdem Sie die Mutter in den Abgrund stürzten, wollen Sie Ihr verabscheuungswerthes Werk vollenden, indem Sie auch das Kind hineinstürzen."

„Margarethe", sagte der Patriarch, indem er aufstand und mit der majestätischen Haltung der Herrschaft und des Befehles auf die arme Frau zuschritt — „von diesem Tage, von diesem Augenblicke an sind Sie nichts mehr in der Gesellschaft; der Vertrag, der uns verbindet, ist zerrissen und ich ergreife die Gewalt wieder, deren Sie sich unwürdig gemacht haben."

„Ha!" rief die Bretagnerin, indem sie die Augen erhob und auf den Blick des Patriarchen durch einen Ausdruck wilden Hasses und stolzer Geringschätzung antwortete, „nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, nehmen Sie sich in Acht! Sie wollen den Krieg; — ich mache Sie darauf

aufmerksam, daß Sie ihn fürchterlich und unerbittlich haben sollen!“

„Schwaches Weib!“ sagte der Patriarch, indem er die Achseln zuckte.

„Nehmen Sie sich in Acht, sage ich Ihnen; Sie hielten mich für fähig, Berthold ermordet zu haben!“

„Ich fürchte Sie nicht, Margarethe“, sagte der Greis, indem er milder wurde, „denn ich halte Sie in Händen. Hören Sie mich wohl an. Vor sechzehn Jahren hatten wir Sie dazu verdammt, nie mehr Mutter zu sein, und wenn der Graf da Fereira sich nicht dort befunden hätte, um das Kind zu stehlen, das wir verschwinden lassen wollten, so wäre Ihre Marienblume gestorben oder verloren gewesen, wie ein Findelkind in irgend einem Dorfe Frankreichs. Nichts hindert uns gegenwärtig, das Verbrechen noch jetzt vorzubereiten, das wir damals begehen wollten; wir wissen, wo Sie Ihr Kind verbergen und es wird uns für Sie haften!“

„Wie!“ sagte Margarethe, indem sie an allen Gliedern erzitterte.

„Um die Wölfin zu zähmen, nimmt man ihr das Junge! Hoffen Sie nicht, sie uns wieder zu entreißen. Ebenso wie wir Paris zu durchwühlen verstanden, um zu erfahren, wo Sie sie verborgen hielten, ebenso werden wir auch Frankreich und Europa durchsuchen, um sie zu erreichen. Also wollen Sie das Werk, welches Sie unterbrochen haben, wieder aufnehmen oder nicht?“

„Nein!“ sagte Margarethe mit Entschlossenheit, aber das Herz ergriffen von tödlicher Angst.

„Ueberlegen Sie es wohl! Wir haben keine bösen Absichten gegen Ihre Tochter, wir wollen sie ganz einfach mit einem der Unserigen verheirathen.“

„Das reine und keusche Kind! Entsetzlich! Entsetzlich!“ entgegnete sie mit Ekel.

„Margarethe, wir gehen lieber mit Ihnen Hand in Hand; vergessen Sie das nicht.“

„Niemals, so lange ich lebe!“

„Nun, dann wundern Sie sich nicht, wenn Sie, von hier fortgehend, Ihre Tochter nicht mehr in den Händen der Personen finden, denen Sie sie anvertrauten.“

„Wie!“ rief Margarethe voll Entsetzen.

„Sehen Sie wohl“, fuhr der Greis fort, „ich brauche nur diesem Fenster eine Kerze zu nähern und Ihre Marienblume wird Ihnen für immer entrissen.“

„Ich will fort von hier!“ rief die Mutter, wahnsinnig vor Schmerz und athemlos vor Furcht.

„Wozu?“ fragte der Greis, indem er eine Kerze ergriff.

„Halten Sie ein!“ rief die Alte, indem sie sich an ihn zustürzte, „thun Sie es nicht!“

Sie ergriff den Arm des Greises mit einer solchen Kraft, daß er die Kerze fallen ließ und auf einen Sessel sank.

„Mein Herr,“ fuhr sie mit dumpfer Stimme fort, „Sie vergessen Eines, nämlich, daß Sie und ich allein dies Geheimniß kennen. Marienblume ist nur für uns Beide meine Tochter; wenn daher eines ihrer Haare gekrümmt würde, so geschähe es nur durch Ihren Willen; wenn sie aus dem ehrenwerthen Hause entführt würde, in welchem ich sie verberge, so wären Sie der Entführer, und es gäbe daher einen Krieg zwischen uns Beiden. — Noch habe ich nicht abgedankt; die XXVI. gehorchen mir und ich würde Sie tödten.“

„Das können Sie,“ erwiderte der fürchterliche Greis. „Aber wenn Sie XXVI. haben, so habe ich hinter mir Dreihundert.“

„Ich werde Ihnen zuvorzukommen wissen."

„Man kömmt mir nie zuvor, Sie Thörin, die Sie sind."

Und ohne von seinem Sitze sich zu rühren, streckte der Patriarch die Arme aus.

„Kommen Sie, meine Herren," rief er, „kommen Sie; ich bedarf Ihrer, um dieser Frau zu beweisen, daß ich mich Legion nenne."

Die Thür des Hintergrundes öffnete sich und Margarethe wich entsetzt vor drei Männern zurück, die maskirt und in finstere Domino's gehüllt, eintraten.

„Ha, ich kenne Sie! Auch Sie!" sagte die Alte, indem sie ihre Besinnung und ihre ganze Verwegenheit wiedergewann, — „da Sie den Kampf annehmen, so ist es gut!"

Ein vierfaches kaltes Lachen war die einzige Antwort auf diese Drohung.

„Auf, Boleslav! Auf, Yorghi!" sagte sie, „genug der Maskerade gegen mich, meine theuren Gefährten; herunter mit den Masken!"

Einer der drei Männer gehorchte und nahm seine Larve ab.

Er hatte weißes Haar, ein rothes Gesicht, Backenbart uud das vorgesteckte Unterkinn, welches die gute Gesellschaft Englands bezeichnet und die man häufig ihre ewige Langeweile auf den Trottoirs der Champs Elisées spazieren tragen sieht.

Die Alte kannte dieses regungslose und kalte Gesicht nicht. Sie fürchtete sich.

„Sie sehen, daß Ihr Geheimniß nicht mehr nur zwischen uns Beiden besteht, meine theure Empörerin", sagte der Greis, „also fordere ich Sie nochmals auf, kommen Sie zur Vernunft; wir wollen Ihnen auf keine Weise schaden; Sie sind eine ausgezeichnete Frau, eine zu werth-

volle Verbündete, um uns Ihrer Theilnahme nach allen unseren Erfolgen so plötzlich frohen Herzens und besonders ohne Ersatz zu berauben — und dann, Alles wohl erwogen, was verlangen wir denn? Eine unwichtige Sache! Ihre Tochter soll ihre Reinheit bewahren und Sie —"

„Brechen wir ab, meine Herren", sagte die Bretagnerin, die, ohne die drei Verlarvten aus den Augen zu verlieren, ihr kaltes Blut wiedergewonnen hatte. „Ich bin ruhig, wie Sie sehen, und vollkommen im Stande, den Streit aufzunehmen. Indeß will ich Ihre Augenblicke nicht mißbrauchen, denn Alles, was zwischen uns noch von Worten gewechselt werden könnte, würde uns keinen Schritt weiter auf der Bahn bringen, die Sie verfolgen wollen. Ich beschränke mich deshalb darauf, Ihnen Folgendes zu sagen: daß ich an dem ersten Tage, an welchem ich voraussah, daß ich vielleicht würde kämpfen müssen, meine Vorbereitungen traf, und daß meine Waffen zu denen gehören, welche auf den Tod treffen. Ich sagte Ihnen soeben, nehmen Sie sich in Acht! Ich sage Ihnen dies nochmals."

Statt aller Antwort hob der Patriarch die Kerze vom Boden auf, zündete das Licht wieder an und schritt zu dem Fenster.

„Noch einige Worte, mein Herr", sagte Margarethe, „und ich bin fertig."

„Sprechen Sie", sagte der Patriarch, und blieb stehen.

„Die Waffen, welche ich gegen Sie gesammelt habe, sind der Art, daß von einem Tage zum andern die Verbindung des Pique-Aß gelähmt werden kann — und Gott weiß, ob diese Gesellschaft mühsam zu begründen war! Ihre Renten, ihre Actien, ihre Obligationen, ihre Banknoten, ihre Wechsel, kurz Alles ist auf meinen Namen ausgestellt und in meinen Händen, vergessen Sie das nicht!"

Die drei verlarvten Männer stellten sich vor die Thür, durch welche die Alte in den Saal getreten war.

Sie erkannte an ihren Blicken, daß das Zimmer ihr Grab werden könnte, aber sie ließ sich nicht einschüchtern.

„Alles“, sagte sie, „befindet sich an sicherm Ort. Wenn ich binnen hier und einer Stunde nicht nach Hause zurückkehre, so werden alle diese Reichthümer — und sie betragen über vier Millionen — vernichtet.

Der Patriarch trat zurück von dem Fenster und blies das Licht aus.

„Platz! Machen Sie mir Platz!“ rief Margarethe voll Würde.

Die drei Verlarvten traten bei Seite und sie verließ den Saal und das Haus.

X.

Der Schmerz der Witwe.

Als der Graf da Fereira und Manuel von Portalègre das Atelier des Maler Ramus verließen, befragte der Erstere, wie man sich erinnern wird, den neuen Portier dieses Hauses. Wenige Augenblicke darauf bestieg er dann einen der Eisenbahnzüge, die stündlich den Weg von Paris nach Saint Germain machen und hielt bei der Station Chatou an. Bald hatte er den Mann gefunden, den er suchte.

Der Leser wird schon errathen, daß er ihn beauftragen wollte, zu entdecken, was aus Marienblume geworden sei. Die Aufgabe war für Protat um so leichter, da er oft das Hôtel des Grafen besucht hatte, weil er stets nach Geld begierig war und da er folglich das junge Mädchen genau kannte.

Ehe der Graf nach Chatou abfuhr, hatte er sich seines Vetters entledigt, ohne zu ahnen, daß Manuel ebenfalls Marienblume aufsuchen wollte. Indeß während er dem ehemaligen Thürhüter, den er leicht wieder von sich abhängig machen konnte, seine Befehle ertheilte und während er eine von Schwierigkeiten gehemmte und vielleicht nutzlose Jagd begann, wurde Manuel auf eine eigenthümliche Weise begünstigt.

In dem Augenblicke, als er in das Hôtel Fereira treten wollte, welches, wie wir bemerkten, in der Rue des Ecuries

d'Artois lag, redete ihn auf dem Trottoir einer jener Männer an, die ihr Aeußeres als einen Beamten der Polizei erkennen läßt, und die durch eine Art kupferner Medaillen bezeichnet werden.

Der Mann übergab ihm einen Brief nnd entfernte sich dann, ohne eine Antwort zu erwarten.

Dieser Brief enthielt wenige Worte und der Graf da Fereira hätte vielleicht tausend Thaler dafür gegeben, die Nachricht zu empfangen, die er mittheilte. Hier ist sie:

„Das junge Mädchen wurde als Arbeiterin zu der Madame Poupinel, Rue de Chabrol Nr. 40, gebracht."

„Ach!" rief Manuel, „es scheint, als hätte Jemand Interesse daran, daß ich sie finde." — Statt die Gräfin zu besuchen, die krank war und zu Bette lag, schloß er sich in sein Zimmer ein. Er bedurfte der Ueberlegung und des Abwägens aller Folgen dieser Benachrichtigung.

„Jedenfalls", sagte er, als ob er zu einem Entschluße gekommen wäre, „wird sie die reizendste Maitresse sein."

Manuel war nicht reich und seit ungefähr einem Monat, wo er in Frankreich sich befand, hatte er die geringen Hilfsmittel erschöpft, welche er seinen Gläubigern zu entreißen mußte, ehe er Lissabon verließ. Die Witwe liebte ihn, er war ihr Neffe; sie verlangte daher auch, daß er in dem Hôtel wohnen sollte und daß ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt würde.

Aber der junge Mann war an das gewöhnt, was man ein großes Leben zu nennen pflegt.

In Lissabon hatte das Spiel, oder vielmehr die gelehrte Berechnung des Pique-Aß, seinen Bedürfnissen abgeholfen; in Paris aber, der Freiheit zurückgegeben — denn die Statuten der Gesellschaft gestatteten nicht, daß die Zahl der XXVI. überschritten würde — befand er sich schon in Ver-

legenheit. Binnen drei Tagen hatte er seine Pension des ersten Monats ausgegeben.

„Mit einer Nähterin“, sagte er, „kann man vollkommene Liebe spinnen, das ist sparsamer.“

Aber dieser Gedanke wurde schnell verbannt.

„Eine Nähterin, die fünfzehn Jahre lang hier gelebt hat — mit zehn Domestiken und zwei Kammerfrauen in ihrem Dienste! — Nun, das wird auf jede Weise theuer zu stehen kommen!“

Diese Worte: „Auf jede Weise“, waren der Ausdruck einer Reihenfolge nicht sehr erbaulicher Gedanken und der Ausdruck eines nicht übermäßig moralischen Planes. Manuel ließ sich daher zunächst bei der Madame Poupinel melden, indem er sich vorbehielt, als letzte gefühlvolle Saite die Liebe Leonora's anzuschlagen.

Es schien, als wäre Marienblume der gute Geist dieses Hauses gewesen und als wäre mit ihr alles Glück aus demselben verschwunden. In der That lag die Gräfin schon krank zu Bett, und als Manuel zu der Marquise eintrat, fand er sie auf einem Sopha ausgestreckt und mit dem verzweiflungsvollsten Wesen von der Welt Limonade trinkend.

„Nun, liebe Tante“, sagte er, „sollten Sie auch leidend sein?“

„Ja, mein Freund, ja; ich befinde mich nicht wohl. Der Doctor selbst weiß nicht, was mir fehlt, und ich gebe Dir die Versicherung, daß es mich zu erschrecken anfängt.“

„Vielleicht ist die Pariser Luft Ihnen nachtheilig.“

„Ich dachte es ebenso wie Du; selbst der Doctor scheint dieser Ansicht beizutreten. Allein ich weiß, was es ist!“

Und die gute Dame schüttelte trübe den Kopf und ließ eine Thräne auf die Hand ihres Neffen fallen.

„Meine gute Tante", sagte dieser mit dem Ausdrucke der innigsten Trauer.

„Ach, mein Freund, Du kannst es nicht wissen, wie gut, sanft und liebenswürdig sie war! Mit welcher bewundernswürdigen kleinen Sorgfalt sie mich umgab! — Ihre Gegenwart allein reichte stets hin, meine Traurigkeit zu verbannen, und ihr Geschwätz machte mich zur glücklichsten Frau von der Welt. Bei ihr floh mein Leben nur so dahin, siehst Du wohl, und in meinem Alter gewöhnt man sich nicht an solche Betrübniß, um sie vergessen zu können."

„Das ist wahr, Tante; aber das junge Mädchen konnte einen Rang nicht behalten, der nicht der ihrige war."

„Du hast Recht, und ich sage mir das auch jeden Augenblick; aber was willst Du? Seitdem ich sie kenne, habe ich keinen Tag verlebt, ohne sie zu sehen. Es ist daher auch sehr hart und sehr grausam!"

„Darf ich Ihnen etwas sagen, Tante?"

„Sage es, mein Freund; so oft Du zu mir von ihr sprichst, werde ich glücklich sein."

„Nun, mir scheint, als hätte die wahre Mutter von Marienblume alles Interesse daran gehabt, sie bei Ihnen zu lassen."

„Mein Gott, ja! Ich war so daran gewöhnt, sie als mein Kind zu betrachten, daß ich — ich sage das heute mit der vollen Ueberzeugung meiner Seele — die Augen über die Vergangenheit geschlossen haben würde. Was thut es, daß man mich ehemals betrog, da mein Herz die Wahl billigte, die man bei diesem Handel getroffen hatte, um Die zu ersetzen, welche nicht mehr lebt. — Ach, sie war ein Mädchen höheren Standes durch das Herz und durch die Instincte, und es gibt Tage, an denen ich mich frage, ob

ich nicht durch irgend eine abscheuliche Machination betrogen wurde —"

„Meine theure Tante, da Sie das Kind so sehr liebten, weshalb haben Sie da nicht den Gedanken gehabt —?"

Manuel stockte.

„Welchen Gedanken? Sprich, mein theurer Manuel — welchen Gedanken? Du hast Verstand, Du und — aber ich bin thöricht, daß ich mich an solche Chimären halte. Die Sache ist zu unbestreitbar, und ihr entgehen zu wollen, jetzt, wo sie bekannt ist, das wäre ein Verbrechen. Aber sage mir gleichwohl Deine Meinung."

„Sie ist ganz einfach. Sie hätten die Mutter Marienblumens bitten sollen, Ihnen zu gestatten, das Kind zuweilen zu umarmen."

„Ich habe diesen Gedanken gehabt", sagte die Witwe mit einer gewissen Scham; „ich habe ihn nicht denselben Augenblick gehabt, aber den Tag darauf. Ich — ich — ich gestehe es Dir — ich wagte es nicht, davon zu sprechen.

„Es ist dazu noch Zeit."

„Meinst Du?" fragte die Marquise mit unverhohlener Freude.

„Wollen Sie, daß ich den Auftrag bei der Mutter übernehme?"

Die alte Dame antwortete nicht und schien in bittere Betrachtungen zu versinken.

„Manuel, Gott hat gewollt, daß es so kommen sollte. Es wäre vielleicht unklug, das hintertreiben zu wollen, was er that. Sieh Deine Cousine, meine arme Leonore; sie hat sich noch nicht erholt; — die Reue hat ihre Seele erfaßt und seit einem Monate ist sie nur noch ein lebender Schmerz. — Ihre Gesundheit hat gelitten. — Ach, ich sagte es Dir ja, Marienblume war der Segen unseres Hauses. Seitdem

sie fort ist, zog das Unglück ein. Ja, Gott ist mein Zeuge, daß ein Kuß dieses theuren Kindes mir das Leben wiedergeben würde, allein mein Egoismus muß vor einer solchen Betrübniß verschwinden. Leonore ist meine Tochter und ich will sie nicht betrüben, indem ich Die zurückrufe, deren Anwesenheit ihr ein Verbrechen vorwerfen würde, das ich verziehen habe.“

„Nun wohl, meine Tante, so gehen Sie zu ihr.“

„Ach, das ist wieder ein Schmerz, daß ich das nicht kann. Die Frau, die Marienblume forderte, ihre Mutter — es ist entsetzlich, daran zu denken — Marienblume in diesem Sumpfe! Kurz, die Marquise v. Silveira Castel-Branco kann nicht anständigerweise zu einer solchen Frau gehen.“

„Das ist wahr; aber glauben Sie denn, daß die Sache wirklich so entsetzlich ist?“

„Es ist nur zu wahr. Ich habe Erkundigungen einziehen lassen.

Die Frau ist reich, sie führt ein vornehmes Leben, aber wer ist sie? Das, was Ihr Taugenichtse eine Lorette nennt!“

„Lorette auf dem Rückwege, Tante.“

„Sie scheint kaum dreißig Jahre alt zu sein.“

„Wollen Sie, daß ich Ihnen Zusammenkünfte an einem neutralen Orte veranstalte? Versteht sich mit Ihrem theuren Kinde?“

„Sage das nicht, Manuel, denn die Verwirklichung eines solchen Planes würde mich mit Freude erfüllen und ich will daran nicht denken.“

„Gestatten Sie mir, es zu versuchen? Niemand soll es erfahren.“ —

„Wir wollen das sehen — später — sprechen wir von etwas Anderem, willst Du?“

„Liebe Tante, wir wollen von Ihrer Gesundheit sprechen, das ist viel ernster und verdient mehr Theilnahme. Sie wissen, daß ich in Lissabon eine vortreffliche Kundschaft gehabt hätte, wäre ich kein Portalègre gewesen. Nun wohl, unter diesem Titel gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Arzt von Ihrer Krankheit nichts versteht, durchaus nichts.“

„Das ist möglich, und in dieser Beziehung bedaure ich sehr den theuren Doctor Berthold, dessen Bekanntschaft ich in Trouville gemacht hatte. Er kannte vollkommen mein Teperament und ich hätte ihn bei meiner Rückkehr nach Paris als Arzt behalten. Ich versprach es ihm. Aber ich scheine keine sehr anziehende Clientin gewesen zu sein, denn er zog es vor, sich umzubringen.“

Manuel erbleichte bei diesen Worten; er faßte sich indeß leicht.

„Nun, mein Herr Neffe. Sie besitzen, wie Sie sagen, eine Specialität; Sie wollen Damenarzt sein; so machen Sie den Anfang bei Ihrer alten Tante.“

„Liebe Tante, Sie müssen sich durchaus zerstreuen, und wenn Sie meinem Rathe folgen, so fahren Sie jeden Tag in das Bois de Boulogne.“

„Ich that es ehemals, als sie bei mir war!“ seufzte die Marquise.

„Sie bedürfen der frischen Luft.“

„Nun wohl, so bestelle den Wagen und laß ein Pferd für Dich satteln.“

„Ja, liebe Tante, aber —“ erwiderte Manuel, indem er stockte.

„Was gibt es denn noch?“

„Die Pferde, die Sie in Ihrem Stalle haben —“

„Nun? Gefallen sie Dir nicht?“

„Ach, ich sah gestern ein prachtvolles Thier bei Darius, einen unvergleichlichen Norman.“

„Kaufe ihn.“

„Ich habe nicht so sechstausend Francs bares Geld in der Tasche.“

„In dem Falle suche einmal da hinter meinem Armsessel nach. Siehst Du da nicht ein Kästchen?“

„Hier ist es“, erwiderte Manuel, indem er ein reichverziertes Ebenholzkästchen auf den Schooß seiner Tante setzte.

Die Witwe griff in das zierliche Geräth, ohne zu zählen, und drückte etwa zehn Banknoten in die Hand ihres Neffen, der sich nicht enthalten konnte, einen Freudensprung zu machen.

„Ich erinnere mich in der That“, sagte sie, „daß ich Dir noch nichts zu Deinen Einrichtungskosten und zum Willkommen gegeben habe. Nun gehe und kaufe Dein Normanpferd, da es denn doch ein Norman sein muß.“

„Ach, liebe Tante, die englischen Pferde sind ein Vorurtheil, von dem man zurückkommen wird.“

„Sage doch, Manuel“, fuhr die Witwe fort, indem sie den Flüchtigen zurückrief.

„Liebe Tante —?“

„Du glaubst also, Du könntest — erkundige Dich — kurz ich weiß nicht — aber Du hast Geist — man sieht täglich, daß Menschen sich in einer abgelegenen Allee des Boulogner Gehölzes begegnen — zufällig!“

Mauuel küßte die Hand der Marquise und ließ die gute Dame so gerührt zurück, wie sie in den Zeiten war, wo sie an ein Stelldichein der Liebe dachte.

Als er an der Thür von dem Zimmer der Gräfin

vorüberging, fand er eine Kammerfrau, die seiner zu warten schien.

„Die Frau Gräfin bittet den gnädigen Herrn, einzutreten“, sagte sie, indem sie die Thür öffnen wollte; aber Manuel hielt sie zurück.

„Sagen Sie der Gräfin, ich hätte jetzt keine Zeit — eine wichtige Angelegenheit — ich werde im Laufe des Tages kommen.“

„Die Frau Gräfin ist sehr krank“, erwiderte die Kammerfrau.

„Ich werde sie diesen Abend sehen, sage ich.“

Er ging vorüber und verließ das Hôtel.

Manuel kaufte das Pferd nicht, aber er nahm ein Cabriolet und fuhr in das Gehölz, überzeugt, daß die frische Luft ihm Ideen erwecken würde. Als der Abend kam, kehrte er nicht in das Hôtel zurück, sondern speiste im Clubb und spielte. Er verließ ihn um zwei Uhr Morgens; er hatte noch hundert Louisd'or gewonnen, aber darüber die Wünsche seiner Tante nicht vergessen.

„Nun“, sagte er sich, „wenn die Marquise mich nicht auf eine oder die andere Weise zu ihrem Erben einsetzt, muß ich in das Pique-Aß zurücktreten.“

Am nächsten Tage waren aller Wahrscheinlichkeit nach seine Ideen gereift, denn er zeigte sich bei Madame Poupinel, nur zweifeln wir, daß es auf Rechnung der guten Witwe geschah. Man sieht, daß Manuel eine kecke Natur war und daß er nach Art der Matadore den Feind bei den Hörnern faßte.

Man empfing ihn in dem Salon, was eben nicht zu seiner Rechnung stimmte. Allein er besaß die Geduld und besonders die Klugheit der Schlangen. Er machte den Anfang mit der Erklärung, er hätte der Madame Poupinel

den Vorzug gegeben, um einige Bestellungen zu machen, da er ihr Schild an der Thür gesehen hätte, als er gekommen wäre, um Herrn Ramus zu besuchen. Als er indeß zu seinen Bestellungen kommen wollte, schien er sehr verlegen zu sein.

„Ich habe nicht die Gewohnheit, mich mit dergleichen Dingen zu beschäftigen“, sagte er zu der Nähterin, „allein wenn Sie mir etwas zeigen wollten, so würde ich wohl wählen können.“

Madame Poupinel war zu entzückt, für einen so unerfahrenen Clienten arbeiten zu können, als daß sie nicht in ihrem Hause das Oberste zu unterst gebracht hätte. Sie beeilte sich, ihn in das Atelier zu führen, wo Stoffe und Schnitte aller Art sich befanden.

Die Nähterinnen arbeiteten um einen großen Tisch, auf dem Sammt, Mousselin, Seide und Bänder ausgebreitet lagen.

„Ich bin ein Fremder“, sagte er, „und empfing Aufträge, vier Roben nach der neuesten Mode machen zu lassen. Ich zählte daher auf Sie, meine Damen, um mich mit Madame bei der Wahl zu unterstützen.“

„Und Sie haben die nöthigen Maße nicht?“ fragte Madame Poupinel.

„Ich habe sie verlegt, aber die Dame ist zwanzig Jahre alt und ganz von dem Wuchse des Fräuleins“, fügte Manuel hinzu, indem er auf Apéno deutete, die vor Vergnügen erröthete. „Die vier Roben müssen daher gemacht sein, als ob sie für sie wären.“

„Das ist leicht, mein Herr.“

„Bestimmen wir nun die Stoffe. — Was wäre Ihre Ansicht, Mademoiselle?“ fuhr Manuel fort, indem er sich

wieder zu Apéno wendete, die ihn mit großen Augen ansah und keineswegs daran dachte, in ihrer Arbeit fortzufahren.

„Nun —?“ sagte diese.

„O, legen Sie sich keinen Zwang auf, ich werde auch die andern Damen zu Rathe ziehen; das wird ganz interessant sein! Die Dame, für welche die Toiletten bestimmt sind, wird so dem Geschmacke von sechs Pariserinnen folgen.“

„Nun wohl! Ich wünsche eine Robe von malvenfarbigem moire antique, jeden Volant besetzt mit einer breiten schwarzen Spitze.“

„Madame,“ sagte Manuel, indem er sich kalt an die Nähterin wendete, „wollen Sie so gut sein, das zu notiren?“

„Das ist eine prachtvolle Robe!“ erwiderte Madame Poupinel ganz ergriffen.

„Haben Sie die Güte, den Stoff selbst zu wählen, Madame. — Und Sie, Mademoiselle,“ fuhr Manuel fort, indem er sich an ein anderes junges Mädchen wendete.

„Ich bin der Meinung,“ sagte diese mit einiger Schüchternheit, „daß Sie eine Robe von Atlas und Sammt machen ließen, mit Besatz von Posamentirarbeiten; das ist reizend!“

„Das muß in der That neu und originell sein!“ sagte Manuel lächelnd.

Madame Poupinel schrieb Alles mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit nieder.

Noch eines der jungen Mädchen ertheilte auf ähnliche Weise seinen Rath und Manuel sagte endlich zu Marienblume, indem er sich ihr näherte:

„Und Sie, Mademoiselle?“

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte diese überrascht.

„Mademoiselle, Ihre Gefährtinnen haben mir eben vortreffliche Rathschläge in Beziehung auf die Toilette gegeben, und die theure Madame Poupinel schrieb Alles

nieder. — Ich habe nur noch Ihre Ansicht zu Rathe zu ziehen, wenn Sie — ich glaubte —“

„Sprechen Sie, mein Herr.“

„Ich habe noch eine vierte Robe zu bestellen und die drei ersten gehören zu den reichsten, wenn ich richtig vermuthe.“

„In diesem Falle, mein Herr, muß die vierte sehr einfach sein! Eine Robe von weißem Mousselin oder weißer Gaze — mit einer Blume in dem Haar, das ist der hübscheste Schmuck, den ich kenne.“

„Das ist wahr, Mademoiselle, und ich bin überzeugt, daß er Sie auf das Beste kleiden würde; aber nicht alle Welt kann sich nur durch die eigene Schönheit schmücken. Gut also; ich bitte um die Toilette, die Mademoiselle angedeutet hat.“

„Und wohin soll das Alles gebracht werden?“ fragte Madame Poupinel, sehr neugierig, zu wissen, mit welchem excentrischen Menschen Sie es zu thun hätte.

„Hôtel Fereira, Rue des Ecuries d'Artois,“ antwortete er.

„Ha!“ sagte Marienblume.

„Sie kennen es, Mademoiselle?“ fragte Manuel rasch.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte das junge Mädchen ganz verwirrt. „Es ist wirklich er!“ dachte sie bei sich.

„Ich wohne dort bei meiner Tante, der verwitweten Marquise v. Silveira Castel-Branco, einer liebenswürdigen Frau, die aber gleichwohl sehr verändert und sehr krank ist.“

Marienblume senkte den Kopf.

„Ja,“ fuhr Manuel fort, „der Kummer tödtet sie. — Sie hat ein Kind verloren, — aber Sie kennen sie nicht und können daher nicht —“

Marienblume ließ den Kopf noch tiefer sinken und zwei große Thränen fielen auf den Atlas, den sie in ihren Händen hielt. Manuel schien sie nicht zu bemerken und besprach einige Spitzenbesätze mit der Nähterin und Apéno. Dann kam er zurück in den Salon, um seine letzten Weisungen zu ertheilen und verließ darauf das Haus, in welchem hinter ihm Freude, Entzücken, Trauer — und Neid zurückblieben.

Zwei Minuten darauf schritt er über den Hof, um zu Ramus hinaufzugehen, während ein Wagen vor der Thüre anhielt, eine Frau rasch heraussprang und die Treppe hinaufeilte, die er herabgekommen war.

Er konnte nicht sehen, wer diese Frau sei, indeß fiel dieser Umstand ihm doch auf und machte ihn gedankenvoll.

Ramus empfing ihn mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit; aber er runzelte die Stirne, indem er von dem Besuche hörte, den er bei den Poupinel's gemacht hatte. Er fühlte instinctmäßig, daß diese Bestellung nur ein Vorwand sei, um sich Marienblume zu nähern. Was dabei seine Absicht sein konnte, das zu ergründen behielt er sich vor.

Die Kahnpartie in Chatou war noch immer für den nächsten Tag festgesetzt; Ramus rechnete deshalb darauf, sie doppelt zu benützen. Was Manuel betraf, so hatte er nicht geglaubt, dem Maler einen Umstand verbergen zu müssen, von dem er überzeugt sein durfte, daß er ihm bekannt werden würde.

Als er gehen wollte, wurde rasch die Entréethür geöffnet und Apéno fiel wie eine Bombe in das Atelier, athemlos nnd lachend.

„Liberté, Libertas!“ rief sie aus.

„Apéno!“ sagte Ramus, indem er sie zum Anstand ermahnte.

„Ei, sieh da!“ sagte das sonderbare Mädchen, indem sie Manuel erblickte. „Sie sind es, mein Herr? Nun, Sie können sich rühmen, da oben in dem Atelier einen famosen Eindruck gemacht zu haben!“

„Wie so das, Mademoiselle?“

„Ei, mit Ihren Roben! Es ist nur davon die Rede! Das schadete sogar dem Eindruck, den ich davon erwartete, daß ich meine Entlassung nahm.“

„Sie verlassen Madame Poupinel?“

„Ich glaube wohl!“ sagte Apéno, indem sie Ramus auf den Schooß sprang.

„Das ist schlimm, Mademoiselle.“

„Weshalb?“

„Weil ich bedaure, daß ich nicht mehr die Gelegenheit habe, Sie dort zu sehen.“

„Nun, da Sie der Freund des Herrn Ramus sind, sehen wir uns wieder.“

„Morgen in Chatou“, sagte Ramus, indem er lachte, „ist der Herr Einer von den Unsrigen.

„Bravo! — Doch das ist noch nicht Alles; es gibt auch etwas Neues bei den Poupinels! Ganz entschieden ist mein Austritt verwischt worden und ich bin darüber wild! — Sie wissen doch Ramus, die Neue, die Blonde?“

„Ja; Marienblume?“

„Fort!“

„Sie hat das Haus verlassen?“ sagte Manuel, ohne seine Aufregung ganz verhehlen zu können.

„In einem Coupé mit einer schönen Dame. — Ich habe stets gedacht, daß das Mädchen ein lebendes Geheimniß wäre. Es ist schade, daß sie so blond ist!“

„Gut!“ dachte Manuel, „jetzt bin ich mit meinen Galaroben angeführt! — Und die Marquise mit ihrem Gelde!“

„Ihretwegen kam er", dachte Ramus, indem er Manuel verstohlen ansah.

„Hören Sie, mein Herr Fremder", fuhr Apéno fort, indem sie sich ohne Umstände neben Manuel setzte, „ist Die hübsch, für welche Sie Ihre Roben bestimmen?"

„Mademoiselle, ich schwöre Ihnen, daß, wenn es in Paris viele Personen gäbe, die so schön sind, wie Sie, diese Roben Gefahr liefen, niemals nach Lissabon abzugehen."

Ramus hatte sich an die Staffelei gesetzt und kümmerte sich nicht darum, daß seine beiden Bekanntschaften schon eine Stunde so mit einander schwatzten. Aber Manuel mißbrauchte die Freiheit nicht und nahm bald Abschied, indem er sich vorbehielt, am nächsten Tage eine nähere Bekanntschaft mit dieser sonderbaren Person anzuknüpfen.

Apéno hatte nicht gelogen; Marienblume hatte in der That das Haus Poupinel's verlassen. Hier, wie das geschah:

Am Abend zuvor, als Margarethe das Hôtel des Patriarchen verließ, war sie nach Hause zuruckgekehrt, eine Beute des finstersten Schreckens. Ihre Tochter, die sie seit so kurzer Zeit wiedergefunden hatte, sollte ihr auf's Neue geraubt werden! Sie bedurfte der Ruhe und der Ueberlegung, denn nur ihr Herz hörend, wollte sie sich ihrer Tochter zu erkennen geben und mit ihr entfliehen, weit weg aus der Welt und aus dem Paris, welches ihr jetzt Abscheu einflößte. Sie verbannte den Gedanken der Sühnung, dessen Ausführung sie begonnen hatte, und auf die Nachsicht ihrer Tochter zählend, war sie überzeugt, deren Liebe zu gewinnen und ihre vollständige Verzeihung zu erlangen. Aber die Nacht brachte sie zur Vernunft zurück; sie sagte sich, daß sie sich ihrem Kinde opfern müßte, daß sie keinen Flecken auf dessen Reinheit dulden dürfte, und daß sie ihr mehr als je die Vergangenheit ihrer Mutter zu verbergen

die Pflicht hätte. Sie bebte indeß bei dem Gedanken, daß die Gefährten des Pique-Aß ihre tugendhaften Beschlüße durch ein Wort vernichten konnten, jetzt, wo sie ihre Feinde waren.

Nachdem sie daher ihre Mittel des Widerstandes wohl überlegt und wohl berechnet hatte, erwartete sie die Mitte des nächsten Tages, um sich zu den Poupinel's zu begeben. Sie glaubte auf deren Ergebenheit zählen zu dürfen; zum Glücke waren diese braven Leute der Lage gewachsen.

Indeß gegen Feinde wie die ihrigen, die im Dunkeln wirkten und zur Spionerie wie die best-organisirte Polizei bewaffnet waren, mußte sie mit List handeln. Nachdem sie daher Marienblume von der unbedingten Nothwendigkeit überzeugt hatte, daß sie verborgen bleiben müßte, bestimmte sie dieselbe leicht zur Einwilligung. Das arme Kind fühlte sich glücklich, der Unbekannten zu gehorchen, zu der ihr ganzes Herz sie mit aller Glut hinzog.

Aber es wäre unbesonnen gewesen, sie augenblicklich mit sich zu nehmen. Deshalb ging Margarethe die Treppe hinab und stieg in ihren Wagen, begleitet von einem der jungen Mädchen des Ateliers, das Gesicht bedeckt mit einem Schleier und ohne den Zweck zu kennen, ganz geneigt, die Rolle zu erfüllen, die dazu bestimmt war, die aufgestellten Spione zu betrügen oder irrezuleiten.

Als indeß die Nacht angebrochen war, verließ Marienblume das Haus an dem Arme Poupinels, und ohne daß irgend Jemand sich um den ehrlichen Mann bekümmerte, dessen beinahe komisches Wesen jeden Verdacht des Geheimnisses entfernte. Beide stiegen in einen der Wagen, die auf dem Platze Lafayette hielten und erreichten so den Bahnhof Rue Saint Lazare.

Eine halbe Stunde darauf verließen sie die Bahn auf der Station von Ruel, und statt dem Beispiele der zahlreichen Reisenden zu folgen, die sich für gewöhnlich zu den Wagen der kleinen amerikanischen Eisenbahn stürzen, gingen sie unter dem Gewölbe hin, welches die Straße nach Saint Germain trägt und schritten bei Mondschein ziemlich lange vor sich hin.

Sie ließen zu ihrer Linken die große Brücke liegen, die sich ihnen zeigte und schlugen eine Straße ein, die sich gleichlaufend mit der Seine hinschlängelte und durch einzelne Häuser besetzt war, welche größtentheils von Mauern umgeben wurden — bescheidene Villa's der arbeitsamen Pariser Bürger.

Nachdem sie so ungefähr fünf- oder sechshundert Schritte weit gegangen war, kamen sie zu einer ziemlich langen Mauer, über welche die Gipfel großer Bäume hervorragten. Eine kleine Thür zeigte sich ihren Blicken; Poupinel zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete jedoch nicht, ohne nach allen Seiten umhergespäht zn haben, ob Jemand sie beobachte.

Marienblume überschritt die Schwelle dieser Thür, welche Poupinel hinter ihr noch leiser schloß, als er geöffnet hatte; als der ehrliche Zuschneider einmal hinter seiner Mauer stand, erlaubte er sich aus voller Lunge lärmend zu athmen.

Indeß war in dem Augenblicke, als sie leise in diesen Raum eintraten, ein Mann an der Biegung der Straße erschienen und hatte, im Schatten verborgen, darauf gewartet, daß die Thür sich wieder schloß. Dann ging er leise näher und legte einen Stein zwei Schritt von der Thür entfernt nieder.

„Morgen werde ich sie erkennen,“ sagte er, indem er sich entfernte.

Dieser Mensch war Protat.

XI.

Die Wasserpartie in Chatou.

Wir versetzen den Leser jetzt, einige Stunden von der Hauptstadt entfernt, in eines jener zahlreichen Dörfer, welche der Eifer der Pariser von Tag zu Tage mehr in eine jener sonderbaren Städte zu verwandeln trachtet, die noch nicht Stadt, und doch schon nicht mehr Dorf sind.

Ungefähr dreihundert Schritte von der Eisenbahnstation entfernt, am Ufer der Seine, in dem Winkel eines schmalen Kreuzweges, stand ein Cabaret von anständigem Aussehen. Es war eine der besuchtesten Schänken von Chatou, und die Mutter Lisette, die ehemals hier den Kern ihrer Kundschaft zu versammeln pflegte, war bei allen Süßwasser-Seeleuten bekannt, sowohl den wahren, wie den Dilettanten.

Der Inhaber dieser Anstalt war der den Lesern bekannte Protat, und obgleich seine Trägheit, ungeachtet der kurzen Zeit, die er sich hier befand, in der Gegend schon sprichwörtlich zu werden anfing, war er diesen Morgen sehr frühzeitig aufgestanden.

Es schlug vier Uhr an dem Kukuk des Gastzimmers, als er die Fensterladen seines Hauses öffnete. Freilich war er durch eine andere Person geweckt worden, die den Forderungen der zahlreichen Gäste, welche unfehlbar nach dem Cabaret strömen mußten, zu entsprechen wünschte.

Diese andere Person war seine Frau, welche eine jener wunderbaren Curen, wie sie zuweilen in dem Hôtel Dieu vorkommen, gerettet hatte und die zum großen Staunen ihres Mannes die Zügel eines Geschäftes ergriff, welches Protat zwar zu Grunde zu richten geneigt, zu leiten aber durchaus unfähig war.

Sobald Protat seine Fensterläden geöffnet hatte und während seine Frau ihren Anzug beendigte, eilte er in seinen Keller hinab und nahm hier aus einer Vertiefung in der Mauer eine Flasche und ein Glas. Er öffnete die erstere leise, füllte das Glas und ließ den Inhalt desselben mit wunderbarer Schnelligkeit, und begleitet von einem Seufzer der Befriedigung, verschwinden. Er hatte sich ein zweites Glas eingeschänkt und wollte es eben dem andern nachsenden, als er sich auf die Schulter geklopft fühlte. Er wendete sich mit gerunzelter Stirn um, denn er glaubte das mürrische Gesicht seiner tugendhaften Ehehälfte zu erblicken. Doch in dem Halbdunkel des Kellers unterschied er eine lange, schwarze Gestalt, die sich vor ihm emporrichtete. Er erbebte vom Kopf bis zu den Füßen.

Es war ein Mann in weiten und dunkeln Gewändern, das Gesicht bedeckt mit einer Larve. Hinter diesem Manne, und noch auf den letzten Stufen der kleinen Treppe, standen zwei andere, ebenfalls verlarvte Männer.

„Ha!" rief der Exthürhüter taumelnd.

„Protat", sagte der Verlarvte, „wir haben mir Dir zu sprechen. Höre!"

„Wer — wer — sind Sie?" stammelte Protat zähneklappernd.

Der Mann legte wieder eine Hand auf die Schulter und sagte, indem er aus den eingesunkenen Augen, die aus

dem Sammt seiner Maske unheimlich hervorblitzten, Blicke auf ihn schoß.

„Vor sechzehn Jahren sahen wir uns schon einmal."

Protat sank auf ein Faß nieder und betrachtete die drei Männer mit unaussprechlichem Schrecken. Er glaubte, daß sein letzter Tag gekommen wäre, oder daß er wenigstens seine Verurtheilung zu erwarten hätte.

„Vor sechzehn Jahren trafst Du, um Dich einer elenden Geldsumme zu bemächtigen, mit einem Dolche —"

„Das ist falsch!" rief Protat mit so leiser, so erstickter Stimme, daß man sie kaum hören konnte.

„Alles bezeichnet Dich als den Mörder; wir konnten Dich verderben und gleichwohl haben wir Dich von dem Gefängniß und dem Galgen gerettet; Du erinnerst Dich unter welcher Bedingung! Hast Du diese Bedingung vergessen?"

Protat dachte, daß er, streng genommen, in seinem Hause sei, daß er nicht in einer Welt lebe, noch in einer Zeit des Jahres, in welcher es Mode sei, das Gesicht mit einer Maske zu bedecken, und er fühlte sich gewiß zum Widerstande gegen diese drei Unbekannten berechtigt, oder wenigstens dazu, Hilfe herbeizurufen; aber als er sich emporrichtete und in seinem Auge eine Flamme der Entschlossenheit funkeln ließ, bemerkte er in der Hand jedes der drei sonderbaren Besucher eine gespannte Pistole. Er beruhigte sich daher, noch ehe er Zeit gefunden hatte, zu rufen.

„Gnade!" flehte er.

„Du hast es geschworen, und was noch mehr ist, Dich schriftlich verpflichtet, das nicht zu verrathen, was in der Nacht des 27. Jänner 1841 vorging; dennoch hast Du gesprochen —"

„Es war meine Frau, welche —"

„Du bist es besonders gewesen. Für den Preis Deines Meineids hast Du dies Haus gekauft.“

„Das ist wahr.“

„Du weißt, daß das Gesetz stets ein verjährtes Verbrechen verfolgen läßt und wäre es auch vor zwanzig Jahren verübt worden. Es ist Dir nicht unbekannt, daß Du Dich nur schwer einer Untersuchung über diese Ereignisse würdest entziehen können. Der Doctor Berthold ist vor einigen Tagen gestorben und er hat Offenbarungen gemacht, welche Dich beschuldigen.“

„Herr Berthold?“

„Höre! Wir allein können Dich aus der Verlegenheit reißen. Du hast das seit sechzehn Jahren sehr oft vergessen und wenn Du das Geheimniß bewahrtest, so würdest Du dies Haus nicht besitzen; das ist möglich, aber Du könntest wenigstens ruhig sein. Wir wollen schweigen, doch unter einer Bedingung.“

„Unter welcher?“ fragte Protat mit dem Ausdrucke der Hoffnung.

„Eine Bedingung ohne Widerrede. Zu jeder Stunde am Tage und in der Nacht Jedem zu gehorchen, der Dir ein Erkennungszeichen überbringt.“

„Welch ein Zeichen?“

„Dieses hier.“

Und der Verlarvte zog aus der Tasche eine Karte und zeigte sie ihm.

„Ein Pique-Aß!“ sagte Protat.

„Sieh es wohl an“, fügte der Unbekannte hinzu, indem er die Karte vor das Licht hielt.

„In der Mitte durchstochen?“ fragte der Weinhändler.

„Ja. — Erinnere Dich daran, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht.“

„Ich werde gehorchen", sagte Protat, der die Augen schloß, einen bösen Traum zu haben glaubte und auf eine Tonne niedersank.

Als er die Augen wieder öffnete, befand er sich allein, in der Dunkelheit. Er eilte hastig die Stiege hinauf und trat in den Hauptsaal seines Wirthshauses, in welchem er seine Frau neben dem Fenster sitzend fand, die Augen in das Freie gerichtet.

„Sieh!" sagte sie, indem sie auf die Seine deutete.

Eine Barke glitt über das Wasser hin und entfernte sich mit raschen Ruderschlägen in der Richtung zu dem andern Ufer. Sie sahen die drei Männer, deren Gesicht unbedeckt war, doch die Entfernung hinderte, ihre Züge zu erkennen, während sie ruhig landeten und ohne sich nach der Richtung von Chatou zurückzuwenden, so schnell als möglich dem Eisenbahnhof zuschritten.

„Es geht vor zwei Stunden kein Zug ab", sagte Protat, „ich habe also Zeit, auf die Station zu gehen und ihre Gesichter zu sehen."

Da er fort wollte, legte seine Frau plötzlich den Finger auf die Lippen. Man hörte in der Ferne das Rollen eines Wagens. Ungeachtet der großen Entfernung gestattete die Stille des Morgens, die noch nicht durch den Lärm des gewöhnlichen Lebens gestört wurde, deutlich das Rollen zu erkennen.

„Ich wette, daß sie es sind", sagte Madame Protat.

„Der Donner, das ist wahr", erwiderte der Mann. „Nun wohl, desto besser! Laß sie gehen und mische Dich nicht in eine böse Sache."

„O, ich bin noch nicht quitt mit ihnen!" sagte Protat voll Verzweiflung.

„Wenn Du sie anzeigtest?"

„Ach, sie sind stärker als ich."

„Wenn Du ihnen eine Schlinge legtest?"

„Ja, dabei werde ich vielleicht gewinnen", sagte der Weinhändler nachdenkend.

„Ach", seufzte Madame Protat, „weshalb bin ich nicht in dem Hôtel Dieu gestorben! Ich würde hundertmal glücklicher sein! Was für eine Existenz hast Du mir verschafft, seitdem wir verheirathet sind! Wenn es nicht das Elend war, so war es die Furcht, Dich von einem Wagen zerschmettert, oder von dem Branntwein verbrannt nach Hause gebracht zu sehen! Ach, Protat, wolltest Du nicht mehr —"

„Genug, Weib! Du weißt wohl, daß Deine Moral mich langweilt!" sagte der Mann, indem er sich ein Glas Wein einschänkte, das er mit einem Zuge leerte.

„Wenn wir hier noch Geschäfte machten; aber man kam wegen der Mutter Lisette und Andere haben ihre Freundschaft geerbt. Ja, was Du auch sagen magst, siehst Du, so trägt doch das schlecht erworbene Gut nie Gewinn. Du hättest das Geheimniß der Madame Margarethe umsonst offenbaren sollen, wie ich selbst es angefangen hatte. Sie wäre dann dankbar gewesen, das ist sicher, denn sie war immer freigebig, während Du, indem Du es ihr verkauftest —"

„Genug, sage ich Dir!" rief Protat, indem er sich abermals Wein einschänkte, denn er wagte es nur, sich seiner Neigung so hinzugeben, wenn seine Frau ihm dazu den Vorwand bot. Diesmal indeß war er in einer fürchterlichen Aufregung.

„Du wirst Dich an Körper und Seele tödten!"

„Ich werde mich — davon bin ich überzeugt! Gestern entdeckte ich —"

„Wieder etwas?" fragte die Frau.

„Das kümmert Dich nichts. Geh in die Küche, denn Du wirst heute zu braten haben.“

Diese Ermahnung rührte daher, daß ein Schatten an dem Fenster erschien und Protat denselben mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit der Ankunft eines Gastes zuschrieb. In der That trat bald darauf ein Mann in den Saal; es geschah indeß nur, um sein Erscheinen bemerkbar zu machen, denn er entfernte sich sogleich wieder und setzte sich ruhig unter eine blühende Laube im Hintergrunde des Gartens, der ganz mit Tischen und Bänken zum Gebrauch der Gäste erfüllt war.

„Es ist der Vater Bruno“, sagte Protat. „Bringe ihm sein Sonntagslitre.“

Die Gastwirthin gehorchte und ihr Mann wollte dem frühen Trinker Gesellschaft leisten, dessen Kundschaft ihm bei dem Kaufe mit angerechnet worden war, als er sich, einige Schritte von der Thür entfernt, durch einen Menschen aufgehalten sah, der mit einiger Ungeduld auf das Haus zukam.

Dieser Mann gab ihm, als er ihn erblickte, ein Zeichen, zu ihm zu kommen, und kehrte dann wieder um.

„So, schön!“ sagte die Gattin, die auf die Schwelle der Thür trat, um zu sehen, was ihren Mann bewog, fortzugehen. „Das ist wieder der Herr Don Juan, der ihn abruft! — Ach, ich fürchte, das Alles wird ein schlechtes Ende nehmen!“

Zwei Stunden darauf, als Protat nach Hause zurückkehrte, war sein Gasthaus buchstäblich von einer lustigen Bande erfüllt. Alle umgaben, mit dem Glase in der Hand, den Vater Bruno, und begrüßten, wenn auch etwas spät, die Urheber dieses berühmten Tages. Es war die Equipage des Bootes, welches der alte Zimmermann erbaut hatte,

bestehend aus vier Männern und dem Capitän, und diesen hatten sich die eingeladenen Freunde angeschlossen, um der Ceremonie der Taufe und des von Stapel-Laufens beizuwohnen.

Es finden sich hier Bekannte des Lesers — Ramus, Kilian und Manuel zunächst, dann vier junge Leute, gekleidet wie der Maler, das heißt in halb bürgerlicher, halb seemännischer Tracht, und deutlich bezeichnend, daß Die, welche sie trugen, die Equipage des Bootes bildeten; endlich drei Damen mit excentrischen Toiletten, welche aber vollständig durch die triumphirende Apéno verdunkelt wurden, welche ohne die ausdrückliche Einwilligung von Ramus sich zum zweiten Capitän erklärt hatte. Freilich glaubte sie als Pathin des Bootes dazu einiges Recht zu haben.

Wir dürfen den ehrlichen Bonito nicht vergessen, dem alle Dienste des Tages zur Last fielen. Allerdings hatte sein Herr ihm versprochen, ihn dafür den ganzen folgenden Tag schlafen zu lassen.

Indeß waren die Trankopfer noch nicht beendigt, als vier andere junge Leute sich mit der lustigen Bande vereinigten. Diese waren in leichte Stoffe gekleidet und trugen die berühmten Panamahüte.

„Ei, Ihr Nachzügler!“ rief Ramus, indem er den Neuangekommenen beide Hände entgegenstreckte, welche diese herzlich drückten.

„Mein lieber Manuel,“ sagte darauf Ramus, „erlauben Sie mir, Ihnen diese Herren vorzustellen, die Sie noch nicht kennen. Es sind lustige Freunde: Herr Kingston, von dem ich Ihnen nicht zu sagen brauche, welches Land ihn geboren werden sah, denn das zeigt sich von selbst; — die Herren v. Flavimont, zwei Brüder von aquitanischem Adel; —

Herr Gontran Dubarry, der nicht von unserer berüchtigten Königin zur linken Hand abstammt."

Während der Maler Manuel den Uebrigen vorstellte, begegnete dieser, indem er den neuen Freunden die Hand reichte, dem wohlwollendsten Lächeln derselben, aber er konnte sich nicht enthalten, die Augen vor dem Blicke zu senken, mit dem der ihn ansah, der Gontran genannt worden war.

„Nun, meine Damen und meine Herren, zum Boote!" sagte Ramus, indem er Einer von ihnen den Arm reichte und den Weg zeigte.

Manuel sah sich durch ein geschicktes Manöver Apéno's gezwungen, dieser den Arm zu geben.

„Kilian," rief Ramus, „übernimm Du den Vater Bruno!"

Die Ermahnung war nicht überflüßig; denn Dank den bereits dargebrachten Trankopfern, schien der brave Mann ein wenig aufgeregt zu sein; aber er folgte, ohne zu taumeln und indem er dem jungen Fähnrich mit einem Lächeln dankte. Es begegnete ihm nicht oft, zu lächeln. Das Gesicht Kilian's mußte ihm verteufelt sympathisch erscheinen.

So gelangte der Zug, immer der Seine folgend, an das Ende des Dorfes, ungefähr zweihundert Schritte von dem Cabaret entfernt.

Hier stand eine Art von Gebäude, ein viereckiges Häuschen, das nur aus einem einzigen Geschoß mit einem einzigen Gemache bestand. Wir brauchen die Aufmerksamkeit des Lesers nicht auf diese bescheidene Wohnung zu lenken, denn der Beweggrund, der alle Welt hierher führte, zeigte sich auf dem kleinen Hofe vor derselben.

Mitten auf diesem Hofe, auf einer Art von Schlitten ruhend, stand das Boot, oder die Schaluppe, welches

Ramus commandirte. Auf dem Hintertheil las man den Namen Marienblume in kupfernen Buchstaben, die unter der strahlenden Sonne Funken sprühten.

„Meine Herren," sagte Ramus, „wir wollen für den Augenblick uns damit begnügen, dem Kinde die Nothtaufe zu verleihen. Der Champagner ist kein zu köstliches Naß für einen solchen Edelstein und nach dem Frühstück wollen wir dann auf die regelrechte Taufe denken, wenn dazu Gelegenheit ist."

Auf ein Zeichen trat Protat, der einen Korb trug, hervor und die schäumenden Fluthen von Ay strömten in die Gläser Aller. Apéno wurde aufgefordert, einige Tropfen auf den hinteren Theil des Schiffes zu gießen und lustige Gesänge feierten dann die Taufe des neuen Mitgliedes der großen Boote von Asnièras und Charenton.

Während das Fahrzeug vom Stapel lief — eine ziemlich schwierige Operation — hatte der Engländer Kingston sich der schönen Apéno bemächtigt und sprach gegen sie eine Menge Galanterien aus, auf die sie lächelnd, und in derselben Redeweise, antwortete.

Zu Manuel war einer der jungen Leute in den Panamahüten getreten, uud nachdem er eine Cigarre an der seinigen angezündet hatte, zog er ihn einige Schritte bei Seite.

Das war Gontran.

„Herr von Portalègre", sagte er nach einigen unbedeutenden Worten, die von beiden Seiten gewechselt wurden, „ich habe vor einiger Zeit viel über Sie von einem meiner Freunde sprechen hören, der mit einem Ihrer vertrautesten Freunde in Lissabon eng verbunden war."

„Wer war das?" fragte Manuel gleichgiltig.

„Joseph Pinto."

„Wirklich?“ erwiderte Manuel erblassend.

„Der arme Pinto! Sie waren sein Freund. — Wie groß muß daher Ihr Schmerz gewesen sein, als Sie ihn in seinem Bett ermordet fanden!“

„Ich war mit ihm befreundet — wie es zwei junge Leute sind, die sich oft in der Welt einander treffen“, entgegnete Manuel mit einiger Verlegenheit.

„Und man hat nie seinen Mörder erfahren können?“ fragte Gontran, indem er einen weißen Rauchwirbel in die Luft blies.

„Nein“, erwiderte Manuel kalt.

„Die Polizei ist in Lissabon schlecht.“

So weit waren sie in ihrem Gespräche gekommen und der Portugiese fragte sich schon, ob er eine angreifende Haltung annehmen sollte, als Kingston, der Apéno verlassen hatte, um in das Boot zu springen, auf sie zukam.

„Ei, Herr von Portalègre“, sagte er mit dem bekannten britischen Accent, zu dessen Vermeidung er sich durchaus keine Mühe gab, „ich habe einen Arzt Ihrer Familie während des Aufenthaltes derselben in Trouville genau gekannt, den Doctor Berthold.“

„Man hat mir von ihm gesagt“, erwiderte Manuel sichtlich bedrückt, „aber ich habe ihn nicht gekannt.“

„Es ist ja in der That wahr; er starb an eben dem Tage Ihrer Ankunft — ein sehr trauriger Tod — der arme Berthold!“

„Ich glaube, er hat sich selbst umgebracht!“ hatte Manuel die Kraft zu sagen.

„Ja, doch hätte man das nimmermehr von ihm erwartet. Er war ein solcher Lebemann; nicht wahr, Herr Dubarry?“

„Ich habe ihn nicht gekannt“, sagte Gontran gleichgiltig, indem er auf die Barke zuschritt, ebenso wie Kingston, den Ramus rief.

„Gehören Beide zu den XXVI?“ dachte Manuel, indem er ihnen folgte, oder ist das nur ein Zufall? — Ich muß mich gut halten!“

Ramus, dessen Equipage, und Apéno, genügten, die neue Barke zu füllen; eine andere größere, welche von zwei wirklichen Schiffern gelenkt wurde, nahm den übrigen Theil der kleinen Gesellschaft auf und bald verjagte die Heiterkeit Aller die Wolken, die sich zwar nicht auf der Stirn, wohl aber in den Gedanken Manuel's angehäuft hatten.

Kilian allein war traurig, wenigstens sehr zerstreut und schien in fernen Gegenden zu wandeln.

Die beiden Barken folgten rasch der Strömung des Wassers und waren ungefähr hundert Schritt von ihrem Ausgangspuncte, das heißt, sie fuhren bei Chatou vorüber, als Die, welche darin saßen, über einer kleinen Mauer, unter einer Laube, die eine Art von Pavillon bildete, einen ehrlichen Bürger von ziemlich komischem Aussehen erblickten, der ruhig eine türkische Pfeife rauchte.

„Ohe! Dort oben!“ rief Ramus, indem er den Raucher anrief, „Poupinello mio!“

Der, welcher so angerufen wurde, empfand einen so heftigen Schreck, daß er sich auf seinem Stuhle zurückbog, und dieser, der eine so plötzliche Veränderung des Gleichgewichtes nicht ertragen konnte, mit ihm hintenüber stürzte. Der Mann verschwand und das brachte so ziemlich die Wirkung einer Theaterversenkung hervor. Die allgemeine Heiterkeit, die darüber entstand, raubte Dem, welcher der Gegenstand derselben war, alle Lust, sein verdutztes Gesicht,

das roth vor Verwirrung war, den Nachbarn nochmals zu zeigen.

„Das ist nicht der Vater Poupinel“, sagte Apéno, „sonst würde er erscheinen.“

Ramus antwortete nichts, denn ihm fiel ein, daß der Zuschneider vielleicht ernste Gründe hätte, sich den Mitgliedern einer so zahlreichen und so sonderbar zusammengesetzten Gesellschaft zu entziehen. Kilian und Manuel hatten den braven Poupinel ebenfalls erkannt, aber sie lachten nicht, im Gegentheil wechselten sie einen flüchtigen und scheinbar bedeutungslosen Blick.

„Dahinter steckt etwas!“ sagten sie bei sich selbst.

Wir wollen die Odyssee dieser Wasserfahrt nicht erzählen, die zum Schauplatze das Bassin hatte, welches sich von Chatou nach Port Marly erstreckt. Sie war fruchtbar an komischen Episoden, an Ereignissen, an mythologischen und in Scene gesetzten Citaten; — kurz, es war eine jener eigenthümlichen Lustpartien, bei denen die Kraft, die Schönheit, die Anmuth, die Verwegenheit, die Thorheit, der Muth, die Furcht und die Zügellosigkeit ihre Rollen zur allgemeinen Zufriedenheit der Theilnehmer spielten, wenn auch nicht zur vollständigen Erbauung der Zuschauer, welche der Zufall herbeiführte.

Um sechs Uhr wurde alle Welt um den größten Tisch in dem Cabaret Protats vereinigt. Die Lustigkeit hatte nicht abgenommen, Dank den Libationen, welche der Eifer Bonito's, des Gastwirths und der Kellnerinnen, die zu diesem berühmten Tage als Hilfe angenommen worden waren, beständig unterhielt. Es war eine vollständige H o c h z e i t; der l e t z t e T a g d e s H e i d e n t h u m e s wurde hier im Voraus begangen. Die Künstler wissen nicht, was das Wort bedeutet: Der nächste Tag!

Gegen das Ende der Mahlzeit erschien ein neuer Gast. Es war Don Juan.

„Bravo, Graf!“ rief Ramus; „besser spät, wie gar nicht.“

Don Juan machte dem Ruhme des Festes alle Ehre und säbelte den Champagner ebenso tapfer nieder, wie die Jüngsten; die Schönheit des Abends brachte bald Die, welche nicht besondere Gründe zurückhielten, aus dem Hause, und Jeder schritt seiner Neigung nach an dem Ufer hin, singend oder die besten Cigarren rauchend, die Protat in Chatou hatte finden können.

Der Graf und Manuel hatten eine Barke bemerkt, deren Patron, die Ruder einziehend, nach Hause zurückkehren zu wollen schien. Allein auf die Aufforderung des Grafen beeilte sich der Mensch, sie an Bord zu nehmen.

Die beiden Vettern hatten miteinander zu plaudern und waren überzeugt, auf der Mitte des Flußes nicht belauscht zu werden. Was die Ohren des Bootsführers betraf, so hatte derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die geringste Kenntniß von der Sprache, die an den glücklichen Ufern des Tajo geredet wird.

„Mein theurer Manuel,“ sagte der Graf, indem er sogleich zur Sache kam, „ich will Dir etwas vorschlagen, was Dir zulächeln wird, davon bin ich überzeugt. Noch mehr, es ist ein Handel.“

„Ein Handel?“

„Noch nicht lange bist Du in Paris und schon hast Du Riesenschritte gemacht. Das wundert mich bei Deinem Aeußern und Deinem Verdienst nicht.“

„Das ist eine rednerische Vorsichtsmaßregel, theurer Vetter,“ sagte Portalègre.

„Mag sein. Ich werde Dir zunächst sagen, was ich will und Dir dann meine Anerbietungen machen.“

„Sprich!“

„Manuel, ich habe schon einige graue Haare, wie Du ungeachtet des Eifers meines Kammerdieners bemerkt haben kannst. Aber unglücklicherweise, oder glücklicherweise, wenn Du willst, hat mein Herz die Schwäche gehabt, noch nicht ganz zu altern. Ich konnte mich gegen die schönen Dinge nicht abhärten, welche den Zauber des Lebens bilden, und um das Wort geradezu auszusprechen, gestehe ich Dir rund heraus, daß —“

„Daß Du verliebt bist?“

„Ja, verliebt. Du weißt vielleicht, in wen?“

„Ich glaube, es zu errathen,“ erwiderte Manuel lächelnd.

„Manuel, Du gehörst zu den geriebenen Burschen, gegen die man viele Dinge auszusprechen wagt. Dein Gewissen ist frei, das heißt, Du weißt Dich über die elenden, kleinlichen Vorurtheile hinwegzusetzen, die in dem bürgerlichen Leben, wie unsere Einrichtungen es uns bilden, Cours haben, und Du bist ganz der Mann dazu, nie die Beute für einen Schatten zu opfern.“

„Der Schatten müßte denn theurer sein und die Beute unbedeutend,“ entgegnete Portalègre.

„Ohne Zweifel! Also denn, Du hast keine Vorurtheile. — Du mußt auch bemerkt haben, daß ich ebenfalls gegen ihren lähmenden Druck gewapnet bin.“

Indem der Graf diese Worte sprach, sah er Manuel scharf an und dieser fühlte eine verzehrende Flamme, die plötzlich sein Herz ergriff und unter der er wechselsweise erröthete und erblaßte.

„Ich täusche mich nicht darüber,“ fuhr der Graf fort, „daß Leonore mich nicht lieben kann. Sie hat schon seit längerer Zeit gesehen, daß der Ehrgeiz und der Reiz ihres Vermögens mich einst ihr zuführten, und seit dem Tode ihrer Tochter ist zwischen uns eine Scheidewand entstanden, die ich niemals niederzureißen trachtete. Sie ist eine anbetungswürdige Frau, sie hat ein warmes Herz, sie ist wahrer Zuneigung fähig; ich kann ihr daher nicht ernstlich darüber zürnen, daß sie nicht die Kraft gehabt hat, sich zu isoliren.“

Indem Manuel den Grafen so sprechen hörte, fragte er sich, was er mehr bewundern sollte — die Tugend oder den Cinysmus dieses Menschen; aber er hatte, wie wir erwähnten, keine Vorurtheile und er empfand daher auch gegen seinen Cousin kein Gefühl des Widerwillens oder des Abscheues.

„Mein theurer Manuel, die Frauen sind wahrlich sonderbare und unbegreifliche Wesen. Hat nicht die Närrin von Marquise sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, theilweise ihre legitime Tochter zu Gunsten Der zu enterben, die lange Zeit für ihre Enkelin galt?“

Manuel lächelte.

„Ja, ich sehe, daß Dir das nicht unbekannt ist, aber die Marquise würde das nicht zu thun wagen, ohne ihre ganze Familie und die meinige gegen sich aufzubringen; wenn dagegen durch einen der glücklichen Vergleiche —“

Manuel glaubte zu verstehen und sah seinen Cousin fest an.

„Willst Du die Kleine heirathen?“ fragte Don Juan.

„O!“ sagte Manuel, indem er die Augen weit aufriß und eine bedeutungsvolle Miene machte.

„Wenn Du zwei oder drei Millionen in Deiner Wagschaale hast, so könntest Du wohl —“

„Meine Ehre in die Deinige werfen!“ sagte Portalègre.

„Man unterzeichnet schlechtere Vergleiche, mein Lieber, bedenke das!“

„Der Teufel!“ meinte Manuel und schnitt ein Gesicht.

„Besonders wenn Zeit und Laune wechseln können. Wenn das Weib dem durch ihre Natur unterworfen ist, so zeigt sich doch der Mann zuweilen auch nicht frei davon. Was man heute als vollendete Thatsache hinnimmt, kann man morgen verwerfen und bedrohen. Ich meinestheils bin für sanfte Mittel.“

„Heirathen — heirathen!“

„Das ist keine abgemachte Sache und auch nicht leicht. Es würde ernste Hindernisse zu besiegen geben. Eine wirkliche Mutter, unbestechliche Hüter — den Widerstand von Menschen mit den strengsten Grundsätzen.“

„Höre, Juan, Du sprichst ganz gut. Du bist dort unten der Postchaise nachgeritten, die die Kleine entführte; aber Du bist auch überzeugt, daß sie ungeachtet Deiner einzelnen grauen Haare für Dich irgend eine Zuneigung empfindet? — Ja, zugestanden, Du bist ihr Vater gewesen und sie hat oft Deine Stirn und Deine Wange geküßt, aber von dem Gefühl bis zu einem andern ist noch weit.“

„Sie muß darunter leiden, daß sie unsere Welt der Feste und des Rausches verlassen hat.“

„Darin liegt nicht die Frage; sie besteht darin: Liebt sie Dich — mit Liebe?“

„Ei“, sagte der Graf nach einigem Zögern, „ich möchte darauf schwören.“

Die unredliche Natur Manuels gab nicht einen einzigen Augenblick zu, daß Don Juan die Reinheit des Engels, von dem er sprach, einen Moment abscheulich verleumden könnte.

„Wenn sie Dich liebt, bin ich Dein —“, sagte Manuel.

„Es handelt sich darum, sie zu entführen; ist sie in unserer Gewalt, so heirathest Du sie —“

„Wie schnell Du bist! Und die Gesetze Frankreichs? Sie sind abgeschmackt, aber positiv.“

„Das ist meine Sache“, sagte der Graf.

„Wenn Du dessen so gewiß bist, so ist es gut; aber es handelt sich darum, sie wieder zu finden.“

In diesem Augenblicke war der Bootsführer, der auf ihren Befehl die Seine hinaufgerudert war, Chatou gegenüber angelangt und zahlreiche Lichter erschienen bereits an den Fenstern, denn die Nacht war schon sehr merklich.

„Sieh!“ sagte der Graf, indem er die Hand gegen das Ufer ausstreckte, „Du bemerkst wohl dort das ferne Licht in dem kleinen Hause, das zwischen den Bäumen versteckt liegt? — Dort unten!“

„Nun?“ fragte Manuel, indem er die Mauer erkannte, auf welcher der Poupinello mio so plötzlich den Blicken der munteren Gesellschaft entschwunden war.

„Sie ist dort!“

Manuel reichte seinem Vetter die Hand.

Der Vertrag war unterzeichnet.

Sie landeten. Der Festsaal des Hauses Protat war in einen Spielsaal verwandelt worden. Man spielte mit beispielloser Wuth Landsknecht. Der Graf und Manuel nahmen voll Eifer Theil an dem Spiele. Das Spiel ist eine der feurigsten Leidenschaften in dem Herzen des Portugiesen.

Während Manuel in einer jener Pausen, welche selbst die fieberhaftesten Spieler sich zuweilen gewähren müssen, eine Cigarre anzündete, näherte sich Gontran ihm.

„Man gewinnt hier nur Thalerstücke“, sagte er mit Geringschätzung. — „Haben Sie Lust, wenigstens eine spanische Unze auf das Spiel zu setzen?“

„Wo das?“ fragte Manuel.

„Nicht weit von hier“, erwiderte Gontran.

„In Chatou?“

„Nein, in Batignolles. Kommen Sie? Ich gehe!“

„Das ist ein Einfall!“ sagte Manuel heiter.

„Dann, sehen Sie,“ fuhr Gontran fort, „bedarf man auch zuweilen im Leben des Beistandes einer größeren Anzahl von Freunden. Dort, wohin ich Sie führe, können Sie im Falle der Noth treue Freunde erobern, die jederzeit bereit sind.“

„So?“ sagte Manuel. „Dann wette ich, daß es irgend ein Erkennungszeichen gibt, um in Ihr ehrenwerthes Haus Eintritt zu erlangen?“

„Das ist möglich.“

„Welches?“ fragte Manuel keck.

„Das, welches die Polizei von Lissabon in der Weste des armen Joseph Pinto fand. Der Mörder hatte vergessen, es ihm zu nehmen.“

„Vorwärts!“ sagte Manuel, indem er rasch das Cabaret verließ.

XII.

Die kleine Schwester des Vater Bruno.

Es gibt Naturen und Temperamente, welche gewisse Excesse nicht vertragen: Kilian gehörte zu denselben. Er hatte einen eisernen Körper, gestählt gegen das Meer, die Anstrengungen, die Epidemien und die Kugeln; aber der Bretagner trank nie etwas anders, als Wasser, und um der Anklage zu entgehen, die Galanterie gegen die Damen zu verletzen, hatte er die Schwäche gehabt, alle ihre Gesundheiten zu trinken, die ihm vorgeschlagen wurden.

Am Abend war er daher auch so krank, daß man für ihn ein Bett in einer Kammer aufschlagen mußte, und daß er hier in festen Schlaf versank, so daß die lustige Bande Chatou verließ, indem sie ihn der Sorgfalt der Madame Protat empfahl.

„Es ist komisch," sagte Protat, der ebenfalls zu der Vertilgung des Weines so mitgeholfen hatte, daß sein moralisches Gleichgewicht dadurch gestört wurde, „unter allen den Bootsleuten war nur ein einziger Seemann und eben der ist krank!"

Am nächsten Morgen, mit Tagesanbruch, stand Kilian auf und verließ die Schänke, deren Mauern ihn nur an unziemliche Auftritte erinnerten. Er empfand ein unbesiegliches Verlangen, die frische Morgenluft am Ufer des

Wassers, dessen Lauf er folgte, einzuathmen und er war dabei eine Beute der süßesten Träumereien.

So gelangte er zu dem Hause des Vater Bruno.

Dieser war schon bei der Arbeit auf dem Hofe vor der Hütte und kalfaterte einen der kleinen Kähne, die Youyou genannt und gewöhnlich nur von einem einzigen Menschen geleitet werden.

„Ei, schon bei der Arbeit, Herr Bruno?“ sagte Kilian mit seiner sanften Stimme.

Dem Zimmermanne war schon den Tag zuvor das Gesicht des Marineofficiers aufgefallen und hatte ihm Sympathie eingeflößt; er begrüßte ihn daher auch mit Ehrerbietung.

„Wie Sie sehen, mein Herr,“ sagte er.

Kilian war kein Schwätzer, aber das Gesicht des ehrlichen Menschen besaß für ihn eine Anziehungskraft, wie man glauben muß, denn er lehnte sich auf die niedere Thür des kleinen Arbeitsplatzes und sagte, indem er auf den Kahn deutete:

„Eine schlechte Erfindung!“

„Der Kahn?“ fragte neugierig Bruno, der den Grad des Redenden kannte und nicht bös darüber war, sich gelegentlich zu unterrichten.

„Ja, ich sah in meiner Kindheit an der Mündung der Loire einen Menschen auf einem Kahne der Art untergehen, und gleichwohl kannte er die Lenkung desselben seit zwanzig Jahren.“

„Sie hat in der That ihre Gefahren“, sagte Bruno, der plötzlich finster wurde, „aber auf der See ist es, als wenn man in einem vierräderigen Wagen auf der großen Landstraße dahinrollte. — Ja, die Loire und ihre Mündung, die haben ihre Gefahren!“

„Kennen Sie sie?“

„Ich habe ehemals dort geschifft; aber Sie, mein Herr, sind Sie denn aus der Bretagne?“

„Ja, aus Paimboeuf, und Sie, Herr Bruno, sind auch von dort, das sehe ich an Ihren Augen.“

„Ich — ich bin — aus der Nähe von Saint Malo“, erwiderte der Zimmermann, indem er sich faßte.

„Eine gute Gegend, die tüchtige Seeleute bildet!“ sagte Kilian, öffnete die kleine Thür und trat ohne Umstände auf den Hof, wo er sich auf ein dickes Bret setzte.

Bruno billigte mit dem Blicke diese Bewegungen, aber ein großer Hund sprang aus einer Hütte in einer Ecke des Hofes vor und beschnüffelte den neuen Ankömmling mit einer besorgten Neugier.

„Fort, Porto!“ sagte der Zimmermann, indem er die Stirn runzelte.

Das Thier gehorchte und zog sich zwei Schritte von dem Fremden zurück, den es nun mit wohlwollendem Blick ansah.

„Weshalb nennen Sie das Thier Porto?“ fragte Kilian.

„O, das ist eine ganze Geschichte. Sehen Sie, die Portugiesen liebe ich ebenso wenig, wie die Engländer. Ueberall, wo ich welche sehe, da gehe ich fort.“

„Deshalb also verschwanden sie gestern Morgens nach der Ceremonie?“

„Möglich. Ich ging nach Croissy, um dort zu trinken, als ich die geladenen Gäste des Herrn Ramus sah. Ja, was wollen Sie, das ist stärker wie ich! — Und gleichwohl ist Porto ein treues, redliches Thier und ich hätte ihm nicht den Namen eines Boshaften und eines Verräthers geben sollen.“

„Sie haben Unrecht, Herr Bruno; der Engländer und der Portugiese, die gestern zu den Unserigen gehörten, scheinen mir sehr ehrenhafte Leute zu sein. Einer derselben gehört zu einer Familie, die ich schätze und achte.“

„Wohl bekomme es Ihnen; aber ich gebe meine Meinung deshalb nicht auf, — und da Sie von dem Portugiesen von gestern sprechen, so weiß ich von ihm etwas, denn ich habe ihn mit einem Andern reden hören. — Ich lag in einem Graben, wo ich schlief, ohne daß ich weiß, wie ich dahin gekommen war. Ich erwachte über zwei Stimmen. — Doch das geht mich nichts an und Sie ebenso wenig. — Ausgezeichneten Fischfang gibt es in der Mündung der Loire! Ich habe ehedem einen alten Kalfaterer von Saint Nazaire gekannt, der einen Zauber verstand, um die Fische in das Netz zu locken. Er hat damit sein kleines Vermögen erworben.“

„Sie glauben an die Zauberei, Vater Bruno?“

„Ob ich daran glaube! — Aber bei uns ist das fest begründet, wie Sie wissen müssen. — Sehen Sie, ich, der ich mit Ihnen spreche, habe einst durch ein Zaubermittel die Spur von Jemand wiedergefunden — von Jemand, der verschwunden war. — Ich habe darauf nicht geachtet, als mir das geschah, weil ich durch schlechte Gedanken verblendet war; aber später, als ich mich daran erinnerte —“

„Erzählen Sie mir doch das?“

„O, es ist traurig und es muß hier verborgen bleiben, sehen Sie wohl. Aber der Zauber hat bestanden. — Die Hexe war eine alte Fischerin von Seekrebsen, bei Saint Servain. Als ich sie aufsuchte, besserte sie die verfaulte Thür ihres Hauses mit einem Hammer aus und während unserer ganzen Unterhaltung ließ sie den Hammer nicht los. — Sie bediente sich desselben wie eines Stockes —

sie schlug mich sanft damit auf die Schulter, und als ich die Person, die ich suchte, fand — war es in einer Straße von Paris, welche man die Rue — nun ja, es ist einfältig, aber es ist doch so, wie ich Ihnen sagte, die reine Wahrheit, der Zauber lag in ihrem Hammer, denn die Straße hieß Martel!"

Bruno trocknete sich die Stirn, von der der Schweiß in großen Tropfen herabperlte, und sein Auge war trübe.

„Zufall, Herr Bruno; Zufall!" sagte Kilian, indem er laut lachte.

„Lachen Sie nicht, mein Herr. — Sehen Sie, ich weiß wohl, daß die Gelehrten das Alles verspotten, allein es muß dennoch etwas daran sein, denn die Zauberer täuschen sich bei uns selten."

„Das will ich zugeben," erwiderte der Officier." Uebrigens glauben Sie nicht, mein Lieber, daß ich dergleichen Sagen durchaus bestreite; ich müßte ja sonst kein Bretagner sein. Indeß ich aber bei Seite lasse, was Irrthum oder Unwissenheit beglaubigen können, gebe ich die kleinen Ausflüchte zu, durch deren Hilfe das Herz sich befriedigt. Ich habe mich zuweilen dabei überrascht, manchen Aberglauben günstig aufzunehmen und aufmerksam auf unbedeutende Ereignisse zu achten, die ich als Vorzeichen betrachtete. Ich empfand sogar eine Art von Vergnügen und von Wollust dabei, und wenn die Vernunft widerstritt, so geschah es stets auf Kosten meines geheimen Willens."

„Ach, Sie sind verliebt, mein Herr," sagte der Zimmermann mit einem Lächeln und mit der Ueberzeugung eines Menschen, der die Qualen der Liebe kennt.

„Ja, weshalb sollte ich es verbergen? Die, welche ich liebe, ist der Anbetung der ganzen Erde würdig und ich darf hoffen, daß sie einst mein Loos theilen wird."

„Desto besser für Sie, mein Herr; aber sehen Sie sich vor. — Unter der vollkommensten Frau, unter dem reinsten Engel, verbirgt sich zuweilen ein schwarzer Dämon."

„Es gibt Gesichter, deren Ausdruck nicht täuschen kann."

„Ja, so dachte ich auch einst," erwiderte Bruno voll Bitterkeit; „mein Herz war unbefangen und leichtgläubig und dennoch — aber ich will glauben, daß Die, welche Sie lieben, Ihrer in jeder Beziehung würdig ist. Sie dürfen Anspruch machen auf die Liebe einer Königin. Man kann mir nie, selbst nicht stillschweigend, den Vorwurf machen, ein grober Bauer zu sein, unfähig, sich durch den Gedanken zu der Höhe der Träume zu erheben, in die man sich wiegt. — Ach, sprechen wir davon nicht mehr. Ich bin darüber ganz beschämt, und wenn ich mich nicht bezwänge, so würde ich mich zu Protat flüchten. — Dort wenigstens finde ich immer das Vergessen!"

Indem der Zimmermann diese Worte sprach, trieb er mit einer Art von Wuth den getheerten Pinsel in die Ritzen des Bootes. Der Anblick dieses dumpfen Schmerzes that Kilian wehe. Er stand auf und wollte gehen. Der Zimmermann, der mit seiner Arbeit beschäftigt war, hörte und sah diese Bewegung nicht, aber der Hund Porto, der auf der Lauer stand, ließ ein Knurren ertönen.

Bruno erhob den Kopf und sein Blick sprach eine Bitte aus, aber Kilian sah dies nicht, denn er wurde plötzlich zerstreut durch die Ankunft einer Person, die auf ihn zukam und mit sichtlicher Hast ihre Schritte beschleunigte.

„Das ist ein Freund, der mich aufsucht."

„Ein Freund!" entgegnete Bruno, indem er den Kopf schüttelte und ihn beinahe augenblicklich abwendete, um auf seinen Hund einen Blick voll Trauer und Ergebung zu richten.

Es war neun Uhr Morgens, denn wir theilten das Gespräch nur in einem kurzen Auszuge mit, und Ramus war es, der auf die Andeutung Protats seinen Freund am Ufer der Seine aufsuchte.

Der Maler sah sogleich an dem Gesichte Kilians, daß das Unwohlsein des vorhergehenden Tages verschwunden sei.

„Es gibt etwas Neues," sagte er, nachdem er dem Vater Bruno die Hand gedrückt hatte und den Officier in eine Ecke des Hofes zog.

„Wie?" fragte Kilian.

Diesen Morgen weckte mich Madame Poupinel zu einer Sitzung auf. Du begreifst wohl, daß ich nicht in der Laune war, zu arbeiten. Also verfloß die Sitzung unter Worten. Die theure Dame theilte mir mit, daß ihr Mann auf Reisen sei, und Apéno, die es von einer Collegin erfahren hatte, sagte mir, Marienblume hätte das Atelier verlassen."

„Das Atelier verlassen?" sagte Kilian voll Verzweiflung. „Und wo soll ich sie jetzt wiederfinden?"

„O, Du siehst nur das! Du würdest besser thun, gleich mir Schlüße zu ziehen; das sollte doch Deine starke Seite sein, da Du Mathematiker bist."

„Ich hätte", sagte laut der Officier, „meinem ersten Gedanken folgen, Madame Poupinel nach der Adresse ihrer Mutter fragen und mich als ihren Bewerber vorstellen sollen".

„Das wollen wir thun, einstweilen aber gibst Du keinen Beweis von Scharfsicht. Nun, sammle Deine Gedanken, denn der Dunst des wenigen Weines, den Du gestern trankest, kann Deinen Verstand doch nicht gewaltig verdunkelt haben. Erinnere Dich an unsere Spazierfahrt in dem Boote und an einen gewissen Raucher —"

„Den Du zu erkennen glaubtest, als —“

„Nun ja, es kann nur der Poupinello gewesen sein. Ich wußte von ihm selbst, daß er ein kleines Häuschen in Chatou besitzt. Dort ist der Vogel.“

„Glaubst Du?“

„Es ist durchaus nicht natürlich, daß Poupinel gestern so verschwand. Wenn er es nicht ist, so werden wir das sogleich erfahren; wenn er es war, weshalb verbarg er sich dann? Hier nun mein Schluß: Er ist nicht allein dort, und dies Geheimniß beweist wie zweimalzwei vier, daß er sich mit Marienblume versteckt hält.“

Bei diesem Namen erhob Bruno den Kopf und näherte sich ihnen.

„Ich theile jetzt Deinen Glauben“, sagte Kilian.

„Verzeihung“, sagte Bruno, „wenn ich Sie unterbreche, meine Herren; aber Sie haben einen Namen ausgesprochen — Marienblume!“

„Ei, den meines Bootes“, sagte Ramus.

„Das ist kein gewöhnlicher Name, mein Herr, und nur in der Bretagne trägt man ihn.“

„Ja, und als ich Ihnen denselben für den Kahn nannte, schien Sie das zu überraschen.“

„Ich will Ihnen Alles sagen, mein Herr; weshalb sollte ich auch Geheimnisse vor Ihnen haben? Ja, ich bin ein Bretagner, und der Name regt mein ganzes Wesen auf. Seitdem ich ihn für Ihr Boot schrieb, habe ich die Schänke nicht mehr verlassen.“

„O, das ist ein verderblicher Einfluß!“

„Hören Sie mich an: Dieser Name — Marienblume — war der einer kleinen Schwester, die der gute Gott mir gegeben hatte, als mein Vater und meine Mutter schon alt waren; und wir liebten sie so sehr! Sie war die Freude

des ganzen Hauses. — Sie starb mit fünfzehn Jahren an einem Frühlingstage, nach einer Krankheit von zwei Monaten, beinahe ohne Leiden, an einem Brustübel. — An dem Tage schwur ich, daß der Name auch der — meiner Tochter sein sollte — wenn ich mich jemals verheirathete. — Es steht geschrieben, daß er mich überall verfolgen soll —"

Bruno legte hier einen Finger auf die Lippen und sprach leiser.

„Hören Sie; gestern Abend, nachdem ich den ganzen Tag getrunken hatte, wie ein Vieh, das ich bin, lag ich in einem Graben und schlief meinen verfluchten Rausch aus — der aber dennoch wohlthätig war — da wurde ich erweckt, indem ich zwei Schritte von meinem Graben entfernt den Namen aussprechen hörte. Es war Nacht, doch nicht dunkel genug, um mich zu verhindern, zwei Männer zu unterscheiden, die am Rande des Weges miteinander sprachen."

„Was sagten sie?" fragten die beiden Freunde mit plötzlicher Besorgniß.

„Ich habe es nicht deutlich verstanden, weil ich erst zu spät erwachte. Aber Einer der Männer sagte: „Bedenken Sie, daß wir eine Armee zu unserem Befehl haben. Mit ihrer Hilfe ist nichts leichter als eine Entführung —"

„Sprechen Sie es aus."

„Als eine Entführung Marienblumens."

„Ha!" riefen Ramus und Kilian, indem sie sich voll Schrecken anblickten.

„Wer waren diese beiden Männer; wissen Sie es, Vater Bruno?" fragte Ramus.

„Der Portugiese, den Sie gestern bei sich hatten; ich habe ihn wohl erkannt."

„Und der Andere?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was kann das für eine Armee sein, die sie zu ihrem Befehle haben?“ sagte Kilian.

„Ich bin noch nicht zu Ende,“ entgegnete Bruno.

„Fahren Sie fort.“

„Sie gingen vorüber und ich schlief wieder ein; aber diesen Morgen rauchte ich meiner Gewohnheit nach meine erste Pfeife am Ufer des Flußes und ging gegen Chatou zu. — Wissen Sie, wen ich an dem Fenster eines der ersten Häuser an dem Wege sah? — Das lebende Ebenbild meiner kleinen Schwester.“

„Nun?“

„Nun — ja, sehen Sie, ich möchte darauf schwören, meine Herren, daß es nicht möglich ist, das junge Mädchen, welches mir diesen Morgen erschien, nenne sich nicht Marienblume. Ihr Anblick regte mich bis in das Innerste des Herzens auf und man täuscht sich nicht in dergleichen Ahnungen.“

„Wir wollen das Haus aufsuchen,“ sagten Kilian und Ramus zugleich.

„Hören Sie,“ fuhr Bruno fort, „wenn es bisweilen Geheimnisse und Feinde gibt, so ist es besser, mit Klugheit zu handeln. Schlagen wir also den Weg auf dem Fluße ein.“

„Richtig“, stimmten die beiden Freunde bei.

Fünf Minuten darauf fuhren alle Drei auf der Seine stromaufwärts.

Zu dem Orte gelangt, wo am Tage zuvor Ramus den Ausruf gethan hatte, wendete Kilian, der das Steuer führte, das Fahrzeug, und die beiden Andern hörten auf zu rudern.

„Hier ist es, wo ich gestern den Poupinello sah!“ sagte Ramus.

„Kein Zweifel mehr“, rief Kilian, „da ist sie!“

„Entwerfen wir unseren Plan“, sagte sogleich Ramus.

„Sie wollen Sie heirathen, Herr Kilian?“ rief Bruno. „In diesem Falle stehen mein Boot, meine Hände, mein Haus und ich zu Ihren Diensten.“

Indem sie dem Ausgangspuncte wieder zuruderten, beriethen sie sich über das Benehmen, welches sie den Ereignissen gegenüber zu beobachten hätten.

XIII.

Worin der Vater Bruno sich fragt, ob die Todten auferstehen.

Als Ramus über den Zufluchtsort Marienblumens beruhigt war, kehrten sie zurück nach Paris, indem sie sich das Versprechen gaben, von jetzt an in ihrer Mußezeit nur dorthin ihre Schritte zu lenken. Kilian hätte gewünscht, sich augenblicklich in Chatou oder Ruel einzuquartieren, wäre es auch in einer Barke gewesen, um sein Leben damit hinzubringen, von ferne die Villa Poupinels zu betrachten; aber der Maler wußte ihn anderen Sinnes zu machen.

Der Vater Bruno gab ihnen das Versprechen, das Haus nicht aus dem Auge zu verlieren und sie von Allem zu unterrichten, was sich dort Neues ereignen könnte. Demnach beschloß er, eine Art von Existenz für eine Eidexe anzunehmen, entweder in der Sonne liegend an dem Ufer, oder angelnd, oder an dem Fluße, zwei oder drei Kilometer rechts und links von dem Mittelpuncte der Zuneigung und der Liebe seiner jungen Freunde, auf und nieder schreitend.

Der Punct, den er vorzugsweise wählte, war eine Art von kleiner Bucht, über der ein großer Weidenstamm lag, der einen Fuß hoch über dem Boden abgebrochen war und den die Wellen ausgehöhlt hatten. Rücklings auf diesem Vorsprung sitzend und den Rücken gelehnt gegen den Erdhügel, konnte er, ohne selbst gesehen zu werden,

bemerken, wer das Haus betrat oder verließ. Er hatte daher auf diesem natürlichen Observatorium seinen Posten gegen fünf Uhr Abends an eben dem Tage genommen, an welchem die beiden Freunde ihn verließen, da hörte er das Rollen eines Wagens auf der Landstraße und in der Richtung nach dem Orte, an welchem er sich befand. Allein der Wagen hielt etwa hundert Schritt entfernt still.

Bruno kümmerte sich deshalb nicht mehr um denselben und setzte seine Beobachtungen fort, versunken in eine Art Schläfrigkeit; bald aber tönte das Kreischen leichter Schritte auf dem Sande in sein Ohr und er erhob den Kopf.

Nun sah er über das hohe Gras, welches ihn verbarg, raschen Schrittes eine Frau dahineilen. Der Schleier ihres Hutes war über das Gesicht geschlagen, doch ungeachtet des dichten Netzes der Maschen wurden ihre Züge so hell beschienen, daß keiner derselben dem Auge des Zimmermanns entging.

Er glaubte das Spielwerk eines Traumes zu sein und richtete sich auf seinem Baume in die Höhe, um besser sehen zu können; wahrscheinlich machte das Gesicht dieser Frau auf ihn einen niederschmetternden Eindruck, denn er wankte, fiel und stürzte in das Wasser.

Er konnte sich an den biegsamen Zweigen eines Baumes halten, und während er wieder auf den Stamm zu steigen bemüht war, würde Jeder, der seine gesträubten Haare, seine irren Blicke, seinen weitgeöffneten Mund, gesehen hätte, ihn zuverlässig für einen Verrückten gehalten haben.

„Die Todten stehen also auf?“ sagte er mit Entsetzen, indem er wieder auf den Baum stieg und sich fest an denselben klammerte.

Aber die Erscheinung war nicht mehr zu sehen und die Straße war verödet.

„Ich habe geträumt!“ sagte sich Bruno.

Eine Frau war in der That an dem Zimmermann vorübergegangen und flüchtig in der Entfernung von etwa fünfzig Schritt verschwunden, indem sie in eines der Häuser trat, deren wahrscheinlich im Voraus geöffnete Thür sich sogleich hinter ihr wieder geräuschlos schloß. Diese Frau war Margarethe.

Poupinel führte sie nach dem kleinen Salon, in welchem Marienblume träumend stickte.

Margarethe war finster. Sie hatte mit den Gefährten des Pique-Aß einen fürchterlichen Auftritt bestanden und war von dem höchsten Schrecken erfaßt.

Ehe wir indeß den Auftritt erzählen, müssen wir dem Leser die Folgen desselben schildern; sie bestanden in nichts Geringerem, als dem armen Weibe den entsetzlichsten Entschluß einzuflößen.

Bei ihrem Anblick stieß Marienblume einen leisen Freudenschrei aus.

„Ach, Madame“, sagte sie, indem sie aufstand, „wie glücklich fühle ich mich, Sie wieder zu sehen!“

Margarethe öffnete ihr die Arme und drückte sie zärtlich an ihr Herz; dann ließ sie sich in einen Armsessel niedersinken und brach in Thränen aus.

„Was ist Ihnen, meine theure Tante?“ rief das junge Mädchen ergriffen und sie mit den Armen umschlingend.

Poupinel wollte sich entfernen, um den Schmerz und die Herzensergießungen zu achten, aber Margarethe, die ohne Zweifel aus der Anwesenheit eines Fremden Kraft schöpfen wollte, bat ihn, zu bleiben. Der ehrliche Mensch

ergriff ein Buch, setzte sich in eine Ecke und machte sich so klein als möglich.

Margarethe antwortete nicht auf die Frage Marienblumens und ihre Thränen verdoppelten sich, so oft ihr Blick dem ihres reinen Kindes begegnete.

„Ach, Madame,“ wiederholte das junge Mädchen, „sagen Sie mir die Ursache Ihres Kummers!“

„Das wäre eine lange und furchtbare Geschichte, mein theures Kind; verlange nur das nicht von mir. Mein Kummer, der schon von vielen Jahren herrührt, hat sich heute durch den Gedanken verhundertfacht, daß ich vielleicht gezwungen sein werde, mich zu entfernen.“

„Sich entfernen, Madame?“

„Nenne mich nicht so, ich beschwöre Dich, mein Kind; das zerreißt mir das Herz.“

„Nein, es ist wahr, und ich zürne mir deshalb, meine theure Tante. Verzeihen Sie mir! Sie wollen fort?“

„Es ist möglich.“

„Zu einer langen Reise?“

„Zu einer sehr langen,“ sagte Margarethe mit finsterem Wesen.

„Und ich sollte Sie nicht mehr wiedersehen?“

„Ach, wenn ich Dir Alles sagen könnte, wenn ich vermöchte — Dich mit mir zu nehmen! Doch nein — abscheulicher Gedanke — egoistisches Verlangen — Du gehörst mir nicht an!“

„Hören Sie, meine theure Tante und verzeihen Sie mir, was ich Ihnen sagen will. Aber es ist stärker wie ich und ich kann mich nicht enthalten, dem Antriebe meines Herzens zu folgen. Ja, es ist wahr, mir scheint, als würde mir Alles mangeln, wenn Sie mir fehlten.“

„Es bleibt Dir — Deine Mutter,“ — sagte Margarethe mit unendlicher Schüchternheit.

„Meine Mutter? Ach weshalb ist sie nicht schon gekommen! Wäre nicht ihr Platz hier zwischen uns Beiden? Weshalb führen Sie sie nicht zu mir? Haben Sie es mir nicht versprochen?“

„Ja, ich habe es Dir versprochen und ich werde Dir mein Wort halten, das schwöre ich Dir. Sie leidet sehr, Deine arme Mutter. Eine Tochter, wie Du zu haben, schön, rein und ein wahres Wunder und gezwungen, sich von ihr zu entfernen — siehst Du, das ist eine gräßliche Marter, und als sie sich entschloß, dieselbe anzunehmen, sie zu erdulden, da hatte sie ihre Kraft nicht abgemessen.“

„Führen Sie mich sogleich zu ihr; ich will durch meine Küsse all ihren Kummer verbannen.“

„Deine Küsse würden dazu genügen, mein Kind, aber bis Du ihr den Trost Deiner Liebe bringen kannst, ergoß sie in meine Seele einen Theil ihrer Leiden und die größte ihrer Besorgnisse.“

„Was fürchtet Sie denn?“

„Alles für Dich. Ach, Du könntest die Natur der Gefahren nicht begreifen, die Dich umgeben, und es wäre schon ein Verbrechen, sie Dir zu schildern. Höre mich an — hören auch Sie mich an, mein guter Poupinel, Sie, dem ich schon so viel verdanke! — Können wir je uns gegen Sie unserer Schuld entledigen?“

Der Zuschneider stand auf, trat zu der lieblichen Gruppe und reichte Margarethe seine redliche Hand.

„Sprechen Sie nie davon“, sagte er.

„Großmüthiger Freund!“ rief Margarethe.

„Bedürfen Sie meiner wieder?“

„Hören Sie. Diesen Abend — werde ich vielleicht gezwungen sein, zu einer Reise aufzubrechen. Marienblume, wenn ich diese Reise unternehme, so geschieht es Deinetwegen, besonders für Deine Mutter. — Es ist auch möglich, daß ich nicht reise, aber dann — o, das wäre der Preis einer sehr großen Betrübniß. Wenn ich längere Zeit abwesend bliebe, länger als einen Monat, dann hättest Du getreu das zu erfüllen, was in diesem Briefe geschrieben steht."

Sie reichte Poupinel ein großes, versiegeltes Schreiben. Ihre Hand zitterte und Marienblume bemerkte dies. Sie fiel ihr um den Hals.

„Ach, wie Sie zittern!" sagte sie.

„Herr Poupinel", fuhr Margarethe mit einer Art Stoicismus fort, „Sie werden diesen Brief öffnen — morgen um Mittag, nicht früher! Schwören Sie es mir!"

„Ich schwöre es Ihnen!"

„Dann, hören Sie, wenn Sie mich bis morgen Mittag nicht wiedergesehen haben, oder wenn Sie nicht wenigstens Nachrichten von mir empfangen, so kömmt dies daher, daß ich — fort sein werde."

Margarethe sprach diese letzten Worte mit einer tödtlichen Niedergeschlagenheit; sie empfand in ihrem Herzen eine Kälte, wie von einem Dolchstoße; aber sie stieß gewaltsam den schmerzlichen Eindruck zurück und fuhr mit der Hand über ihre bleiche, feuchte Stirn.

„Ach", sagte das junge Mädchen, „wie lange soll ich denn bleiben, ohne Sie zu sehen?"

„Es würde Dir also Freude gemacht haben, mich oft zu sehen, mein Liebling?"

„Ja. Scheinen Sie mich nicht aufrichtig zu lieben, mich, die ich plötzlich eine verlassene Waise geworden bin?"

„Du bist nicht verlassen. Ach, mein Kind, sprich nie eine solche Anklage gegen Deine Mutter aus, denn das wäre ein entsetzliches Verbrechen! Wenn Du wüßtest, welche Gründe sie noch von Dir entfernen, Dir, dem Mittelpuncte ihres ganzen Lebens. — Sie duldet tausend Mal mehr, wie Du, das schwöre ich Dir, denn ich kenne ihr Herz —"

„Arme Mutter!"

„Ja, arme Mutter! Sprich oft das Wort aus! — Es umfaßt Alles, denn sie ist wirklich sehr unglücklich."

„Ach, weshalb kann ich sie nicht noch heute trösten, in dieser Stunde, in diesem Augenblick?"

„Bald, bald!"

„Ach, wie ich mich danach sehne!" sagte Marienblume mit einem reizenden Ausdruck des Herzens.

Margarethe vermochte kein Wort hinzuzufügen; sie umschlang den Hals des jungen Mädchens und umarmte sie mit einer Innigkeit, daß sie einen leisen Schrei ausstieß, als hätte sie ihr wehe gethan.

„Verzeih mir, mein Kind", sagte Margarethe, indem sie bittend die Hände faltete.

Sie entriß sich diesem ruhigen Glücke und wollte gehen.

„Schon?" sagte Marienblume.

„Es muß sein. Ich habe noch so viel bis zu diesem Abend zu thun! Herr Poupinel, Sie wachen über Marienblume, nicht wahr?"

„Seien Sie ganz ruhig, Madame, ich habe derbe Arme und bin stark im Stockschlagen."

„O, es sind keine Gefahren der Art zu befürchten."

„Ich will Sie bis zu Ihrem Wagen begleiten", sagte Marienblume.

Margarethe näherte sich dem Fenster und sah weder auf dieser Seite, noch auf dem anderen Ufer der Seine, irgend ein menschliches Wesen.

„Ich bin es gern zufrieden," sagte sie, „und kommen auch Sie, Herr Poupinel."

Die beiden Frauen verließen das Haus und gingen, einander umschlungen haltend, den Weg entlang.

Poupinel folgte ihnen, den Hut über die Augen herabgezogen und bewaffnet mit einem ehrfurchtgebietenden Stocke.

In dem Augenblicke, als sie vor dem Busche von Kräutern und Wurzeln vorübergingen, hinter welchem Bruno versteckt lag, glaubte der Zuschneider eine plötzliche Bewegung und keuchende Athemzüge hinter dem Rohr-Dickicht zu vernehmen. Er wendete sich mit drohendem Wesen um, aber sogleich endete das Geräusch und er schrieb es dem Winde zu, der heftig wehte, wie bei der Annäherung eines Gewitters.

Bruno verließ seinen Posten und folgte mit schnellen Schritten den drei Spaziergängern. Er war bald an ihnen vorüber, wendete sich um, als er neben den Frauen war und lief dann wie ein Pfeil davon, um sich auf die Brüstung der Brücke von Chatou zu setzen.

Einige Minuten darauf fuhr ein Wagen an ihm vorüber, im Galopp davongetragen durch zwei kräftige und feurige Pferde.

Margarethe saß im Hintergrunde dieses Wagens, den Schleier wieder herabgelassen über ihr Gesicht; aber Bruno verlor keinen ihrer Züge.

„Ja!" stöhnte er, „die Todten stehen auf; sie ist es! — Was wollte sie hier!" Und in Gedanken versunken, schlug der Zimmermann den Weg nach seinem Häuschen ein.

Diesen Abend dachte er nicht daran, auf Rechnung seiner jungen Freunde Schildwache zu stehen.

Aber er fand eine offene Schänke.

Er verließ sie um Mitternacht, oder wurde vielmehr hinausgeworfen und der Unglückliche, der taumelte, der sich um die Besinnung getrunken hatte, stürzte als eine leblose Maschine mit erlöschendem Herzen nieder an dem Ufer der Seine.

Am nächsten Morgen fand man ihn an derselben Stelle, kalt, starr, und in dem ganzen Dorfe ertönte der Ruf:

„Der Vater Bruno ist todt!“

Ende des ersten Bandes.